Opp.
554
h
Schleier
Werk
III, 3

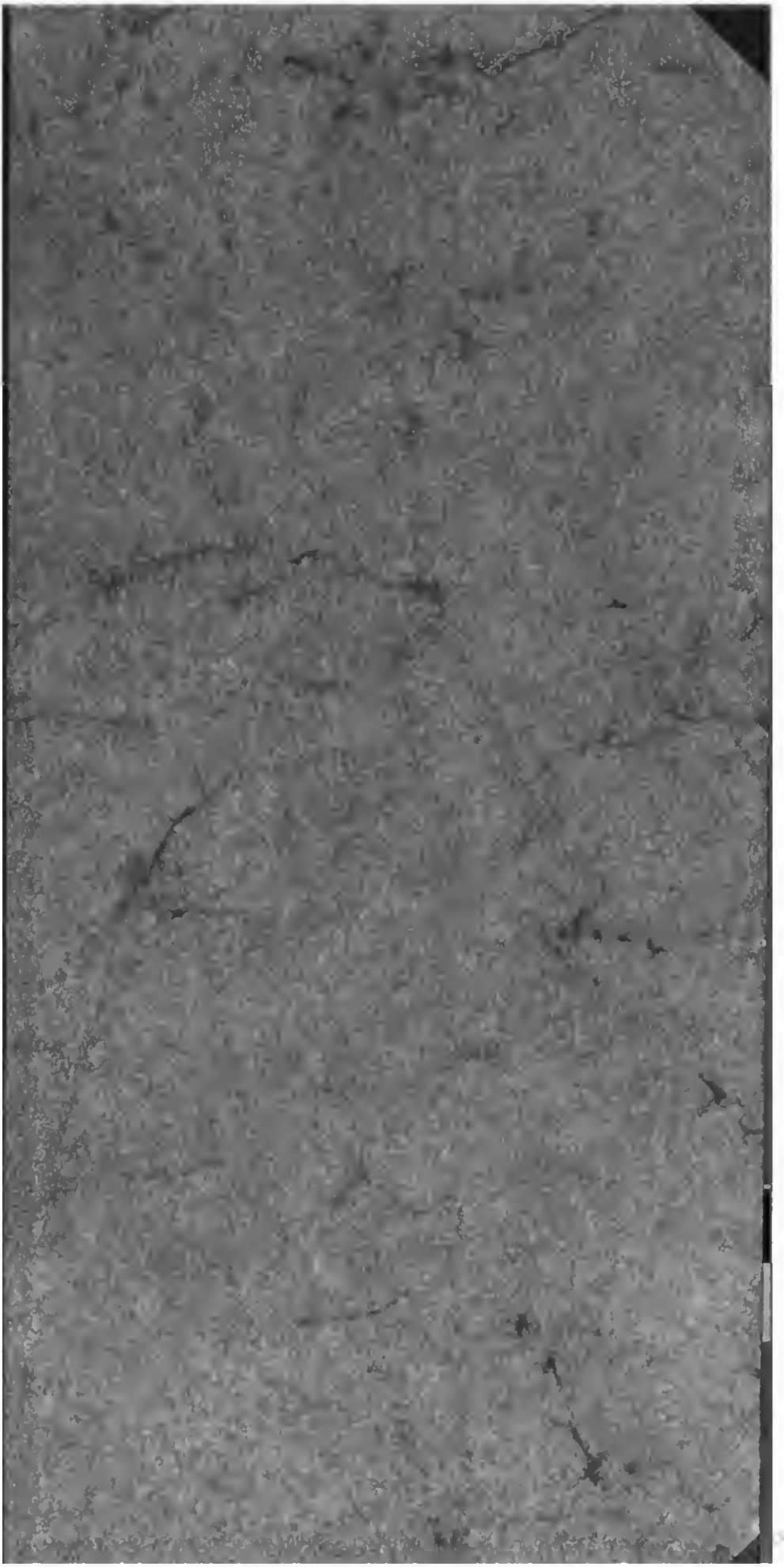
554
h
Schleiermacher
Werke

III, 3

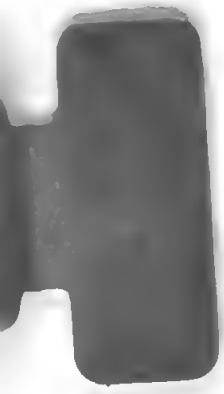
Opp.
554
h

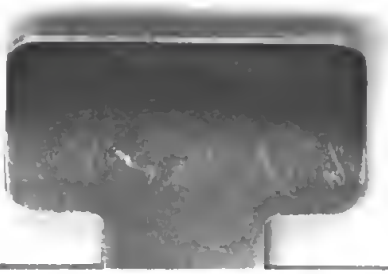
Schleiermacher
Werke

III, 3



Opp. 554 h
13,3





<36604886480012

<36604886480012

Bayer. Staatsbibliothek

Reden und Abhandlungen,

der Königl. Akademie der Wissenschaften

vorgetragen

von

Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse

herausgegeben

von

L. Jonas,

Prediger an der St. Nikolaikirche zu Berlin.

Berlin,

gedruckt und verlegt bei G. Reimer.

1835.

Friedrich Schleiermacher's

sämmtliche Werke.

Dritte Abtheilung.

Zur Philosophie.

Dritter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1835.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort des Herausgebers.

I.

Schleiermacher, mein verehrter Lehrer und väterlicher Freund, hat mir kurz vor seinem Tode seine Papiere überwiesen mit dem Auftrage, den Theil derselben, welcher die Dialektik, die christliche Sittenlehre und seine Ansichten über die Apostelgeschichte enthält, zu ordnen und in Druck zu geben. Was aber das Uebrige betrifft: so hat er sich zwar über einiges günstiger erklärt, über anderes ungünstiger, dennoch aber die Bestimmung darüber, was davon dem Publicum vorzulegen sein werde und was nicht, lediglich dem Urtheile anvertraut, das sich mir nach gewissenhafter Prüfung des vorhandenen Materials werde gebildet haben. Der erste Blick nun auf den mir anvertrauten Schatz lehrte mich

zweierlei. Zuerst dieses, daß er im Allgemeinen von weit größerem Werthe sei, als Schleiermachers Aeußerungen vermuthen ließen, daß ich also weniger darauf bedacht sein dürfe, nur einiges Auserlesene mitzutheilen, als darauf, wenig oder gar nichts vorzuenthalten. Dann aber auch dieses, daß die Aufgabe an keinem Puncte werde zu lösen sein ohne langwierige und mühevolle Arbeit. Denn auch was für den Herausgeber als fertig angesehen werden konnte, nämlich die diesen Band füllenden akademischen Reden und Abhandlungen, war stellenweise so wenig zu entziffern, daß sich voraussehen ließ, es werde manches nie eigentlich gelesen, sondern nur in dem Maaße erschlossen werden können, in welchem zuvor sein Ganzes aus dem Lesbaren werde erfaßt sein. Alles Uebrige aber, bald mehr die Wurzel, bald mehr die Frucht, bald mehr die Stütze des in der Universität Vorgetragenen, bot zuvörderst einzelne in sich durchaus ungeordnete Notizen dar, die nur dem verständlich sein können, der die Schleiermacher eigenthümliche Construction derjenigen Wissenschaft, auf welche sie sich beziehen, schon kennt, für diesen aber auch von hohem Interesse sind. Glücklicherweise indeß zeigten sich doch nur zwei der von Schleiermacher vorgetragenen Disciplinen, die nichts aufzuweisen haben von seiner Hand, als solche Notizen; für die übrigen fanden sich ferner zwar in sich zusammenhangende aber sehr ungleiche, anfangs je vor dem mündlichen Vortrage, und dann sehr kurz ja fast nur andeutend gehaltene, später nach demselben niedergeschriebene, und dann mehr oder weniger ausführliche Dar-

ſtellungen, wie er ihrer ſcheint bedurft zu haben, wenn er einerſeits nicht in Gefahr ſein ſollte während der Vorleſungen den Faden zu verlieren, und wenn er andrerſeits für zukünftigen Vortrag derſelben Wiſſenſchaft des einmal Gedachten auch im Einzelnen ſicher bleiben wollte. Aber auch nur wenige Mappen boten nichts als dieſe Grundlage, die meiſten gaben mehr, nämlich auch noch wieder vor oder nach wiederholtem Vortrage niedergeſchriebene, bald ſtätig fortlaufende bald mannigfach unterbrochene, die Grundlage theils ausführende theils umgeſtaltende Rand- oder ſonſtige Nebenſchriften, bis endlich für einige Disciplinen ſich auch wol Anſätze zu gründlicherer nicht mehr auf die Vorleſungen allein berechneter Bearbeitung herausſtellten, aber dann zwei drei auch nicht überall der eine die anderen überflüſſig machende, ſondern meiſtens ſich einander nicht weniger vorausſetzende und ergänzende als wiederholende Anſätze, ſo daß ſchon hieraus jedem einleuchten wird, daß zur Bearbeitung dieſer Manuſcripte nichts geringeres erforderlich ſcheinen konnte, als eine lange Reihe der verwickeltſten Operationen ſcharfer und beſonnener Kritik und zwar aus einer ſo innigen Vertrautheit heraus mit Schleiermachers Anſchauungen, Syſtem und Kunſt, wie ſie niemand von vorn herein zur Sache hinzubringen, ſondern wie ſie erſt in und mit der Ausführung gewonnen werden könne. Noch beſtimmter aber muß dies jedem hervortreten, wenn er hinzunimmt, daß, wo die Manuſcripte nur andeuten oder gar ſchweigen, nirgend Hülfe zu finden iſt als bei den Nachſchriften der Hörer, deren jede für ſich und deren verſchiedene

Jahrgänge in ihrem Verhältniß zu einander doch natürlich nicht nur wieder dieſelben Aufgaben ſtellen müſſen, wie die Manuſcripte ſelbſt, ſondern noch andere dazu von ganz eigenthümlicher Art.

Einem ſolche Schwierigkeiten darbietenden Stoffe nun, ſei es daß er geordnet zu Tage gefördert, ſei es daß er nicht ohne zuvor von allen Seiten ſcharf darauf angeſehen zu ſein für immer der Vergeſſenheit übergeben werden ſoll, können, das ſieht jeder, die Kräfte eines Einzelnen, überträfen ſie die meinigen auch noch ſo weit, nicht gewachſen ſein; ich freue mich alſo melden zu können, daß es mir, wie es denn auch nicht anders zu erwarten war, ohne Mühe gelungen iſt für beides, für die Mitprüfung und für die Mitbearbeitung deſſelben, aus der mir zugänglichen Zahl der Freunde und Schüler Schleiermachers Männer zu gewinnen, deren bei weitem die meiſten durch ihren Namen allein Bürgſchaft genug für den Werth der Bemühungen leiſten, die ſie auch dieſer Sache widmen werden, die anderen aber auch durch das allein, was ſie in dieſer Sache leiſten werden, es niemandem werden zweifelhaft laſſen, daß wie ihrem Eifer ſo ihrer Umſicht und Einſicht mit Fug und Recht vertraut werden durfte. Das nähere Uebereinkommen aber, das wir getroffen haben, iſt dieſes. Die Dialektik, die Pſychologie, die akademiſchen Reden und Abhandlungen, die chriſtliche Sittenlehre und das Leben Jeſu ſind mir vorbehalten, des Uebrigen aber haben ſich jene angenommen, und zwar

der Pauliniſchen Briefe Herr Profeſſor Bleek,
der Kirchengeſchichte Herr Profeſſor Bonnel,
der Pädagogik und Politik Herr Profeſſor Brandis,
der Schriften des Lucas Herr Profeſſor Lachmann,
der Aeſthetik Herr Profeſſor Kommatzſch,
der Hermeneutik und Kritik, der Einleitung ins N. T., der Ev. des Matth. und des Joh., der katholiſchen Briefe und des Briefes an die Hebräer Herr Profeſſor Lücke,

der praktiſchen Theologie Herr Profeſſor Nitzſch,
der Geſchichte der Philoſophie Herr Profeſſor H. Ritter,

der philoſophiſchen Ethik Herr Profeſſor Schweizer,
der Encyclopädie, der kirchlichen Statiſtik und der Predigten Herr Prediger Sydow.

Aber auch, nachdem nun die Arbeit gehörig getheilt iſt, ſieht jeder, daß, ſoll anders der Sache ihr Recht werden, immer nur langſam wird vorgeſchritten werden können. Und ſo werden wir denn unſrerſeits zwar eilen, aber auch nichts übereilen, überzeugt, daß der Tadel, der gegen uns laut geworden iſt, und die Befürchtungen für die Sache, die hie und da gehegt werden, ſich wenn nicht früher doch dann gewiß als ungegründet erweiſen werden, wenn beharrliche Gründlichkeit Schleiermachers Schöpfungen im Gebiete der Wiſſenſchaft ſo wird ans Licht geſtellt haben, wie die uns zu Gebote ſtehenden Materialien, und zwar nur dieſe, es fordern und zulaſſen.

Was sonst gesagt werden muß, werde ausgesprochen, wo über das Einzelne Rechenschaft abzulegen ist. Hier sei nur noch bemerkt, daß der literarische Nachlaß der ursprünglichen Absicht entgegen nunmehr selbstständig hervortritt, und daß ich an der Herausgabe der auch sonst schon gedruckt vorliegenden Schriften Schleiermachers keinen Theil nehme, sondern meine Thätigkeit lediglich auf dasjenige beschränke, was mir von ihm selbst anvertraut ist.

II.

Was nun die nachfolgenden Reden und Abhandlungen insbesondere betrifft: so ist zuvörderst eine zwiefache Inconsequenz zu bekennen. Die erste ist, daß zwei früher schon gedruckte Reden, I, 4 und 16, aufgenommen sind; die zweite, daß die unter I, 21 mitgetheilte nicht die Stelle einnimmt, die sie ihrem Datum nach einnehmen sollte. Aber diese zuletzt genannte Inconsequenz beruht bloß auf einer Unachtsamkeit, die ich zu entschuldigen bitte; die erste dagegen findet ihre Erklärung darin, daß die genannten Reden unter Umständen aufgenommen und abgedruckt wurden, welche noch die Verbindung, nicht die Trennung, des früher schon Gedruckten und des zum ersten Male Hervortretenden zu fordern schienen.

Zweitens ist zu berichten, daß ich drei zu I. gehörige Reden nicht habe abdrucken lassen. Die eine ist überschrieben, Preisertheilung der philosophischen Classe den 3. Juli 1822; die andere, Antwort an Herrn Ritter; die dritte, Anrede an Herrn Eichhorn. Die letzte ist zu unvollständig, die zweite zu flüchtig, die erste von zu geringem Interesse, als daß ihre Veröffentlichung wäre rathsam gewesen. Die Gedächtnißrede auf Buttmann ist handschriftlich gar nicht mehr vorhanden. Die übrigen unter I. mitgetheilten sind, 1 und 4 ausgenommen, alle von Schleiermachers Hand geschrieben. Sie fanden sich zusammengelegt in einem Umschlage,

der die Aufschrift führt, Zurückgenommene Abhandlungen. Daß ich sie dessenungeachtet habe abdrucken lassen, wird hoffentlich niemand mißbilligen, da ihnen, wenn auch hier und da der wissenschaftliche, doch schwerlich so ungefeilt sie meistens sind der künstlerische Werth kann abgesprochen werden, und noch weniger der, daß sie sich als ächte Gepräge wie des Geistes so besonders auch der Gesinnung ihres Verfassers zu erkennen geben. So freimüthig war seine Treue, und so versöhnend so edel und fein seine Freimüthigkeit, wie sie sich hier aussprechen; und klar tritt auch hier hervor, was das Geheimniß ist seiner, des Redners, immer fesselnden Kraft, daß er nämlich, wozu nur Geist befähigt, der der Gesinnung dient, das scheinbar Kleinste und Vereinzeltste in dem Mittelpunct des geistigen Lebens zu erfassen und aus demselben heraus als überall vom Höchsten berührt und dasselbe seinerseits berührend darzustellen wußte.

Wo diesen Reden der Schluß fehlt, ist schwerlich zu folgern, daß Manuscript verloren gegangen sei; denn sie brechen nicht am Ende sondern auf der Mitte des Blattes ab.

Drittens ist zu bemerken, daß die unter V, 1. 2. und VI. gegebenen Abhandlungen nach einer unter der Leitung des Herrn Prof. H. Ritter, von welchem auch mit Dank anzuerkennende Citate herrühren, angefertigten Copie abgedruckt sind. Die erste und die letzte dieser Abhandlungen hat nämlich Herr Ritter unter Schleiermachers die Geschichte der Philosophie enthaltenden Manuscripten aufgefunden, und die zweite hatte ich ihm in der leider getäuschten Erwartung zugeschickt,

daß ſich ihr Schluß, der nicht urſprünglich kann gefehlt haben, unter denſelben Manuſcripten mögte auffinden laſſen. Was unter II, 1. 2., III, IV, und V, 4. 5. gegeben iſt, hat Schleiermacher ſelbſt als mittheilbar bezeichnet.

Ferner habe ich über die in Anwendung gebrachte Orthographie und Interpunction zu bemerken, daß beide dem Syſteme, das ſich Schleiermacher in Beziehung auf ſie gebildet hatte, ſo nahe als möglich gebracht ſind. Er ſelbſt hat es nie conſequent ausgeführt, aus Mangel an Zeit, wie er ſagte; aber die Sache war ihm doch ſo wichtig, daß er mir ſeine Principien entwickelte und zur Beachtung empfahl, als er mir etwa ein Jahr vor ſeinem Tode alle ſeine Correcturen übertrug.

Endlich iſt anzuführen, daß nach einem mir von freundlicher Hand mitgetheilten „Verzeichniß der Vorleſungen, welche Herr Prof. Schleiermacher in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hat," folgende Abhandlungen vorhanden ſein müßten:

A. In den Plenarſitzungen geleſene.

1) 1811. Jan. 29. Ueber Diogenes von Apollonia.
2) 1812. Nov. 11. } Ueber Anaximandros von Milet.
3) 1812. Dec. 24. }
4) 1813. Jun. 24. Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens.
5) 1814. März 24. Ueber den Begriff der verſchiedenen Staatsformen.
6) 1814. Dec. 22. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung.

7) 1815. Jul. 27. Ueber den Werth des Sokrates als Philosophen.
8) 1816. Mai 16. Ueber die griechischen Scholien zur Nikomachischen Ethik des Aristoteles.
9) 1817. Dec. 4. Ueber die ethischen Werke des Aristoteles. I. Abhandl.
10) 1819. März 4. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung des Tugendbegriffes.
11) 1820. Aug. 10. Ueber die verschiedenen Formen des Vertheidigungswesens.
12) 1821. Mai 17. Ueber die Commentare zu Aristoteles Kategorien und Analytik.
13) 1824. Aug. 12. Ueber die wissenschaftliche Behandlung des Pflichtbegriffes.
14) 1825. Jan. 6. Ueber den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz.
15) 1825. Jul. 28. Ueber Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst.
16) 1826. Jun. 29. Ueber den Begriff des Erlaubten.
17) 1827. Mai 17. Ueber den Begriff des höchsten Gutes.
18) 1829. Aug. 13. } Ueber den Begriff der Hermeneutik.
19) 1829. Oct. 22. }
20) 1830. Jun. 24. Ueber den Begriff des höchsten Gutes. II. Abhandl.
21) 1830. Jul. 8. Gedächtnißrede auf Buttmann.
22) 1831. Aug. 11. } Ueber den Umfang des Begriffs der Kunst.
23) 1832. Aug. 2. }

B. In den Sitzungen der philosophischen Classe.

1) 1816. Jan. 8. Ueber den Begriff des Sophisten, besonders in Bezug auf den Protagoras.
2) 1816. Apr. 1. Ueber die Aechtheit der Aristotelischen Ethiken.
3) 1817. Jul. 28. Einige Gedanken über die Auswanderungsverbote. (Auch in der öffentl. Sitzung am 3. Aug. 1818 vorgetragen.)
4) 1820. Febr. 14. Skizze einer Untersuchung über den Philosophen Hippon.

C. In den Sitzungen der historisch-philologischen Classe.

1) 1814. Apr. 4. Einiges über die Fragmente des Demokritus.
2) 1815. Jan. 9. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius.
3) 1818. Jan. 11. Einiges über die Scholien zur Nikomachischen Ethik.
4) 1818. Apr. 6. Ueber die Ethik des Aristoteles.
5) 1820. (Datum nicht angegeben.) Einiges über die Fragmente des Empedokles in Bezug auf den Pythagoreismus desselben.
6) 1820. März 21. Einiges über des Pseudo-Origenes Zeugniß vom Hippon.
7) 1826. Aug. 8. Ueber eine Glosse des Timäus.
8) 1827. Oct. 22. Bemerkungen über die schwierige Stelle von der Platonischen Zahl in Rep. VIII. und die bisherigen Erklärungen derselben.

D. In der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe.

1830. März 30. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik.

Davon nun ſind gedruckt

a. in den Jahrbüchern der Akademie: A, 1. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 10. 13. 14. 16. 17. 20. 21. B, 3.

b. hier: A, 6. 9. 11. 15. 18. 19. 21. 22. 23. B, 4. C, 2. 7. D.

folglich fehlen: A, 12. B, 1. 2. C, 1. 3. 4. 5. 6. 8., die indeß ſchon lange vermißt ſein müſſen, wenn ſich auf ſie ein B (Buttmann) unterzeichneter Schleiermachers Papieren anliegender Zettel, Die Bücher der Bibliothek, worin Ihre übrigen verlornen Abhandlungen ſtecken, haben wir noch nicht gefunden, beziehen ſollte.

Berlin, den 31. October 1835.

Jonas.

Inhalt.

I. Reden, bei besonderen Veranlassungen gelesen. S. 1—178.

1. Am 10. Mai 1810. (Beim Eintritt in die Akademie.) . S. 3
2. Am 3. Juli 1815. (Zur Charakteristik des Herrn v. Leibnitz.) . . . . . — 9
3. Am 3. Juli 1815. (Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches sind die Berührungspuncte, die beide Philosophien mit einander gemein haben?) . . — 19
4. Am 24. Januar 1817. (Wie würde Friedrich der Große heute regieren? In welchem Sinne diese Frage dürfe aufgeworfen werden, und wie weit nur man sie beantworten könne.) . . . . . — 28
5. Am 3. August 1819. (Was beabsichtigt die Akademie, des Königs Geburtstag feiernd?) . — 41
6. Am 24. Januar 1821. (Friedrich der Große auch darin groß, daß er zugleich die Volksschulen und die Akademie der Wissenschaften fördert.) . . . . . — 45

7. Am 21. November 1822. (Zur Nachfeier des Regierungsjubelfestes des Königs. Wodurch Reinheit und Vollständigkeit einer Freude, wie dieses Fest sie voraussetzt und erregt, bedingt seien. . . . . S. 49

8. Am 3. August (1823?) (Was erwirbt auch innerhalb desselben Volkes dem einen Staate vor dem anderen die entschiedene Zuneigung derer, welche der Wissenschaft leben?) . — 57

9. Am 3. Juli 1824. (Ueber Lobreden im Allgemeinen, und die Fontenellesche auf Leibniz insbesondere.) . . . . . — 63

10. Am 24. Januar 1825. (Erinnerung an die großartige und freisinnige Weise, in welcher Friedrich der Große die Aufsicht des Staates auf die schriftstellerische Hervorbringung führen ließ.) . . . . . — 69

11. Am 24. Januar 1826. (Ueber den Begriff des großen Mannes.) . . . . . — 73

12. Am 3. August 1826. (Der König will seinen Geburtstag nicht als ein bürgerliches Fest behandelt wissen — eine eines großen Herrschers würdige Ansicht.) . . . — 85

13. Am 3. August 1827. (Wie treffend der Totaleindruck, den uns die Art zu sein eines Mannes giebt, durch die Aehnlichkeit mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft bezeichnet werde.) . . . . — 91

14. Am 24. Januar 1828. (Wie ist es anzusehen, wenn ein Regent mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Productionen öffentlich hervortritt?) . . . . . — 100

15. Am 3. August 1829. (Wie mußte sich das Verhältniß entwickeln zwischen Geschlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Stil unserer jetzigen europäischen Welt konnte zu Stande kommen?) . . . — 107

16. Am 8. Juli 1830. (Gedächtnißrede auf Philipp Buttmann.) — 116

17. Am 3. August 1830. (Ueber die Frage, welches Loos glücklicher sei, zu herrschen, oder beherrscht zu werden.) . . . . — 130

18. Am 7. Juli 1831. (Ueber Leibnitz unausgeführet gebliebenen Gedanken einer allgemeinen philosophischen Sprache.) . . . . S. 138

19. Am 26. Januar 1832. (Die Akademie der Wissenschaften ein Werk der königlichen Kunst.) . . — 150

20. Am 24. Januar 1833. (Ueber Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.) . . . — 163

21. Am 3. Juli 1827. (Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer.) . . . . . — 173

II. Zur Aesthetik. S. 179 — 224.

1. Ueber den Umfang des Begriffs der Kunst in Beziehung auf die Theorie derselben. Erste Abhandlung. Gelesen am 11. August 1831. . . . . — 181

2. Zweite Abhandlung. Gelesen am 2. August 1832. . — 199

3. Anhang. Ansatz zu einer dritten Abhandlung. . . — 219

III. Zur Politik. S. 225 — 270.

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Gelesen am 22. December 1814. . . . . — 227

2. Ueber die verschiedene Gestaltung der Staatsvertheidigung. Gelesen am 10. August 1820. . . . . — 252

IV. Zur Ethik. S. 271 — 290.

Ueber Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst. Gelesen am 28. Juli 1825. . . . . — 273

V. Zur Philologie. S. 291 — 402.

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Gelesen am 9. Januar 1815. . — 293

2. Ueber die ethischen Werke des Aristoteles. Gelesen am 4. December 1817. . . . . — 306

3. Ueber eine Glosse des Timäus. Gelesen am 8. August 1826. . . . . — 334

4. Ueber den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Ast's Lehrbuch.

A. Erste Abhandlung. Gelesen am 13. August 1829. S. 344
B. Zweite Abhandlung. Gelesen am 22. Oct. 1829. — 366

5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik. Gelesen am 30. März 1830. . . . . — 387

VI. Zur Geschichte der Philosophie. S. 403 — 410.

Untersuchung über den Philosophen Hippon. Gelesen am 14. Februar 1820. . . . . — 405

I.

Reden

bei

besonderen Veranlassungen

gelesen

in der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

1. *)

Meine Herren!

Indem ich mich vor Ihnen darstelle, um in Ihrer ehrwürdigen Versammlung den Plaz einzunehmen, den ich Ihrer Wahl verdanke, befinde ich gewiß mehr als ein andrer mich in dem Fall, daß mir die Annahme desselben als Anmaßung könnte ausgelegt werden. Denn wenn auch die Verdienste derer, welche Ihre Stimme in diesen Kreis beruft, nicht immer gleich groß sein können: so kann doch nicht jeder sich damit beruhigen für sich selbst, sondern muß in dem was er thut oder geschehen läßt gerichtet werden nach seinen eigenen Ansichten. Leichter also hätte es ein andrer, der die Akademie nur ansähe als eine nähere von der Regierung unterstüzte Verbindung von gelehrten, die zufällig hier zusammen leben und bald nach Neigung bald von Umständen geleitet die entstandenen Lükken wiederum durch andere ausfüllen. Ich aber, obgleich ich vielleicht übergehen könnte was wol nur wenigen von Ihnen bekannt geworden ist, fühle mich doch genöthigt mich bei meinem Eintritt in diesen Kreis an die Aussage zu erinnern, daß ich mir eine Akademie nur zu denken vermag als einen das ganze der Wissenschaften darstellenden Verein derer, die in den verschiedenen Zweigen derselben Meister sind, und so, wohl wissend, daß ich alles was

*) Gelesen am 10. Mai 1810. J.

hier in Erwägung kommen kann immer nur als Liebhaberei betrieben habe, muß ich meine Berechtigung hier zu sein bezweifeln.

Jeder Freund und nach seinen Kräften Bearbeiter einer Wissenschaft, wenn ein ehrenvoller Ruf ihn mit einem bestimmteren Namen bezeichnet oder in den Kreis der vollendeteren versezt, kann sich selbst dessen nur für würdig halten, wenn entweder ein für die Wissenschaft selbst bedeutendes und wesentliches Werk ihn als Meister lobt, oder wenn er es durch die That geworden ist, indem er Schüler an sich gezogen und weiter gebildet hat. Wiewol immer das lezte ein mißliches Kennzeichen bleibt, weil die Jünglinge von der fremden Hand des Alters geleitet nicht selten dem schwächsten Wiederschein einer längst untergegangenen Sonne nachgehn müssen, sich selbst überlassen aber eben so leicht von falschem Glanze verführt einer gehaltlosen Erscheinung folgen. Wenn nun dieses überall zwar, am meisten aber in der Philosophie der Fall ist, so muß ich in die philosophische Klasse dieser Akademie berufen mir um so mehr die prüfende Frage vorlegen, welches wol in diesem Gebiet die für die Sache selbst so wichtigen und folgereichen Werke sind, daß sie den Meister verkündigen.

Unter allen neuern Völkern haben unläugbar wir Deutsche den höchsten Begriff von Philosophie, die tiefste Ehrfurcht für sie, richten eben deshalb aber auch am strengsten über alles, was sich unter diesem Namen will geltend machen. Werke, die unter andern Nationen zu einem klassischen Ansehn gelangt sind und ihren Urhebern den Ruf ausgezeichneter Philosophen erworben haben, vermögen wir Deutsche nicht eben so anzusehn; seien sie auch voll richtigen Urtheils über die wichtigsten Gegenstände, offenbaren sie auch auf jedem Blatt einen seltenen Scharfsinn und ein nachdenkliches Gemüth, welches an höheren Betrachtungen mit Liebe hängt: wir können daran noch immer das vermissen, was uns den Philosophen macht; und nichts erscheint uns wunderlicher, als wenn Voltaire und Rousseau gleich

ſehr als des Cartes und Shaftesbury, oder Hume gleich ſehr als Baco Philoſophen ſein ſollen. So könnten wir noch viele Klaſſen von Werken durchgehn, die anderwärts und in einem weiteren Sinne philoſophiſch heißen, alle ſchäzbar theils wegen der Tiefe des Gemüths und des eignen Wahrheitsſinnes, theils wegen des wiſſenſchaftlichen Charakters; dennoch, in welchen ſich nicht beides vereinigt und zwar auf eine eigenthümliche Art vereinigt zeigt, welche nicht an dem Mittelpunkte alles Wiſſens feſt halten, von da aus mit Licht und Ordnung im ſchaffenden Geiſt Eine Richtung oder alle andeutend und verfolgend: dieſe werden wir auf dem Gebiet der Philoſophie immer nur für untergeordnet erklären, entweder als unſtäte Erſcheinungen von flüchtigem nirgend feſt wurzelndem Leben, oder als abgeleitet von andern und nur, ſei es auch erweitert, wiederholend was ſchon da war. So daß nach unſerer Schäzung als Meiſterwerke nur die übrig bleiben werden, welche uns eine neue Betrachtungsweiſe jener geheimnißvollen Operation, des Erkennens, in einem lebendigen ſchon die Grundzüge ſeiner kräftigen entwikkelteren Geſtalt in ſich tragenden Keim offenbaren, oder eine früher nur unvollkommen mitgetheilte auf die großen Maſſen des Erkennens, die Natur und die Geſchichte, zuerſt lichtvoll und eigenthümlich anwenden, oder endlich eine nicht in einem einzelnen erzeugte ſondern aus dem gemeinſamen Charakter einer Nation oder einer Zeit hervorragende Anſicht auf eine urſprüngliche Weiſe wiſſenſchaftlich auffaſſen und geltend machen.

Wie wenig ich mich rühmen kann ein ſolches Werk erzeugt zu haben, weiß jeder, ich aber auch, daß ich nie eins hervorbringen werde, und ich muß mich nur an die Ueberzeugung halten, daß es vielleicht mit der Philoſophie in Bezug auf Inſtitute wie dieſes eine etwas andre Bewandniß hat als mit den andern Wiſſenſchaften, und daß für eine Akademie ſich weniger diejenigen eignen, die neue Syſteme gegründet oder vollendet haben, als die, welche die Philoſophie hiſtoriſch und kritiſch zu behandeln bemüht ſind.

Die Philoſophie, dieſes Verſenken des Geiſtes in ſeine und der Dinge innerſte Tiefe um die Verhältniſſe des Zuſammenſeins beider zu ergründen, dieſes Beſtreben das höchſte und unmittelbarſte der Erkenntniß klar und ſicher zu erreichen, hat ſich vor unſern Augen ſchon unter unzähligen verſchiedenen Geſtalten wiederholt, jede mit mehreren andern zuſammentreffend in gemeinſamen Zügen, jede auch von andern ſo abweichend, daß ſie ſich von ſelbſt als Gegenſätze darſtellen. Die befangene Unfähigkeit einiger, der ſkeptiſche Kleinmuth andrer unter den Zuſchauern weiß hieraus nur Beweiſe herzuleiten für die Unmöglichkeit der Philoſophie und troſtloſe Abmahnungen von jedem Sichbefaſſen mit ihr als mit einem leeren Geſchäft. Aber auch diejenigen ſelbſt, welchen dieſe einzelnen Formen der Philoſophie ihr Entſtehen und ihre Ausbildung verdanken, ſind größtentheils wie leider die Erfahrung zeigt ganz in den Moment verſenkt, welchen auszufüllen ſie durch ihre Natur und ihre Lage beſtimmt ſind; ja ſie müſſen, ſo will es die Nemeſis, nicht ſelten durch alles was kleinliche Leidenſchaftlichkeit was kleinliche Beſchränkung nachtheiliges mit ſich führt den Ruhm der Erfinder erkaufen. Die ganze Idee der Philoſophie fällt ihnen zuſammen mit der Geſtalt, welche ſie ihr geben, und oft iſt alles was von ihnen geſchehen iſt oder neben ihnen geſchieht für ſie entweder gar nicht da oder nur als der Gegenſtand eines zerſtörenden Eifers. Beides nun ſind Stimmungen unter der Würde eines Vereins wiſſenſchaftlicher Männer und unverträglich mit dem Sinne, der in einem ſolchen herrſchen ſoll. Alles was Wiſſenſchaft zu heißen verdient zu einem ganzen vereinigend muß eine Akademie nothwendig den Glauben in ſich ruhen haben an einen ſolchen Mittelpunkt aller Erkenntniß, wie die Philoſophie ihn darſtellen ſoll, weil ohne ihn ein ganzes der Wiſſenſchaften nur ein leerer Schein wäre oder irgend einem Zweck des geſchäftigen Lebens untergeordnet; aber zugleich eine Reihe von Geſchlechtern zu Einem zuſammenhangenden wiſſenſchaftlichen Leben verknüpfend darf nichts, was nur eine beſtimmte Gegenwart erfüllt, ſich ihrer ausſchließend bemächtigen.

Fortſchreitend zwar in ihrer Entwikklung darf ſie doch, wenn ſie in der That Eine Perſon höherer Ordnung darſtellen ſoll, in keinen ſolchen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, wie er unvermeidlich wäre, wenn entweder die Vertheidiger entgegengeſezter Syſteme als ſolche ihren Streit in ihrer Mitte trieben, oder wenn ſie heute Einem Syſtem huldigte, ihre folgende Generation aber von ähnlichem Parteigeiſt nach einer entgegengeſezten Seite getrieben das Werk der früheren nicht zu verbeſſern oder zu ergänzen ſtrebte, ſondern zu zerſtören.

Vielmehr ziemt es der Akademie von der Gewißheit ausgehend, daß nichts was die ächte Form der Philoſophie anzuziehen vermag baarer Irrthum ſein kann, eben ſo überzeugt zu ſein, daß nichts was Eine Periode hervorbringt die ganze Wahrheit in ſich einſchließt. In jeder Geſtaltung der Philoſophie erſcheint ihr der höchſte Forſchungsgeiſt in einer eigenthümlichen Function begriffen, und es iſt ihr Geſchäft eben dies eigenthümliche im Vergleich mit früheren Beſtrebungen richtig aufzufaſſen, den Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit andern Ereigniſſen im Gebiet des menſchlichen Geiſtes zu verſtehen, das poſitive darin was eine Lükke in der bisherigen Behandlung ergänzt hervorzuheben, aber auch nicht zu überſehen, zu welcher Einſeitigkeit ſie ſich hinneigt, und was für Bedürfniſſe ſie ſelbſt der Zukunft erſt zu befriedigen hinterlaſſen wird. Und für dieſes Geſchäft ſind ihr auch nicht die Erzeugniſſe der Gegenwart, von der ſie ſich nicht will beherrſchen laſſen, der einzige Gegenſtand; ſondern weil es nie ganz vollendet ſein kann, ſtiftet es eine lebendige Wechſelwirkung aller Zeiten und kehrt oft zur Unterſuchung und Darſtellung des alten zurükk, weil theils das alte nicht ſelten die überraſchendſten Aufklärungen über das neuere gewährt, theils auch jede bedeutende neue Erſcheinung ein neues Licht auf noch nicht völlig verſtandene frühere Beſtrebungen zurükkwirft.

Dies, meine Herren, iſt es, was ich unter der kritiſchen und hiſtoriſchen Behandlung der Philoſophie verſtehe, und was

mir das vornehmste Geschäft der philosophischen Klasse in einer Akademie der Wissenschaften zu sein scheint. In einem solchen Sinne hat auch dies preiswürdige Institut durch seine Arbeiten und seine Aufgaben gewirkt und nur unkundigen deshalb weniger zu wirken geschienen, weil es immer gleich ruhig über dem Streit der Parteien schwebte. In demselben Sinne hat auch jener treffliche Mann, mit dessen Schilderung Sie, Herr Secretair der philosophischen Klasse, nur kürzlich die Akademie beschenkt haben, die Ereignisse seines Zeitalters aufmerksam begleitet. Auch für mich, wenn es mir vergönnt ist mich hier unmittelbar anzufügen, haben Beschäftigungen dieser Art seit lange her einen vorzüglichen Reiz gehabt, nur daß ich, auch aus andern Gründen, vorzüglich aber aus gerechter Bedenklichkeit, mich an eine solche Betrachtung des gleichzeitigen weniger wage, und die mannichfaltigen Versuche des Alterthums in dem Gebiet der Philosophie mich vorzüglich anziehen, — überzeugt daß dergleichen Bemühungen auch denen, die mehr in der Gegenwart leben, nicht geringfügig erscheinen können, wenn sie nur den Geist athmen, dessen wesentliches ich eben anzudeuten versucht habe. Für meine künftigen Arbeiten dieser Art geht mir die Hoffnung eines besseren Gedeihens auf aus meiner Aufnahme in Ihren Kreis. Sich einem solchen verbunden fühlen ist das beste Mittel um sich immer in der ruhigen Würde des Forschers zu erhalten, der kräftigste Sporn um nicht zu weit hinter dem zurükkzubleiben, was die wohlgebrauchten Kräfte vermögen, und was das größte ist die sicherste Gewährleistung Rath und Beistand bei den verbrüderten Einsichten zu finden, wo die eigenen nicht hinreichen wollen.

2.

Oeffentliche Sizung

vom

3. Julius 1815.

Wenn unsere Akademie, wie sie verdiente und ausgezeichnete Mitglieder nach ihrem Tode Einmal zu loben pflegt, sich zur Pflicht gemacht hat ihres Stifters in jährlich wiederholter Gedächtnißfeier ehrenvoll zu erwähnen: so müßten wir, wenn dies nicht grade einen Mann wie Leibnitz gölte, allerdings besorgen, daß wir bald dahin gebracht würden dasselbige zu wiederholen und nur durch Kunst der Rede und Mannigfaltigkeit der Wendungen die Erschöpfung des Inhaltes verdekken zu müssen. Was man von den Werken der Kunst gesagt hat, daß jedes nach dem Maaß seiner Vollendung und fast ohne Unterschied des Gegenstandes auch ein unendlicher Gegenstand für die Betrachtung ist, das freilich muß auch von den Meisterstükken der Natur gelten und also vornämlich von jedem nach allen Seiten durchgebildeten und vollendeten Manne. Allein die Kunst der Betrachtung geht auch wieder ihrerseits darauf aus das innere Wesen mit Einem Blikk zu durchschauen und entweder in Einem lebendigen Bilde darzustellen oder Eine möglichst leichte und einfache Formel aufzufinden, in der es ganz aufgehe; und ist dies einmal erreicht, so bleibt die Persönlichkeit auch des vortrefflichsten Wesens nur

in ſofern ein würdiger Gegenſtand wiederholter Darſtellung, als ein Reichthum fruchtbarer Relationen zu Hülfe kommt, deren aus jedem andern Standpunkt ſich wieder andere darbieten. Es giebt daher eine zwiefache Art, wie die nicht mehr unmittelbar mitlebende Welt ſich mit einem bedeutenden Manne beſchäftigen kann. Die eine trägt noch das Weſen der von ſeinen Zeitgenoſſen ererbten perſönlichen Zuneigung an ſich; ſie arbeitet an jenem Bilde mit Luſt, ſucht alle Einzelheiten in daſſelbe aufzulöſen, und wie die Liebe überall thut auch in dieſen die unmittelbare Beziehung auf das eigene Sein und Leben aufzufinden und dankbar anzuerkennen. Dieſe aber iſt auch für die bedeutendſten Männer nur in einen beſtimmten Zeitraum eingeſchloſſen, ſo lange nämlich diejenigen Gebiete des Lebens, in welchen ſich das Daſein eines ſolchen Mannes am kräftigſten entfaltet hat, noch in derſelben Geſtalt beſtehen, und alſo die Standpunkte noch aufzufinden ſind, aus welchen das einzelne immer neu lehrreich und lebendig erſcheint. Iſt dieſe Zeit vorbei, und eine große Umwälzung zwiſchen die Gegenwart und die Vergangenheit getreten, ſo verſchwindet der Reiz ſolcher Betrachtung und tritt eine Entfremdung ein, in der die perſönliche Zuneigung nicht mehr beſtehen kann; und es bleibt dann nur die zweite Betrachtung übrig, die rein geſchichtliche. In dieſer iſt es ſchwer das Bild des Menſchen zu vervollſtändigen oder zu verbeſſern: es muß genommen werden und aufbewahrt, wie es früher iſt geſtaltet worden, und das einzelne behält nur ſo viel Werth, als davon geſchichtliche Spuren in dem Zuſtand der Dinge ſelbſt zurükkgeblieben ſind. In dieſem Verhältniß ſtehen jezt zu uns die großen Männer des Alterthums, von denen wir annehmen können, die darſtellende Kunſt habe ihre Schuld gegen ſie abgetragen. Lange wird das geſchichtliche Leben unſeres Leibnitz dauern, wenn dieſer Zeitpunkt auch für ihn eingetreten iſt, und wegen ſeines vielſeitigen Einfluſſes auf die Wiſſenſchaften ſein Andenken in denſelben nicht untergehen, ſo lange ſich die zuſammenhangende Geſchichte ſeines Zeitalters erhält. Aber noch iſt er uns in dieſe Ferne nicht ent-

rükkt, noch können wir nicht einmal ſagen, daß ein ähnliches mit ſicherer Hand kunſtreich ausgeführtes Bild ſeines Geiſtes vollendet wäre; denn was es von Lebensbeſchreibungen des Mannes giebt verdient hier kaum genannt zu werden, und wir, die wir ihm gleichſam perſönlich verwandt und beſonders dazu berufen ſind, werden noch oftmals Beiträge mancher Art dazu liefern können. Denn wie viele Urtheile über ihn ſind noch zu berichtigen, wie manches in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, die ſo mannigfaltig und verwikkelt waren, iſt noch ins klare zu ſezen, und wie vieles dadurch in den Wiſſenſchaften ſelbſt aufzuhellen. Denn der Stoß, den er den Wiſſenſchaften gegeben, wirkt überall noch merklich fort, und dieſen richtiger verſtehen heißt alſo den Gang der Wiſſenſchaft ſelbſt aufhellen. Deshalb wird noch lange alles perſönliche des großen Mannes uns intereſſiren, wenn gleich ſchon viele andere bedeutende Erſcheinungen zwiſchen ihn und uns getreten ſind. Ja unſere Gemeinſchaft rühmt ſich an ihm eines ſolchen Stifters, daß alle vier Abtheilungen, in welche ſie zerfällt, in ihren bedeutendſten Beſchäftigungen noch immer die Einflüſſe ſeines Daſeins fühlen, ſo ſehr hat er überall auf die Grundideen und auf die Methoden eingewirkt. Die Mathematik verdankt ihm diejenigen Verfahrungsarten, ohne welche jezt ſchwerlich jemand dieſe Wiſſenſchaft würde betreiben wollen. Wie viele Gegenſtände hat er angeregt in der Naturwiſſenſchaft, wie thätig iſt er geweſen zu Unterſuchungen im großen Styl aufzufordern, und wie tief hat er in das innere der Wiſſenſchaft eingegriffen durch ſeine Theorie der Bewegung, durch ſeine Idee der Dynamik. Für den Hiſtoriker hat er durch ſeine Unterſuchungen über die Verwandſchaften der Völker eine neue Laufbahn eröffnet, die ſeitdem durch tiefere Sprachforſchung unterſtüzt mit mehrerem Glükk iſt verfolgt worden und ſchon vortreffliche Reſultate geliefert hat. Der Philoſoph endlich erkennt in ihm den Stifter einer Schule, welche zwar als ſolche ſich nur unter uns ausgebildet, aber doch weltbürgeriſcher als die übrigen ſich auch einen bedeutenden Einfluß außerhalb unſeres Vaterlandes zu verſchaffen

gewußt hat. Und mit dem allen iſt man verſucht zu ſagen, daß die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Hervorbringungen nur den kleineren Theil ſeiner Thätigkeit ausmachten, wenn man denkt an ſeine publiciſtiſchen Arbeiten, an ſeine politiſchen Verhältniſſe, an ſein Verkehr mit den großen, ſo daß man glauben muß, dies alles habe ihm wenigſtens eben ſo ſehr am Herzen gelegen, auch wo man es nicht gradezu beziehen kann auf ſeine vielfältigen Beſtrebungen alle geiſtigen Kräfte unter ſich in Verbindung zu bringen und den Wiſſenſchaften ein bürgerliches Daſein zu ſichern.

In dieſem mannigfaltigen und ausgebreiteten Leben findet man den hinreichenden Grund, warum Leibnitz kein einziges großes Werk hinterlaſſen hat; denn Sammlungen wie ſeine **scriptores** und ſein **codex diplomaticus**, wie verdienſtlich ſie auch ſind und wie viel Kraft an ſie verwendet, können wir doch mit dieſem Namen nicht benennen. Aber man kann es zugleich als etwas ihm faſt eigenthümliches anſehen, daß er ohne Eine große imponirende Maſſe aufzuſtellen nur durch die Menge kleiner Productionen einen ſo hohen literariſchen Ruhm erlangt hat. In der Mathematik freilich iſt es möglich große und die Wiſſenſchaft fördernde Unterſuchungen in den engen Raum weniger Blätter zuſammen zu drängen, und vielleicht iſt Leibnitzens Vorliebe für dieſe kleine Form hiervon ausgegangen; aber er hat ſie auch auf alle Gegenſtände übergetragen die er behandelte, und ſie iſt ihm ſo eigen geworden, daß auch was äußerlich größer zu ſein ſcheint, ſeine Theodicee, doch nichts anderes iſt als eine Druſe von ſolchen kleinen Kryſtallen, und daß man auffinden möchte, warum man ſich ein umfaſſendes groß und von weitem angelegtes Werk von Leibnitz auch nicht einmal denken kann. Hiemit mag auch wol zuſammenhangen, daß er die franzöſiſche Erfindung der Zeitſchriften auf deutſchen Boden verpflanzte, die hernach durch Mißbrauch der wahren Wiſſenſchaft in ſo mancher Hinſicht verderblich geworden iſt, die aber das beſte Mittel waren die Thätigkeiten ſeines großen Geiſtes, die ſich in ſo kleine Körper geſtalteten, ſchnell in Umlauf zu bringen.

Bei dieſer Eigenthümlichkeit nun ſind unter allen wiſſenſchaftlichen Lorbeern, die er errungen, keine bewundernswürdiger als die auf dem Gebiet der eigentlichen Philoſophie, auf welchem durch eine ſolche Form der Mittheilung gar wenig ſcheint erreicht werden zu können. Dennoch ſtellt ihn die Geſchichte unter die verhältnißmäßig doch immer kleine Zahl derer, in denen ſich ein neues Syſtem der Welterklärung geſtaltet hat, ihn, der nirgend ſelbſt aus ſeinem Geſichtspunkt eine Darſtellung von dem geſammten Gebiet des menſchlichen Denkens wirklich aufgeſtellt hat; er iſt der Stifter einer Schule geworden ohne jemals nach unſerer deutſchen Weiſe öffentlicher Lehrer geweſen zu ſein oder ſonſt einen Kern bildſamer Jugend unmittelbar um ſich verſammelt und eigentliche Schüler gezogen zu haben. Ja wenn man fragt, was er auf dieſem Gebiet eigentlich geleiſtet, ſo ſind es nur Keime, die er hervorgebracht, ein paar Gedanken, die man als ſeine eigentlichen philoſophiſchen Erfindungen anſehen muß, ein paar andere, die er in ein neues Licht geſtellt und ihnen einen größeren Wirkungskreis angewieſen hat, auch urſprünglich nur in jener ihm eigenen Form hingeworfen, hernach etwas mehr ausgebildet durch polemiſche Veranlaſſung, die jedoch auch keine irgend ſyſtematiſche Geſtaltung begünſtigte. Wenn man nicht die Wirkung, welche die von Leibnitz ausgeſtreuten philoſophiſchen Keime auf die deutſchen Schulen während mehr als eines halben Jahrhunderts ausgeübt, und die ſich auch außer der Schule auf die ganze Lebensanſicht verbreiteten, für nichts erklären will: ſo muß man geſtehen, es müſſen fruchtbare und den ganzen geiſtigen Typus dieſer Zeit ausſprechende und die Kraft derſelben frei machende und beflügelnde Ideen geweſen ſein, welche ſo wenig gepflegt und gleichſam unerzogen dennoch ſo viel in der Welt geleiſtet haben. Und gewiß, aus der Idee der Gottheit, wie Herr v. Leibnitz ſie aufgefaßt hatte, und denen Geſezen ihres Handelns, die er ſo beſtimmt ausſprach, aus den Monaden und den Geſezen, wonach einer jeden der Verlauf ihrer Thätigkeiten und ihre ganze Stelle in der Welt beſtimmt wurde, hätte ſich ein

System der natürlichen und geistigen Welt bilden lassen, das wenn Leibnitz sich dieser Arbeit unterzogen hätte ganz anders würde ausgefallen sein als die größtentheils trocknen und todten Systeme seiner Anhänger. Die Kraft dazu konnte Hrn. v. Leibnitz nicht gefehlt haben, noch hatte er eine zu geringe Meinung von sich als fehle sie ihm, da er öfter das Bewußtsein äußert den Spinoza, dem sie ja nicht fehlte, an philosophischer Bündigkeit zu übertreffen. Aber seine Neigung ging durchaus nicht nach dieser Seite. Mathematik und Geschichte waren seine Hauptrichtungen, die lezte schon seitdem er dem Rathe jenes ausgezeichneten und gebildeten Edelmannes folgte, die erstere wenigstens seitdem er sie auf seinen Reisen in ihrem vollen noch frischen Glanz hatte kennen gelernt. Die Philosophie hingegen war aus einer ersten Liebe, was sie bei so vielen ausgezeichneten Jünglingen ist, eine Nebensache geworden, der er nur einen kleinen Theil seines Lebens widmete, und die ihn nur stoßweise zu verschiedenen Zeiten beschäftigte. Der philosophische Bildungstrieb, wenn er einem solchen Genius auch nur in einiger Stärke einwohnt, hat nicht genug an dem Bewußtsein Principien der Erkenntniß zu besizen, noch an einzelnen Andeutungen, welche wie lichte Punkte in das Dunkel der gemeinen und formlosen Vorstellungen hineinstrahlend nur Sehnsucht nach gleichförmiger Erleuchtung erregen müssen; sondern zur Einheit des Princips sucht er die Allheit der Ausführung und schafft wenigstens ein festes Gerippe allgemeiner gesezgebender Vorstellungen, welches dann mit Masse auszufüllen dem allgemeinen Verkehr mit den empirischen Kenntnissen überlassen wird, welche sich jenen Vorstellungen allmählig assimiliren müssen. Hiernach trug Herr v. Leibnitz kein Verlangen, sondern blieb stehen bei Anwendungen seiner Grundideen auf einzelne Gegenstände, wie ihn jezt dieser dann jener besonders interessirte. Aber freilich, ein solches mehr oder minder ausgeführtes System kann schwerlich gelingen bei einer so vielseitig zerstreuten Thätigkeit des Geistes, worin sich Leibnitz besonders gefiel, bei jenem rastlosen und regellosen Hinauf- und

Herabsteigen vom besondersten einzelner Disciplinen zu den allgemeinsten Wahrheiten, wie jenes die Form der Mittheilung und also auch des Denkens immer wieder anders modificirende Verkehr mit Menschen von der verschiedensten Bildung über die verschiedensten Gegenstände erfordert. In diesem aber lebte Herr v. Leibnitz eigentlich und fand darin die Befriedigung seines innersten Triebes, so daß auch der Gedanke ein philosophisches System darzustellen nicht in ihm aufkommen konnte. Was den Spinoza, der allein unter den tiefsinnigen Geistern jener Zeit ein solches Gebäude schuf, in jene stille Zurükkgezogenheit hineintrieb, war nicht nur das gespannte Verhältniß zu seiner Nation und der daraus von selbst entstehende gesellig und religiös isolirte Zustand; auch nicht nur seine eigenthümliche Vorstellung von wahrer Glükkseligkeit: sondern eben so sehr sein Gehorsam gegen jenen innern Zug zu einem so großen Geschäft; oder vielmehr dieses beides war in ihm eben so eines und dasselbe, wie in Herrn v. Leibnitz die Abneigung vor einem großen systematischen Werk und die Befriedigung, die er in einem so bunten literarischen Weltverkehr fühlte. Spinoza theilte sich freilich auch Menschen mancherlei Art mit, die auch sehr weit unter ihm standen, und mit eben solcher Geduld; aber wie gering ist das Volumen solcher Mittheilungen im Vergleich mit seinem Werk, und wie läßt er sich doch weislich mit jedem nur in dem Maaß ein, als er fähig war in das innere seiner Gedanken einzudringen. So daß man deutlich darin den Charakter der Pflichterfüllung das Gesez der Sparsamkeit erkennt, nicht die Neigung, die unbesorgt und unbedacht aus der Fülle giebt, wie Herr v. Leibnitz sich jezt einem Prinzen jezt einem Jesuiten mittheilt, die beide gleich unfähig waren ihn zu verstehen. Ferner gehört zur Ausführung eines solchen Werkes, in welchem alles einzelne nur aus dem ganzen, alles äußere nur aus dem inneren muß verstanden werden, und dessen Werth nur auf diesem innigsten Zusammenhange beruht und auf der Nothwendigkeit, mit der das ganze aus dem innersten Gemüth seines Urhebers hervorgegangen ist, dazu gehört

nothwendig jener ächte Künſtlerſinn, der, nur auf Vollendung bedacht auf genaueſte Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit dem inneren Urbilde von deſſen Werthe er mit Begeiſterung erfüllt iſt, auf nichts außer ſich ſieht, auf keinen Beifall anderer bedacht nur ſich ſelbſt genügen will, unbekümmert ob das Werk zweien oder keinem genügen wird. Dieſen beſaß auch Spinoza in einem hohen Grade. Dies zeigt die Art wie er an ſeiner Ethik gearbeitet hat, die er ſo wenig in einem unvollendeten Zuſtand wollte erſcheinen laſſen, daß er es lieber darauf wagte ſie als ein opus posthumum ganz ihrem eigenen Schikkſal zu überlaſſen, ohne ihr irgend zu Hülfe kommen zu können; eben das ſieht man aus der Strenge, mit der er gegen Arbeiten verfuhr, die ihm noch nicht vollkommen genügten. Dagegen hatte für Herrn v. Leibnitz keine Darſtellung an und für ſich einen Werth, jede war gleich auf eine unmittelbare beſtimmte Wirkung berechnet, er hatte bei jeder eine einzelne Perſon oder ein ſehr beſtimmtes kleines Publikum im Sinne und deshalb auch für jeden Fall eine beſondere Darſtellungsweiſe, um ſich dem Gedankengange und dem Faſſungsvermögen derer auf die er wirken wollte anzunähern. Das rührendſte und naivſte in dieſer Art iſt wol, wie er ſich bemüht für einen katholiſchen Geiſtlichen die Transſubſtantiationslehre in der Sprache der Monadologie auszudrükken, ohnſtreitig nur um ihm dieſe deſto klarer zu machen. Dieſe beſtimmten Wirkungen verfehlte Leibnitz wol nie, aber durch eine ſolche Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Gedanken bekamen ſie ſelbſt etwas ſchillerndes, und wurden ſchon von jenem geheimnißvollen Punkt an, wo Stoff und Form Inhalt und Ausdrukk auf das innigſte verwachſen ſind, minder geſchikkt in eine ſyſtematiſche Bildung einzugehen. Spinoza hingegen hatte ſich in jener ſammelnden Zurükkgezogenheit eine Feſtigkeit in der Darſtellung erworben, die gleich weit von harter Manier und von weicher Unbeſtimmtheit entfernt iſt, und deren Charakter ſich ſelbſt da wiederfindet, wo er ſich einzelnen mit Rükkſicht auf ihre abweichenden Vorſtellungen mittheilt. Er war freilich nur mit einer má-

ßigen Kenntniß fremder Systeme genährt, aber wo er dieser in seinem Werke gedenkt, da hat die kritische Berükksichtigung ihren von der eignen Production streng gesonderten Ort, und die fremden Gedanken erscheinen wie sie von seinem System aus gesehen werden, wogegen bei Leibnitz überall beides sich in einander verliert und seine eignen Gedanken nur zu oft der leichteren Assimilation wegen in fremder Weise und Bekleidung erscheinen.

Diese daß ich so sage mehr dienstfertige als selbständige Behandlung hing in Leibnitz zusammen mit der ganzen Art, wie er in der Entwikklung seines geistigen Daseins fortschritt und wie er sich seine Thätigkeit bestimmen ließ. Auf unmittelbare Wirksamkeit gerichtet war er geneigt eine jede Aufgabe aufzunehmen, welche in seinem vertrauteren Kreise oder in dem Gebiet des allgemeineren Gedankenverkehrs eben entstand. Die großen Mathematiker jener Zeit hatten unter sich diese bis zum Wettkampf ausgebildete Weise, die sich leicht darbot in einer Wissenschaft, wo jede Aufgabe ausgedrükkt werden kann ohne Rükkweisung auf die Art wie sie einem grade entstanden ist, und wo jede Lösung eben so leicht divinatorisch die erste Entstehung aufdekken als auch ganz andere Combinationen enthüllen konnte. Herr v. Leibnitz aber verallgemeinerte sie und war eben so bereit aus jeder Wissenschaft Aufgaben zu lösen, die ihm vorgelegt wurden, und um so lieber, von je allgemeinerem Interesse sie waren, und mit großer bewundernswürdiger Beweglichkeit angefangene Untersuchungen und Arbeiten bei Seite zu legen, von einem Gebiet der Wissenschaft in ein anderes überzuspringen, und auch zu größeren Arbeiten ohne vorherrschende Neigung sich durch äußere Umstände bestimmen zu lassen. Als Sachwalter seines ersten Gönners und Freundes, des Herrn v. Boinaburg, vertheidigte er, was sonst gewiß gar nicht auf seinem Wege lag, die kirchliche Trinitätslehre auf philosophische Weise gegen die polnischen Unitarier, und von der Königin von Preußen veranlaßt suchte er die Angriffe des Bayle gegen die herrschenden Vorstellungen von der göttlichen Weltregierung abzuwehren. Man kann

die wunderbare Zuſammenſezung der Theodicee und die Art wie ſich Leibnitz darüber brieflich erklärt nicht verſtehen, wenn man nicht eben ſowol an die erleuchtete Fürſtin, die das Buch veranlaßte, als an den ſcharfſinnigen und berühmten Gegner, den es widerlegte, und an die ganz verſchiedenen Elemente des Publicums denkt, dem es beſtimmt war. So war Leibnitz mit großer Selbſtverläugnung immer im Dienſt des Augenblikks, und auch bei einem noch längeren Leben würde es ihm nicht an Aufforderungen gefehlt haben, die ihn immer gehindert haben würden an große Arbeiten von langem Athem zu denken.

Wenn aus allem dieſem das Ergebniß hervorzugehen ſcheint, daß eigene Neigung den großen Mann am meiſten von ſyſtematiſcher Ausbildung ſeiner philoſophiſchen Ideen zurükkgehalten hat: ſo mag dies jeder entſchuldigen eben der Eigenſchaften wegen, in denen wir den ſcheinbaren Mangel begründet gezeigt haben, und die ſo groß und bedeutend auf ſein Zeitalter gewirkt haben und noch auf uns fortwirken. Und gewiß erſcheint er auch grade in Beziehung auf die Philoſophie deshalb nicht minder als verehrungswerther Stifter und als nachahmungswerther Patron unſeres Vereins. Denn auch deſſen und ſeiner philoſophiſchen Abtheilung Geſchäft iſt nicht die Aufſtellung eines eignen Syſtems, ſondern mehr ſoll ſie zurükkgehen von den einzelnen Wiſſenſchaften, die innerhalb deſſelben bearbeitet werden, zu den allgemeinen Principien, ſoll den Einfluß, den die philoſophiſchen Schulen auf jene Wiſſenſchaften üben, bald befördern bald wenn er einſeitig werden will im Zaum halten und ergänzen, ſoll endlich den Geſtaltungstrieb jener höheren Principien, wie er ſich in dem Wechſel der Syſteme offenbart, kritiſch begleiten. In dieſen Beſtrebungen muß es uns immer Unterſtüzung und Anſporn ſein auf das Vorbild jenes Mannes, der grade hierin ſo groß war, von Zeit zu Zeit zurükkzuſehen, und ſo oft wir uns ſelbſt, ſo oft wir dem Publicum Rechenſchaft ablegen von unſerer Thätigkeit, dieſe an ſein Andenken anzuknüpfen.

3. *)

Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches ſind die Berührungspunkte, die beide Philoſophien mit einander gemein haben.

Die philoſophiſche Klaſſe der Akademie hat dieſe Aufgabe zuerſt im Jahre 1811 aufgeſtellt, und weil nur ſehr wenige, ungenügende Arbeiten eingegangen waren, ſie im Jahr 1813 für das gegenwärtige mit verdoppeltem Preiſe erneuert. Sie hat ſich darin, daß die Aufgabe auch zum zweitenmal Intereſſe erregen würde, nicht getäuſcht, indem vier Arbeiten eingegangen ſind. Wenn dennoch die Klaſſe ſich auch durch keine von dieſen vollkommen befriedigt findet: ſo liegt der Grund wenigſtens nicht durchaus in einem Mißverhältniß der Kräfte der Unternehmer zu dem Gegenſtande, ſondern dies gilt vorzüglich nur von der einen Abhandlung mit dem Motto, Natur führt unſern Geiſt zur Tugend und Tugend führt ihn zur Natur. Der Verfaſſer verweilt überall nur im allgemeinen, und indem er mehr eine Apologie des Spinoza ſchreibt als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenhei-

*) Geleſen am 3. Julius 1815. Vergl. Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſch. in B. 1814—1815. pag. 5. J.

ten zwiſchen beiden Philoſophen aufſucht, um daraus den Einfluß des einen auf den andern zu beſtimmen: ſo betrachtet er beide weit mehr von Seiten der Geſinnung als daß er in das innere ihrer Syſteme eindränge. Wenn man ſieht, wie er dem erſten Theil der Aufgabe etwas ganz anderes unterſchiebt, nämlich die leitenden Ideen des Spinoza aufzuſuchen, und wie er unter dieſem Abſchnitt von dem natürlichen Gang von der mathematiſchen Form und von dem rechtlichen Charakter der Philoſophie bei Carteſius und bei Spinoza handelt, und wie er im zweiten Abſchnitt, anſtatt einzelne Anſchauungen und Lehrſäze beider Philoſophen zuſammenzuſtellen, die unerwarteten Ueberſchriften, Von der Methodik des Denkens, der Hermeneutik des Verſtandes, der Aſcetik des ſittlichen Charakters, Symbolik der Menſchennatur und Heuriſtik des Lebenszwekkes, zu leſen giebt: ſo überzeugt man ſich ſchon hieraus, daß er an der Aufgabe vorbeigegangen iſt, aber man ahndet nicht, wie unglaublich wenig Kenntniß beider Syſteme in der ganzen Abhandlung entwikkelt iſt, ſo daß auch die dritte und die fünfte der genannten Ueberſchriften ganz unbenuzt geblieben ſind um wenigſtens die ethiſchen Anſichten des Carteſius und Spinoza neben einander zu ſtellen. Nicht beſſer ſind andere Veranlaſſungen, die ſich bei dieſer Behandlung noch darboten, benuzt, daher von dieſer Abhandlung bei Ertheilung des Preiſes wol gar nicht die Rede ſein kann ohnerachtet der lobenswerthen Geſinnungen, die ſich in der Schrift äußern, denn ein großer Theil iſt Anpreiſung der Beſcheidenheit im philoſophiſchen Forſchen und der Achtung für fremde Geiſtesfreiheit, und ohnerachtet der poetiſchen Anführungen, die man zur Zugabe erhält.

Zwei andere Schriften mit dem Motto, Spinozismus überhoch geſteigerter Carteſianismus, und, **Nous voyons toutes choses en Dieu**, zeigen bei weitem mehr Kenntniß beider Syſteme, aber den Sinn der Aufgabe haben ſie ebenfalls verfehlt. Wenn nach einem Einfluß des Carteſius auf die Philoſophie des Spinoza gefragt wird: ſo wird in beiden eine Verſchiedenheit

vorausgeſezt, die aber nicht ohne Abhängigkeit iſt. Von der Philoſophie eines bloßen Schülers wird man nicht ſagen, daß die Philoſophie des Meiſters Einfluß auf ſie gehabt habe, denn dieſe wiederholt ſich nur in ihr. Und indem nach Berührungspunkten gefragt wird, werden theilweiſe Uebereinſtimmungen vorausgeſezt ohnerachtet der Verſchiedenheit. Von dieſer zwiefachen Vorausſezung mußte jeder Bearbeiter ausgehen, geſezt auch ſeine Unterſuchungen brachten ihn dahin zu beweiſen, daß der Einfluß oder die Berührungspunkte oder beides nur eingebildet wären: immer mußte er das Verhältniß beider in dieſer Hinſicht zu beſtimmen ſuchen. Tiefer braucht man nicht in den Sinn der Aufgabe einzugehn, um ſchon zu finden, daß beide Verfaſſer ſie nicht gelöſet haben. Der erſte iſt in immer wiederkehrenden Widerſprüchen befangen, von denen er durchaus keine Ahndung zu haben ſcheint. Im einzelnen findet er ſeinem Motto gemäß alle Begriffe des Spinoza carteſianiſch, ſo daß er auch allgemein ausſpricht, im carteſianiſchen Begriff der Subſtanz ſei ſchon das ganze ſpinoziſtiſche Syſtem eingeſchloſſen. Daſſelbe behauptet er dann auch von den beiden Attributen, ja ſogar meint er, die ſpinoziſtiſche Lehre vom Sein der Dinge in Gott ſei einerlei mit der carteſianiſchen Lehre von der Erhaltung der Dinge durch Gott, nur ſei jene eine gehaltvollere und prägnantere Ausführung des Gedankens. An einem andern Ort aber verweiſet er alles, was vom Carteſius herübergenommen iſt, nur in den Vorhof des ſpinoziſtiſchen Syſtems, ja, wo er noch mehr im allgemeinen ſpricht zieht ſich ſehr gegen den Sinn ſeines Motto eine beſtimmte Ahndung durch von einer dem Carteſius widerſprechenden philoſophiſchen Eigenthümlichkeit des Spinoza. Wird aber dieſes angenommen, ſo kann ja unmöglich die eine Philoſophie nur die Steigerung der andern ſein. Dieſelbe Anſicht ſcheint da angedeutet, wo der Verfaſſer zugeſteht, nach Carteſius müſſe die Gottheit willkührlich handeln und nach Spinoza könne ſie es unmöglich. Denn nimmt man dies an: ſo muß man auch geſtehen, daß der Grund dieſer Differenz bereits in dem Begriff der

Subſtanz liegen, dieſer alſo bei Spinoza ein anderer ſein muß, und nicht der carteſianiſche ſchon das ganze Syſtem des Spinoza in ſich ſchließen kann. Wenn nun der Verfaſſer gegen das Ende ſogar ſagt, Spinoza habe ſeiner Natur nach unmöglich ein Dualiſt ſein können, welches hingegen dem Carteſius ſo nothwendig war, daß er ſich willkührlich feſtſtellte hierüber mit ſeiner philoſophiſchen Forſchung nicht hinauszugehen: ſo iſt hiermit ein Gegenſaz aufgeſtellt, durch welchen nothwendig wird erſt zu erklären, wie ſo ohnerachtet deſſelben Spinoza ſo viel einzelne Begriffe von Carteſius habe annehmen können. Indem nun der Verfaſſer dieſes gar nicht beachtet, hat er weder den einen noch den andern Theil der Aufgabe gelöſet. Aber noch von einer andern Seite hat er ſie zu eng gefaßt. Er redet von der ſittlichen Theorie des Spinoza, aber als ob dies zur Preisaufgabe gar nicht gehöre, ſondern nur eine Zugabe ſei, und ſo iſt auch was er ſagt wie Zugaben zu ſein pflegen. Aber unmöglich kann die Klaſſe gemeint haben, für ihre Aufgabe ſei die ſittliche Theorie des Spinoza eine Nebenſache, von der man eben ſo gut ſchweigen könne als reden, da ja Spinoza ſeine ganze Darſtellung darauf angelegt eine Ethik zu bilden, und in der That auch in ſeiner ſittlichen Theorie alle ſeine Ideen ſich wie in ihrem Brennpunkt vereinigen. Dieſes alles nun zeigt, was auch ſchon die ſehr loſe und willkührliche Anordnung des Verfaſſers darthut, daß er den ganzen Gegenſtand nicht recht philoſophiſch aufgefaßt, ſo wie auch aus vielem einzelnen hervorgeht, daß er ſich überhaupt weit mehr als Literator gefällt und nur eine Excurſion in das ihm fremdere Gebiet der Philoſophie verſucht habe.

Mehr Ordnung herrſcht allerdings in der Schrift, **Nous voyons toutes choses en Dieu**, aber es iſt nicht die rechte, und das gute Vorurtheil, was ſie erregt, verſchwindet bei näherer Betrachtung. Der Verfaſſer vereinzelt zu ſehr, er ſtellt neben einander und vergleicht einzelne Begriffe und Lehrſäze unter gewiſſe Rubriken zuſammengefaßt, und ſo denkt er müſſen die Berüh-

rungspunkte bei dieſer Heerſchau ſich wol finden; aber das Verhältniß beider Syſteme zu einander im ganzen, alſo auch den Einfluß des einen auf die Ausbildung des andern, hat er ganz vernachläſſigt. Nur in der Einleitung zeigt er, theils daß es einen Einfluß des Carteſius auf den Spinoza müſſe gegeben haben, theils äußert er den bekannten Gedanken, Spinoza könne außerdem auch aus der alten Emanationstheorie geſchöpft haben, und nimmt an, er ſei zeitig von der Philoſophie des Carteſius abgewichen. Daß ihm aber eben wegen dieſer Annahme um ſo mehr obliege den Einfluß des Carteſius näher zu beſtimmen, iſt ihm nicht eingefallen, ſondern er zeigt nur Abweichung und Uebereinſtimmung an ohne nach den Gründen von beiden zu fragen. Und ſo hat er auch nicht einmal Berührungspunkte im eigentlichen Sinne nachgewieſen. Denn dies kann doch nur geſchehen, wenn gezeigt wird, wie jeder ſolcher Punkt aus dem Syſtem, welchem er eigentlich angehört, conſtruirt iſt, und verſäumt man dieſes: ſo werden auch die aufgeſtellten Berührungen und Aehnlichkeiten oft nur ſcheinbar ſein. Im zweiten Theil, der von der Lehre handelt, und in zwei Abſchnitten, von Gott und vom Menſchen, zuerſt die Vorbegriffe dann die Hauptſäze vergleichend neben einander ſtellt, zeigen ſich am deutlichſten die nachtheiligen Folgen dieſer zerſtükkelnden Behandlung, bei der kein Saz in ſeinem wahren Zuſammenhange kann aufgefaßt werden. Da nun der Verfaſſer ſich mit dieſen einzelnen Angaben von Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, oft nur ſcheinbaren, begnügt: ſo hat er nicht ſowol an die Löſung der Aufgabe ſelbſt Hand angelegt, als nur Vorarbeiten geliefert, die aber auch nur mit großer Vorſicht könnten gebraucht werden, weil ihm bei ſeinem Verfahren natürlich vieles weit ähnlicher erſcheint als es iſt. Der Vorzug, den Carteſius der Gottheit als Subſtanz vor den andern Subſtanzen beilegt, wird viel zu ſehr dem Saz des Spinoza von Einheit der Subſtanz gleichgeſtellt, und Carteſius Theilung der Subſtanzen in zwei Klaſſen dem Sezen der beiden Attribute in Gott. Eben ſo der bei Carteſius nur als Mittelbegriff aus-

gesprochene Saz, Gott könne nicht theilbar sein, dem bei Spinoza so fruchtbaren von der Untheilbarkeit der Substanz, da doch dieser bei Spinoza damit zusammenhängt, daß in Gott die Ausdehnung gesezt wird, jener aber bei Cartesius damit, daß sie in Gott geläugnet wird. Dagegen werden alle Säze, welche am deutlichsten die Differenz zwischen beiden aussprechen, gleichsam absichtlich in Schatten gestellt, als ob es bei der Aufgabe nur darauf ankäme die Aehnlichkeiten herauszuheben.

Vielleicht wäre über diese Abhandlungen schon zu viel gesagt, wenn nicht eben aus ihren Fehlern am besten erhellte, wie eigentlich die Aufgabe hätte müssen gelöst werden. Uebereinstimmendes mit Cartesius und abweichendes von ihm ist in Spinoza vorhanden und allgemein anerkannt. Man muß fragen, Hat beides dennoch eine und dieselbe Quelle oder jedes seine eigene? Man kann das erste annehmen; dann müßte das eigene des Spinoza sein Folgerungen aus den Säzen des Cartesius, die dieser selbst nicht gesehen, Anwendungen auf ein ihm fremdes Gebiet, Erweiterungen in einem weiteren Blikk in einem größeren Talent gegründet, oder Verbesserungen dessen, was in Cartesius etwa leichtsinnig folgewidrig oder sonst irrig construirt wäre. Man muß dann aber nachweisen, daß der ganze philosophische Typus in beiden wesentlich derselbe ist, daß beide sich zu anderen früheren Systemen gleich verhalten. Nimmt man eine andere Quelle an für das abweichende: so kann diese entweder ein anderes System sein, und dann wäre Spinoza ein Eklektiker oder Synkretist, wie man annimmt wenn man sagt, die Philosophie des Spinoza sei zusammengesezt aus dem Cartesianismus und der Emanationslehre. Alsdann muß aber nachgewiesen werden, wie sein ganzes System in Bestandtheile dieser beiden Arten zerfällt, und schwierige Verbindungen, ein schillernder Charakter in einzelnen Stellen wenigstens muß die Naht bemerklich machen. Sieht man aber die Quelle des abweichenden als etwas philosophisch eigenthümliches in Spinoza an: so kann dieses wiederum zu dem fremden in ihm, dem cartesiani-

ſchen, in verſchiedenen Verhältniſſen ſtehen. Es kann dieſem untergeordnet ſein. Dann wird entweder weniger von Berührungs- als von abweichenden einzelnen Punkten die Rede ſein können, oder wenn auch das abweichende ſich mehr über das ganze verbreitet, wird es ſich doch nur als individuelle Modification verhalten, immer aber das übereinſtimmende die Hauptſache bleiben. Iſt hingegen das eigenthümliche das vorherrſchende: ſo werden die Berührungspunkte nur Nebenſache ſein, die Grundzüge aber abweichend, oder es wird nur in der Form und Behandlungsweiſe manches angeeignet ſein, wie man ſagen könnte, er habe die Terminologie oder die mathematiſche Form von Carteſius, oder höher hinauf die Einheit der Subſtanz ſei ſeine eigenthümliche Anſchauung, aber daß in dieſer grade die beiden Attribute herausgehoben ſind, ſei der Einfluß des Carteſius. Kurz in Einer von dieſen verſchiedenen Anſichten oder den andern, die ſich etwa noch aufſtellen laſſen, wobei aber wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt vorher auch die Frage müßte gelöſt ſein, was im Carteſius ihm eigenthümlich ſei und was in ihm ſelbſt aus anderen Quellen gefloſſen, mußte ſich ein Bearbeiter des Gegenſtandes feſtſezen und ſie durchführen gegen die andern, deswegen aber auch dieſe immer im Auge haben. Ob das Reſultat auch ſo je befriedigend ausfallen würde, wenn man nur auf Carteſius allein ſieht und nicht die beiden zu Hülfe nimmt, die jeder auf eine eigene Art zwiſchen ihnen liegen, Geulinx, welcher dem Carteſius treu bleibend im Verhältniß Gottes zu den endlichen Dingen doch dem Spinoza ähnlich geworden iſt durch vorzügliche Bearbeitung der ethiſchen Seite, und Malebranche, welcher im ganzen dem Wege des Carteſius folgend ſich in manchen Punkten ſehr dem Spinoza angenähert hat, dies freilich ſteht dahin. Eben darum weil ein ſo befriedigendes Reſultat nicht leicht zu erwarten war, würde ſchon einer dem obigen gemäß feſtgehaltenen und durchgeführten Anſicht die Klaſſe den Preis nicht verſagt haben.

Dem Verfaſſer der lezten Abhandlung mit dem Motto, In

magnis voluisse sat est, muß man zugeſtehen, daß er bei wenigſtens eben ſo genauer Kenntniß beider Syſteme in den Gegenſtand weit tiefer eingedrungen iſt, ihn weit mehr im Zuſammenhang betrachtet, und eben daher in der Behandlung einen philoſophiſchen Geiſt bewieſen hat, den man auch in der nächſtbeſten Arbeit, der, Nous voyons toutes choses en dieu, völlig vermißt. Allein hinter dem eben beſchriebenen eigentlichen Ziele bleibt freilich auch dieſer Verfaſſer bedeutend zurükk. Im ganzen freilich bekennt er ſich zu der Anſicht, das Syſtem des Spinoza ſei die berichtigende Durchführung des carteſianiſchen Princips. Allein einzelne Aeußerungen ſtimmen damit nicht überein. So wenn er ſagt, Spinoza habe ſich die Sprache des Carteſius nur angeeignet, um ſich deſto verſtändlicher zu machen, ferner daß auch bei größerer Conſequenz Carteſius dem Spinoza doch nicht würde gefolgt ſein wegen des Einfluſſes, den auf dieſen ſeine Anſicht von den Gattungsbegriffen gehabt, wohin auch gehört, daß er anerkennt, in der Darlegung der göttlichen Eigenſchaften, d. h. des eigentlichen Inhaltes von dem Begriff der Gottheit, gebe es nichts gemeinſames zwiſchen Carteſius und Spinoza. Eben ſo hat er auch die Aufgabe nicht vollſtändig aufgefaßt, indem auch er wo er auf ſolche gänzliche Verſchiedenheiten ſtößt die Vergleichung abbricht, als ob hier das Gebiet der Aufgabe aufhörte. Daher findet ſich denn am Ende mehr ausgeführt, warum Carteſius nicht habe auf den Spinozismus kommen können, als, ob und wiefern Spinoza durch den Carteſius auf den Spinozismus gekommen ſei.

Dieſe Unſicherheit, mit welcher eine gewiſſe Ungleichförmigkeit der Behandlung zuſammenhängt; dieſer Mangel an beſtimmter Sonderung des dem Spinoza eigenthümlichen, woraus auch einige Mißverſtändniſſe im einzelnen entſtehen, macht, daß die Klaſſe auch dieſer Abhandlung den eigentlichen Preis nicht zuerkennen kann, und daß ſie ihn, wenn es nur auf das Reſultat ankäme, eben ſo zurükklegen müßte wie vor zwei Jahren. Allein man darf nur das Weſen und die Verhältniſſe einer Akademie

der Wiſſenſchaften feſt ins Auge faſſen, um zu ſehen, daß es zwei ganz verſchiedene Hinſichten giebt, in denen ſie Preiſe ausſtellen kann. Die eine, um gelehrte Arbeiten zu fördern und Unterſuchungen anzuſtellen, welche in Verbindung mit ihren eigenen Arbeiten ſtehen, wozu ihr aber entweder die Bedingungen fehlen oder die ſie nicht ſelbſt anſtellen will, aber für wichtig hält. Hiebei kommt es auf das Reſultat an; dieſes kann beurtheilt werden ohne daß der Richter die ganze Arbeit ſelbſt macht, und er wird den Preis billig nur ertheilen, wenn das Reſultat ſeinem Zwekk entſpricht. Ganz anders aber iſt es, wenn Preiſe ausgeſtellt werden um geiſtige Kräfte in der Anwendung auf einen beſtimmten Gegenſtand zu üben, und dies muß überall der Fall ſein, wo der Aufgabe genügt werden kann ohne noch nicht verrichtete geiſtige Arbeiten, durch Anſtrengungen des Tiefſinns und der Urtheilskraft, und wo die Klaſſe um über die eingegangenen Arbeiten zu richten ſchon im Beſiz der Auflöſung ſein muß. Die philoſophiſche Klaſſe wird ſich natürlich am häufigſten in dieſem Falle befinden, und dies iſt auch der gegenwärtige. Daher hält ſich die Klaſſe befugt dem Verfaſſer der zulezt genannten Abhandlung, **In magnis voluisse sat est**, wegen der Vorzüge, die ſie ihm einſtimmig zugeſteht, ohnerachtet ſie urtheilt, daß auch er die Aufgabe nicht befriedigend gelöſt habe, dennoch die Hälfte des zulezt ausgeſezten Preiſes, alſo den einfachen Preis von 50 Dukaten als Acceſſit zuzuerkennen. Die öffentliche Bekanntmachung ſeiner Arbeit aber ſtellt ſie dem Verfaſſer ſelbſt anheim, um ihm dadurch vielleicht zu mancherlei Verbeſſerungen Anlaß zu geben. Auch ohne ganz neue Unterſuchungen anzuſtellen wird er immer, wenn er die ſcharfſinnige aber doch unverhältnißmäßige Unterſuchung über die Beweisführung des Spinoza und Carteſius vom Daſein Gottes abkürzt, und dagegen das, was er auf den lezten Blättern nur eben berührt hat, etwas weiter ausführt, eine ſehr anregende und dankenswerthe Arbeit geliefert haben.

4. *)

Am 24. Januar 1817.

Zwei wol gleich herrliche und selige aber sehr verschiedene Zeiten giebt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat, und anerkannt zu werden beginnt für das, was er ist, wenn seine belebende Kraft die Stokkungen auflöst im gesellschaftlichen Zustand oder in den geistigen Bestrebungen, wenn sein gebietender Muth das böse und verkehrte in die Flucht schlägt, wenn er seine Zeitgenossen hebt und erzieht, und das ihm angewiesene Theil der menschlichen Dinge allmählig ordnet und bildet. Von wie viel Hindernissen er auch bedrängt werde, wie vieles auch unvollendet bleibe was er gestalten wollte, ja wie vorübergehend sich auch die schönste Blüte seiner Schöpfung zeige: herrlich und selig für ihn ist diese Zeit immer nach Maaßgabe seiner Größe; denn nur der ist groß, der selbst indem er auf die bewegliche veränderliche Welt wirkt in der ruhigen sich immer gleichen lebt, über die Zufälligkeiten des Erfolgs erhaben in seiner Ueberzeugung in seinem Gefühl die Uebereinstimmung seiner Ideen und Zwekke mit der vorher bestimmten Ordnung mit der nothwendigen Entwikkelung der Dinge trägt und unaufgehalten vorwärts schreitet und sich nur durchdringend und siegend erblikkt.

*) Schon abgedruckt in dem von Pischon redigirten märkischen Provinzial-Blatte, im achten Stück August 1818. J.

Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdiſchen Streit längſt entrükkt der große Mann endlich ganz der Geſchichte angehört, und von dort aus ſchon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geſchlechter der Menſchen wirkt nach dem Maaß der Empfänglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platon zu reden, in den überhimmliſchen Räumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unverrükkbaren Grundlagen ſtehend geſchaut werden, nährt ſich das edelſte der Seele, ſondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdiſchen zwar doch verklärten in heiterer Höhe ſchwebenden Gärten der Geſchichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Geſtalten der Menſchheit, denen vergönnt geweſen iſt einen größeren Theil ihres Geſchlechts zu leiten, und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit heraufgebildet den irdiſchen Schauplaz zu verlaſſen, nun in gereinigtem Glanze wandeln, und beſtimmt ſind je nachdem ſie zu dem erſten oder zweiten Plaz durchgedrungen waren längere oder kürzere Zeit, denn ewig iſt nichts auf dem ſterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geſchaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen, um ſo mehr dieſe zu ſtärken und zu erheben. Daß dieſes, unbeſchadet des eigenen Lebens was ſie in uns unerreichten Welten führen, das ſelige und herrliche Schattenleben der edlen Geiſter auf dieſer Erde ſei, wird niemand bezweifeln.

Aber zwiſchen dieſen beiden Zeiten müſſen auch ſie durch ein dunkles und verworrenes Daſein ſich durchwinden. Denn nicht gleich wenn ſie dem irdiſchen entrükkt ſind gelangen ſie zu jener geſchichtlichen Ruhe, ſondern erſt wenn die menſchlichen Dinge, denen ſie vorſtanden und die der Schauplaz ihrer Größe waren, nicht mehr in denſelben Kreiſen ſich bewegend in einen neuen Abſchnitt ihrer großen Bahn eingeſchritten ſind. Bis dahin nämlich dauert, ſind ſie ſelbſt gleich verſchwunden, ihre unmittelbare Wirkſamkeit in nur allmählig ſich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil ſie ſich doch vermindert, weil doch neue Bewegungen geahndet werden oder gefühlt, die mit jenen

im Streite ſind: ſo iſt dies die Zeit, wo die Kurzſichtigkeit das vorübergehende immer mit dem bleibenden, das zufällige mit dem nothwendigen verwechſelnd mehr Uebel als gutes auf ihre Rechnung ſchreibt, wo die Verkehrtheit, die neidiſch alles große zu haſſen wünſcht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeſchäft mit dem beſten Erfolg treiben kann, wo dankbare Treue und hohe Einſicht ſich vereinigen müſſen, um das geliebteſte und verehrteſte zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen ſollte. Dies iſt der Prozeß, welcher der Seligſprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geſchichtlichen Himmel einzugehen.

Und dieſem Schikkſal unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages iſt. Freilich wurde er auch lebend ſchon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für ſeine unmittelbare Wirkſamkeit war das unbeſchadet. Denn wenn er handelte bewunderte doch alles, wenn er hintrat unter die Menſchen war doch alles bezaubert, wenn er gebot eilte doch alles zur Vollziehung. Freilich iſt er auf der andern Seite jezt nicht mehr ſo als ehe jene weſtliche Sündfluth uns erreichte, als ehe jene hölliſche Erſcheinung uns verblendete, die in vielen Stükken ſein Geſpenſt war und ſein wollte, ſo iſt er nicht mehr der einzige, mit deſſen Geſez und Weiſe alles verglichen wird in der bürgerlichen Welt. Die ruhigeren Impulſe, die er dem geſellſchaftlichen Zuſtande gab, ſind größtentheils verdrängt durch ſtärkere ſtürmiſche Bewegungen; die Inſtitutionen, die er unter ſeinem Volk gründete, haben theils allmählig ihre Geſtalt ſehr verändert, theils haben ſie ſchon weichen müſſen der Zeit; das Geſchlecht, das unmittelbar ſein politiſches Leben von ihm empfing, iſt größtentheils ſchon abgetreten vom Schauplaz, und die meiſten haben nur noch von ſeiner alternden Erſcheinung einen lebendigen Eindrukk empfangen und bewahrt. Aber doch iſt noch zu viel von ſeinem unmittelbaren Lebenshauch übrig, doch ſteht er uns mit ſeinem Wollen und Wirken noch zu nah, als daß wir ihn ſchon in reinem geſchichtlichen Licht erblikken ſollten.

Vielmehr, wie neben dem noch unbegrabenen Leichnam, ſtreiten ſich noch Wahrheit und Lüge, ſtreiten ſich noch gute und böſe Genien um den hohen Geiſt; und dieſer Streit erneuert ſich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Grenze eines alten und eines neuen ſtehen, ſich dem oder jenem leidenſchaftlich hingeben. Je ſtärker aber die entgegengeſezten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auseinander treten, um deſto mehr iſt zu beſorgen, daß ſie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur ſchnöde Undankbarkeit und frevelnder Uebermuth kann behaupten, Friedrichs Sinn und Geiſt ſei nur einer ſowol roheren als ſchlafferen Zeit angemeſſen geweſen, und ſeine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben die gegenwärtige zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur feige Unfähigkeit und blödſinnige Hartnäkkigkeit verzweifelnd an der Löſung der Aufgabe, die unſerm oder dem künftigen Geſchlecht geſtellt iſt, kann behaupten, könnte jener fortregiert haben, ſo hätten alle dieſe Beſtrebungen, die eine neue Ordnung geſtalten wollen, ſich nicht entwikkelt, und dürfte der Heros wiederkehren ſein kräftiges Zepter aufs neue ſchwingend über ſein Volk und weit umher Ruhe und Ehrfurcht gebietend, dann würden bald alle dieſe Beſtrebungen ſich in die verborgenſten Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weiſe wieder geltend machen, und alles würde zufrieden und glükklich ſein.

Nicht etwa von dieſen Urtheilen ſelbſt ſei die Rede, nur von der Form, in welcher ſie ſich alle, die nüchternen wie die leidenſchaftlichen, die wohlmeinenden wie die übelwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehörte, die ihn und die er bildete, in die unſere herabziehen und beſtimmen will, wie er erſcheinen, was er wollen, was er leiſten würde; nur in welchem Sinne eine ſolche Frage ſollte aufgeworfen werden, und wie weit nur man ſie beantworten kann, will ich prüfen, um an dieſem ſeinem Andenken geweihten Tage das Andenken ſelbſt von einer ſchlüpfrigen und gefährlichen Bahn abzulenken.

Kein Menſch kann getrennt gedacht werden von ſeiner Zeit und ſeiner Welt. Nicht nur iſt das ganze Leben ein gemeinſchaftliches Reſultat der innern eigenthümlichen Kraft des Menſchen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That in jeder Sitte in jedem Theil ſeines erſcheinenden Weſens eben ſo viel von dieſer als von jener, ſondern die eigenthümliche Kraft ſelbſt hervorgewachſen aus ſeinen Ahnen eingewachſen ſeinem Volk kann nur grade zu dieſer Zeit und unter dieſen Bedingungen da ſein. Darum ſind auch dieſer wunderlichen verſchiebenden Betrachtungsweiſe diejenigen nicht mehr unterworfen, die weil wir ſchon in ganz anderen Zeiten leben uns auch ganz geſchichtlich geworden ſind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philoſophie der jezigen Zeit umgehen, wie Homeros die Helden der jezigen Zeit beſingen würde, niemand wie Cäſar in Frankreich wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; ſondern ohne ein ſolches leeres Spiel betrachten wir dieſe großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken, wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen aber gewiß deſto innigeren und geiſtigeren Nuzen, den wir daraus ziehen können. Warum wollen wir denn fragen, wie Luther jezt in der Kirche rathen und walten, wie Baco die erweiterte Wiſſenſchaft ausmeſſen, wie Friedrich die umgeſtaltete Zeit regieren würde? Warum laſſen wir nicht die näheren todten ruhig ihrer geſchichtlichen Auferſtehung entgegen ſchlummern, ſondern rufen ſie in immer doch verzerrter Geſtalt geſpenſterartig hervor? Freilich wir können es nicht laſſen, und das dürfen wir wol auch geſtehen, denn es iſt die treue Liebe, die den neuen Einfluß der abgeſchiedenen unmittelbar an ihr eben verhallendes Daſein anknüpfen, ihre Betrachtung nicht nur den künftigen Geſchlechtern überlaſſen ſondern ſie auch ſelbſt genießen will; es iſt die gehorſame Verehrung, die noch immer unmittelbar Rath und Befehl von ihnen vernehmen möchte, und zu ſelbſt nicht geglaubten Beſchwörungen ihre Zuflucht nimmt, ob es doch etwa möglich wäre ihre Erſcheinung zu ſehen und ihre Stimme zu hören. Können

wir denn dies Verlangen nicht ganz bändigen: so laßt uns wenigstens gestehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen lösen können, wenn wir nicht in ein leeres Gaukelspiel gerathen wollen, ja daß auch das mögliche nur durch die größte Vorsicht gelingen kann. Denn wie wollen wir den, dessen Kindheit ein ganzes Jahrhundert, dessen Tod ein ganzes Menschenalter hinter uns liegt, in die jezige Zeit versezen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn aufs neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischen liegende? Wann soll das angefangen haben? wie weit soll es gediehen sein? In welchem Alter in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben? bei welchem Zeitpunkt soll er die Zügel wieder ergreifen? Hier ist der Willkühr ein so freier Spielraum eröffnet, daß eben deshalb keine bestimmte Gestalt hervortreten kann, sondern nur unstäte unvollendete Traumgebilde, die wenn man sie festhalten will alle verschwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nie zu Stande bringen, nur nach den innersten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jezt wirken und bilden würden.

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron geziert, er würde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beseelt und würdige Denkmäler seines Daseins zurükkgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn, er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in ihren Verhältnissen und Entwikkelungen fühlen und theilen, dessen unentwikkelte Kräfte ahnden und zu befreien suchen, kurz nicht sowol der Schuzgeist seines Volkes muß er sein als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste

Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt. Ist ein Herrscher zwar in dieser gemeinsamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und persönlichen: so kann er zwar ein kräftiger Regent sein, ja unter schwierigen Umständen ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein seinem königlichen Gewissen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt ermangelnd einer glänzenden persönlichen Eigenthümlichkeit. Besizt er diese zwar, aber jene fehlt ihm: so kann auch ein solcher ein wohlthätiger und gesegneter Regent sein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das ganze sich fühlen und übersehen läßt, diejenigen zu stellen, in denen das gemeinsame Leben des Volkes sich kräftiger regt; aber auch im günstigsten Fall wird seinem Regiment jene frische Kraft fehlen, die ein großer Herrscher hineinlegt, und im minder günstigen wird man sagen, seine Trefflichkeit würde besser erkannt werden, wenn nicht sein Schikksal wäre zu herrschen. Ja ein solcher, wie denn die Beispiele hiezu in der Geschichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entsagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr unter welchen Umständen es auch sei lieber das eigene Leben lassen und noch viele Opfer mit sich hinunternehmen, als den erhabenen Posten aufgeben, den er sich würdig fühlt auszufüllen.

Diese beiden Seelen aber, wie wir wol sagen mögen, sind nothwendig mit einander im Streit. Das Herrschen ist ein göttliches Geschäft; aber eben deshalb droht es mehr als ein anderes den Menschen in dem Strudel der Unendlichkeit zu verderben. Immer tiefer taucht immer gewaltiger stürzt es ihn in die Masse, die er beseelen soll, unablässig vervielfältigt es nach allen Seiten die Gegenstände seiner Sorge, daß er ganz sich selbst zu verlieren in Gefahr ist. Die eigenthümliche Seele aber verlangt sich frei auszubilden und sich ihrer selbst zu freuen nach dem Recht jedes Erdensohnes, sie klagt unwillig seufzend über jenes fremde unwohlthuende Leben, und will ihre Bande lösen. Siegt sie nun

so weit, daß der Herrscher entweder, wie sehr er auch selbst regieren könnte, doch lieber die Zügel untergeordneten Werkzeugen überläßt: so achten wir ja den, der nicht ganz er selbst sein will, zu gering um ihn groß zu nennen, und vergrübe er sich auch in der geheimnißvollsten Weisheit oder opferte den edelsten Künsten. Oder siegt sie so, daß er um weniger herrschen zu dürfen das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltsam zu seiner Persönlichkeit hinüberbeugt, um herrschend zugleich seine besonderen Neigungen zu befriedigen: so wenden wir uns von ihm als von einem weichlichen oder eigensinnigen, immer selbstsüchtigen Gewalthaber. Siegt hingegen die gemeinsame Seele so, daß das ganze Leben dem Herrschertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geschäft vertieft ein König weniger sich selbst besizt und sich seines Lebens und Wesens freut als seine Unterthanen: so loben wir zwar seinen Eifer; aber den Ruhm der Größe verliert, wer selbst untergeht über seinen Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber sehen wir ohne Gesez nach Laune oder Zufall jezt der einen dann der andern Herrschaft vorwalten: so bedauern wir den, der schwankend und unsicher den schwersten Weg zurüklegen muß, weil er nicht stark genug ist für die Last, die er trägt. Also nur wo fester Wille und eisernes Gesez den immer sich erneuernden Streit immer schlichtend zulezt beide Seelen versöhnt, nur da ist auf dem Throne der große Mann, und desto mehr strahlt seine Größe je kräftiger beide Triebe und also je schwerer die Versöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von diesen Grundzügen zurükksehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härtesten Streit zeigt, und, verlangen wir nicht übermenschliches, die herrlichste Versöhnung. Von Natur freigebig, schönes um sich her zu sammeln begierig, edler Muße Freund, wie musenbefreundete Seelen pflegen, sehen wir ihn als König durchaus arbeitsam und sparsam, weil er das für den Grundton seines Volkes erkannte für die Grundbedingung alles gemeinen Wohls, sehen wir ihn den Schönheiten der Wissenschaft und Kunst sich entreißend jährlich auch die anmuthlosen Steppen seines

Staates durchwandern, um jene lebendige Anschauung vom Leben des Volks aufzufrischen, ohne die auch das verständigste Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Zunge ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geschikk, aber als König nicht ohne Ahndung von dem aufkeimenden einheimischen Geist, sehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unser seinem Volk, alles, um diesen von allen Seiten zu stärken und zu entbinden. In einer unseligen Zeit des Zweifels für sich selbst ohne den festesten Anker des Glaubens sehen wir ihn als König eben diesen Glauben hüten, und nur sorgen, daß nicht abgestorbene Formen in den höchsten Regungen des Geistes die herrliche Freiheit dämpften. Gern in friedlicher Ruhe sich pflegend sehen wir ihn als König plözlich sich zum Helden umgestaltend den ersten Augenblikk ergreifen, um durch preiswürdige Anstrengungen seines Zepters Macht zu mehren seines Volkes Selbstbewußtsein zu erhöhen, und durch gemeinsame Heldenthaten zum ersten Mal jenen Geist zu wekken, den seitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt, und den funfzig Jahre nachdem er den glorreichsten Frieden geschlossen eine zweite Kette von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben sollte. Bei dem allen aber sehen wir, und wie viel leichter müßte es dem einsamen verziehen werden, dennoch ihn nicht ermüdet sich selbst verlieren, sondern immer wieder den geliebten Künsten huldigen und dem Ruhm der Musen nachtrachten, und so erkennen wir den großen König.

Fesselt uns aber die Bewunderung nicht so, daß uns das stärkende Anschaun dieses Bildes genügt, wollen wir es dennoch in das niedere Gebiet des Nuzens herabziehen, sei es nun um von dem König für die gegenwärtige Zeit zu lernen, oder um gegen ihn die gegenwärtige Zeit für ihre Abweichungen zu vertheidigen: so laßt uns wenigstens dieses bedenken, daß beides, sowol das eigenthümliche Wesen eines Königs als auch sein königliches Leben, ein inneres hat und ein äußeres, und daß wir lezteres nicht ohne Widerspruch und Ungerechtigkeit in eine andere Zeit verpflanzen können. Wer hat nicht gehört von der

Ehrfurcht, welche des Königs Erſcheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war vor den nicht zu berechnenden Launen des Gewalthabers ſondern überwältigende Empfindung eines großen Daſeins! Wenn uns nun jemand den König jezt zeigen wollte in derſelben Tracht und Sitte, mit derſelben Vermiſchung der mühſam angelernten fremden und der ungebildeten eigenen Sprache, mit ſeinem beſchränkten Antheil an vielen jezt gemein gewordenen Kenntniſſen, und nun triumphirend fragen, ob eine ſolche Erſcheinung uns wol außer Faſſung bringen könnte: der will entweder in ſtrafbarem Frevel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Sokkus ſtellen, oder er bedenkt nicht, daß was jezt allerdings noch in weit größerem Mißverhältniß ſtehen würde mit der umgebenden Welt auch nicht in ihr und mit ihr ſo könnte geworden ſein, wenn doch Friedrich, ſollte er jezt leben, auch müßte aufgewachſen ſein mit einem Theil des noch jezt lebenden Geſchlechts. Wie er aber dann reden würde und ſich geberden, wie ſeinen Geiſt ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchſten Aufgaben der Menſchenkenntniß, die wir wirklich zu löſen vermögen, weit überſchritte. Iſt es nun etwa weiſer gethan und lehrreicher gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung ſeines königlichen Seins und Lebens eben ſo nur an die äußere Seite halten, und ihn mit dieſer in die jezige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinſtellt, und fragt, ob ſie jezt wol der Weg ſein würden das Volk auf der Bahn des Glükks und des Ruhms weiter zu bringen, und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann ſich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder ſich noch uns im Ernſt überreden wollen, daß Friedrich jezt dieſelben Formen feſthalten und dieſelben Maximen verfolgen würde. Wahrlich ſo wenig er als Herzog von Venedig das Tabakks- und Kaffee-Monopol, als König von England die Kabinetsregierung, als römiſcher Conſul die Invalidenſchulmeiſter erfunden hätte: eben ſo wenig würde er ſich wol

jezt in dieſen Maaßregeln gefallen. Denn ſeine Formen und Maximen waren auch nicht er ſelbſt, ſondern das Reſultat auf der einen Seite freilich ſeiner Zwekke und ſeiner Perſönlichkeit, auf der andern Seite aber auch des Zuſtandes, in welchem ſein Volk ſich befand, und den er nur zu genau kannte, da es erſt durch ihn das Gefühl ſeiner wahren Bedeutung erhielt, und aus ſeiner geiſtigen Betäubung erwekkt ward. Sie konnten nicht anders ſein, weil er zu ſehr allein ſtand in der blühendſten Zeit ſeiner Herrſchaft mit ſeinen Anſichten und Abſichten und nur wenige und unzureichende Organe ſich anzubilden vermochte in einer Zeit, wo es dem Regenten, der ſich ja ohnedies wenige Länder ausgenommen behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allſeitig lebendigen Zuſammenhang mit ſeinem Volk, auch noch an dem wichtigſten Organ fehlte, das zwekkmäßig gebraucht viele andere erſezen kann, das aber Friedrich erſt mühſam zu ſchaffen ſuchte, an einer ſich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem ſpätern Zeitpunkt ſein Regieren würde geſtaltet, wie er allmählig oder plözlich den vorigen Weg würde verlaſſen haben: das zu beantworten wäre mißlich, und kunſtreich im höchſten Grade, wenn es einer auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit erreichte, aber doch von geringem Nuzen. Denn wenige nur können ſich befugt halten nachzuahmen was ein großer Mann in einer ſolchen Stellung, wo er ſich am wenigſten allgemeinen Formen zu unterwerfen braucht, zu ſeinem eignen Gebrauch gebildet hat.

Darum bleibt das einzige fruchtbare einer ſolchen Vergegenwärtigung, daß wir uns an das innere halten ſeines perſönlichen Weſens ſowol als ſeines königlichen Geiſtes. Erinnern wir uns, wie gebietend er auf ſeine größtentheils in kleinliche Beſtrebungen verſenkten Zeitgenoſſen wirkte, wir wollen uns nicht verbergen, das war die friſche Kraft und der tiefe Ernſt ſeines Willens, was ſie ſo wenig ertragen konnten; und laßt uns fragen, ob dieſe nicht noch eben ſo wirken würden auf das an ſchnellem Wachsthum krankende und nach großen Anſtrengungen immer

wieder in dumpfes Hinbrüten verſinkende Geſchlecht, ob es viel mehrere geben würde jezt als damals, die ſich nur ſanft durchglüht nicht niedergebrannt von dem Feuer ſeiner Augen freimüthig und gleichſam brüderlich neben ihn ſtellen könnten. Erinnern wir uns der Sage von ſeiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch wie ſelten ſie hervorbrach und wie bald ſich dieſe lächelnde Sonne immer wieder verbarg, ſo wollen wir geſtehen, das war die innere Schönheit ſeines Gemüths, welches nur ſelten den Verſuch wagte ſich zu entfalten in einer eingeſchüchterten unbelebten ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir jezigen ihm näher ſtehen als unſere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unſerer Bildung ſehen, um ſich an ſie mit ſeinen eigenen Beſtrebungen anzuſchließen? würde ihm das heimiſche, deſſen heiligen Kern er wohl ehrte, unbefangen und rein genug hervortreten in unſerer Kunſt, um ſich ihrer zu erfreuen und ihr ſeinen Genius zuzuwenden? würden wir ihm frei und fröhlich genug erſcheinen in unſerer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte Erheiterungen für ſeinen Geiſt bei den Ausländern zu ſuchen, welche damals faſt allein ihm nicht immer nur die dienſtbefliſſenen Unterthanen zeigten? würde es ſo ſein, oder würde er auch jezt noch einer beſſern Zeit warten? Das ſind die Fragen, die ſich, gilt es einmal eine ſolche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an ſeinem Gedächtnißtage. Und wenn wir ſie bejahen können: ſo dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unſere Fortſchritte den edlen Schatten ganz verſöhnt haben mit ſeinem Volk. Und die Fürſten die Staatsmänner die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beſchüzer alle, in das innerſte ſeines königlichen Geiſtes mögen ſie hineinſchauen. Der ſo ſein Volk zu beſeelen wußte, als es eben in unbewußtem Schlummer ſein Leben begann, der es ſo ſchnell wie keines über die Kindheit zur Jugendblüte förderte: wie würde der herrſchende Genius jezt weiter ſtreben, wie würde er den reifer gewordenen Geiſt des Volkes fröhlich genießen kräftig aufregen fördern und geſtalten, wie würde er die erhöhte Macht des

Staats zum Wohl der Völker und des Welttheils benuzen, wie würde er feſt in die Tiefe gründen, daß keine Erſchütterung, und ſtolz in die Höhe bauen, daß keine Ueberragung möglich wäre, den Ruhm des Volkes, das ſo ſeiner würdig geweſen iſt.

An dieſen Fragen mögen alle lernen, die an das Ruder berufen ſind, und aus jedem auch dem kleinſten Gliede der Antwort wird die Wahrheit hervorgehn, daß nächſt einem Könige, dem vergönnt iſt ſein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen für ein Volk möglich iſt als ein großer König.

5.

Am 3. August 1819.

Wir haben mit den meiſten ähnlichen Vereinen die Sitte gemein jährlich das Andenken unſerer uns durch den Tod entriſſenen Mitglieder zu ehren, und man pflegt dieſe Aufſäze gemeinhin Lobreden zu nennen. Bei uns we..igſtens geſchähe dies mit Unrecht; ſondern es iſt ein Theil unſerer Geſchichte, den wir zuerſt der verſammelten Zuhörerſchaft mittheilen, und dann in unſern Denkſchriften niederlegen. Und wenngleich allerdings die Hauptabſicht dabei die iſt, den wiſſenſchaftlichen Charakter der verſtorbenen in ſein rechtes Licht zu ſtellen: ſo liegt doch dabei überall das Bewußtſein zum Grunde, daß, von dem Standpunkt der Erkenntniß aus betrachtet, jedes unvermiſchte Lob Unwahrheit wäre, alſo Schmeichelei; denn enthält es auch an ſich keine Uebertreibung: ſo wird es doch unwahr durch die Einſeitigkeit. Lob und Tadel ſind nur die nothwendig verbundenen Beſtandtheile der Kritik; und ſoll von Wahrheit die Rede ſein, ſo muß auch der ſtrengſte Tadler zugleich loben, auch der liebevollſte Lobredner zugleich tadeln. Darum ſind wir auch an jenen Gedächtnißtagen keineswegs gemeint auf lauteres Lob einzuladen; ſondern, wenn ſich auch keine Veranlaſſung findet den Tadel geradehin auszuſprechen, ſo wird er doch durch leiſe Andeutung

oder leicht bemerkliches Verschweigen für den aufmerksamen Leser deutlich genug bezeichnet sein.

Darum, wenn auch an des Königes Feste wir uns jährlich versammeln, und damit beginnen uns sein erhabenes Bild zu vergegenwärtigen: so sind wir noch weit mehr von der Anmaßung und von der Entweihung entfernt ihn durch ausgespendetes Lob verherrlichen zu wollen. Denn, eben weil Lob nicht ohne Tadel sein darf, wäre es Entweihung unseres Berufs, wenn die Rede des wissenschaftlichen Mannes, die immer ein Organ der Wahrheit sein soll, je auch nur von dem leisesten Anklang der Schmeichelei verstimmt wäre, und Entweihung dieses Tages, wenn der spähende Hörer, der Wahrheit zu Liebe, sich aufgefordert fühlte zu lauschen, ob nicht hinter den Ausdrükken der treusten Verehrung eine künstlich verborgene Beschränkung sich durchzöge; Anmaßung aber wäre es, derer ganz unwürdig, welche gelernt haben sollen nicht zu wissen, wenn wir, da des Fürsten Person weniger als die irgend eines anderen sterblichen von seinem erhabenen Beruf kann gesondert werden, denjenigen uns herausnehmen wollten zu loben, der nur von seines gleichen, den Meistern in der größten und herrlichsten aller menschlichen Künste, kann beurtheilt werden.

Aber wir sind Bürger des Staats, Mitglieder des Volkes, gleichviel ob durch Geburt oder Wahl, und freuen uns unseres Antheils an jenem herrlichen Gefühl der Gemeinschaftlichkeit des Daseins zwischen Fürsten und Volk, welche zwar durch das ganze Leben sich hindurchzieht, sich aber an festlichen Tagen wie dieser zu einem besonders lebendigen Bewußtsein entwikkelt. Ist dann das verehrte Antliz des Herrschers von sorgloser Freude umspielt: so fühlt sich das Volk sicher und geborgen; blüht des Volkes Wohlsein groß und fröhlich empor: so muß im Gefühl des wohlgelungenen Werkes auch das Herz des Königes frei und heiter schlagen. Deshalb will jeder an solchen Tagen sein eigenes Gedeihen noch eins so lebhaft empfinden, und es so weit er vermag zur Schau tragen. Eben deshalb erinnert auch die Akademie

heute öffentlich an die nie veraltende Blüte der Wiſſenſchaften, die ſie in ihrem Schooße pflegt, und theilt aus ihrem Vorrath einzelne gewählte Gaben mit, um den wohlthätigen Schuz, den der König dieſem wiſſenſchaftlichen Verein angedeihen läßt, dankbar zu verehren.

Geſchieht dies jezt in einem beſchränkten Raume, der uns hindert dieſer Feier ganz die gewohnte Oeffentlichkeit zu geben: ſo rührt auch dies nur daher, daß die väterliche Sorgfalt und der rege Schönheitsſinn des Königes dieſes ganze Gebäude ungetheilt in einen ſchöneren Palaſt der Wiſſenſchaften und Künſte umgeſtalten und auch unſerm Vereine darin eine gewiß reichlichere und würdiger ausgeſtattete Wohnung, als die alte es war, anweiſen will. Man behilft ſich, während gebaut wird, in einem minder behaglichen Zuſtand; aber kann man auch nicht umhin dieſen auf mancherlei Weiſe ſtörend und bedrängend zu fühlen, wer wollte dennoch glauben zurükkgekommen zu ſein, wenn die ſichere Hoffnung auf eine baldige und deſto würdigere und anmuthigere Zukunft ihn aufrecht erhält! wer wollte ſich nicht frohen Sinn für das vorhandene bewahren, ſo lange das innere des Vereins, die zutrauliche Freundſchaft, das Zuſammenwirken der Kräfte, das rege Streben nach demſelben großen Ziel, unvermindert erhalten wird!

Mögen die anweſenden dies mit uns empfinden, mögen ſie dieſe Worte mit ſich nehmen als ein nicht unwürdiges Bild unſeres öffentlichen Zuſtandes; und, indem ſie überall in der Geſellſchaft das heilige Feuer des Gemeingeiſtes und der Vaterlandsliebe nach Vermögen pflegen, Vertrauen und Liebe überall anzufachen ſuchen, mögen ſie dem innig verehrten Könige, nachdem er mit ſeinem Volk die äußeren Prüfungen, in denen er ſich ſo herrlich bewährt hat, glükklich überſtanden, und ſeinem Muth ſeiner Beharrlichkeit ein unvergängliches Denkmal geſezt, nun auch mit uns aus treuem Herzen Heil und Gedeihen wünſchen zu dem großen auf eine unabſehbare Zukunft berechneten friedlichen Bau, in welchem er begriffen iſt, damit er, noch ehe das

erſte halbe Jahrhundert ſeines köſtlichen Lebens verläuft, den Grundſtein deſſelben weihe, und im zweiten mit allen ſeinen Unterthanen, alten und neuen, das vollendete Gebäude, ein würdiges Denkmal ſeiner Weisheit und ſeiner Volksliebe, bequem und in ungetrübtem Frieden bewohne. Lange lebe der König!

6.

Am 24. Januar 1821.

Wenn wir in dem großen Könige, deſſen Gedächtniß wir heute feiern, den Erneuerer und Ordner unſeres wiſſenſchaftlichen Vereins verehren: ſo müſſen wir dabei nicht vergeſſen, daß er ein eben ſo eifriges Beſtreben hatte den Unterricht des noch ſehr vernachläſſigten Volkes zu fördern und es auf eine höhere Stufe des Bewußtſeins zu erheben, und daß er mit ſeinem herrſchenden Geiſte die Angelegenheit des menſchlichen Wiſſens an ihren entgegengeſezteſten Endpunkten ergriff. Durch den Volksunterricht wird die Maſſe aus der Dumpfheit und Barbarei gezogen, jeder einzelne zu einem lebendigen in ſich regſamen Theil des ganzen gebildet, und wenn auch jeder die erhöhten geiſtigen Kräfte zunächſt nur auf ſein eignes Wohlbefinden wendet: ſo wird dadurch am ſicherſten das gemeine Wohl befeſtiget. Friedrich fühlte es, daß nur wie durch möglichſt ſchnelle Vermehrung ſo auch beſonders durch beſchleunigte geiſtige Fortſchritte ſeines Volkes der Staat ſich auf der Höhe erhalten könne, auf welche ſein Genie ihn erhoben hatte. Der gelehrte Verein wie eine Akademie der Wiſſenſchaften ihn darſtellt — ſie ſollte aber lieber ein Lyceum heißen, indem ihre Beſchäftigungen beſſer durch den Stifter der peripatetiſchen Schule vorgebildet werden als durch

den der akademischen — ein solcher Verein bildet den entgegengesezten Endpunkt des wissenschaftlichen Lebens, bestimmt sowol ruhig auf der Höhe der Betrachtung zu schweben als auch mit dem Strahl des erfindsamen Geistes das einzelne zu durchdringen, in dem kleinsten das größte kennend und offenbarend. Aber wenn Alexanders Züge in Asien und Afrika seinem großen Lehrer eine reiche Uebersicht von den Schäzen der Natur verschafften und ihm manches Geheimniß ihrer Werkstätte enthüllen halfen: so erfreute sich Macedonien keines unmittelbaren Einflusses dieser vermehrten Wissenschaft auf seine Betriebsamkeit und seinen Nationalreichthum, und Alexander verlangte es nicht. Eine Akademie gedeiht nur, wenn sie durch keine fremden Anforderungen gestört wird in ihrem Bestreben den Schaz von vorhandenen Wahrheiten zu vermehren; sie darf das nüzliche nicht suchen müssen; sie muß jede Anwendung des gefundenen, die selbst nicht mehr rein in dem Gebiete des Wissens liegt, andern überlassen dürfen. So scheint sie, dem praktischen abgewendet, allen unmittelbaren Zwekken einer Regierung fremd, nur geringe Ansprüche zu haben auf deren Unterstüzung; und wenn es ihr leztes Ziel sein muß, daß sie auch jeder Unterstüzung entbehren könne und in großmüthig verliehener und versicherter Selbständigkeit als ein vollkommen freier Verein der höchsten Günstlinge der Wissenschaft bestehe: so muß sie es desto dankbarer erkennen, wenn sie ihre erste Entstehung der Fürsorge der Regenten verdankt. Und vornämlich ist deshalb der große König zu bewundern, dessen ganzes Wesen auf das praktische gestellt und der in einem ganz vorzüglichen Sinn die Seele des Volkes war, und von dem niemand glauben kann, er habe aus Eitelkeit mit einer Akademie als einem Geschmeide des Staates prunken wollen, um sich auch hiedurch den mächtigsten Königen gleich zu stellen. Aber er ahndete, daß wenn ein solcher Verein auch keinen unmittelbaren Nuzen schafft, der unter Maaß und Gewicht fällt, dennoch nur durch das Zusammensein dieser beiden Pole eine geistige Kraft gewekkt werden könne, auf welcher das gemeine Wohl vornäm-

lich seines Volkes mit Sicherheit ruhe. So erhob er sich über die Einseitigkeit sowol solcher regierenden, welche entweder nur mit dem Schein der höchsten und reinsten Wissenschaft prunken, die Bildung des Volkes aber eher scheuen als befördern, als auch solcher, die nur das dem Staat unmittelbar nüzliche erhalten mögen, die höheren Stufen der Wissenschaft aber idiotisch verachten.

Wenn wir indeß auf die Art, wie er doch in Bezug auf beide Gegenstände zu Werke ging, unsere Aufmerksamkeit richten: so finden wir unbeschadet unserer Verehrung uns versucht über manche Sonderbarkeit zu lächeln. Daß er den Volksunterricht am liebsten den ausgedienten Kriegern überließ, wer findet das nicht befremdlich und schief; und wie wir jezt hier nur Deutsche und Deutschgewordene sind, wem erscheint es nicht wunderlich, daß der König die Akademie zum größeren Theil aus fremden zusammensezte, aus Mitgliedern eines Volkes, von dem ihm selbst wohl ahndete, wohin leidenschaftlicher Ehrgeiz unter begünstigenden Umständen es führen könne; und wer lächelt nicht über das bunte Gemisch von ausgezeichneten und mittelmäßigen, welche lezteren natürlich sich am meisten damit brüsteten zu dem Beruf den wilden Norden zu humanisiren von einem König hergeholt zu sein, der fast verdiente ihr Landsmann zu heißen. Doch auch in ihren Irrthümern sind große Geister nicht verlassen von sich selbst. Denn so lange es noch fehlte an zwekkmäßig gebildeten Elementarlehrern war das durch die Tapferkeit erworbene Ansehn kein schlechter Ersaz für andere Vorzüge, und die Lebendigkeit, mit der das jüngste Geschlecht sich begeisterte für die Großthaten des Königs und seiner Heere, war der erste Keim des seit den Leiden des dreißigjährigen Krieges noch nicht wieder erwachten geschichtlichen Lebens. Und eben so ist auf der anderen Seite der unwillige Wetteifer, welcher dadurch erregt ward, daß fast nur Ausländer auf den Stühlen der Akademiker saßen, gewiß kein unbedeutender Antrieb geworden unsere wissenschaftlichen Fortschritte zu beschleunigen. Jezt würde auch Friedrich, so wenig als er ausgedienten Kriegern unsere Dorfjugend anvertrauen würde, eben

ſo wenig auch unſern Verein wieder fremden übergeben wollen, ſondern nur billigen würde er alle Veränderung, welche der natürliche Lauf der Dinge unter weiſer Leitung in ſeinem Werk hervorgebracht.

Wer kann es berechnen, welche Wechſel der Geſtaltung bei der Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge dieſem Verein noch bevorſtehen. Je mehr das Reich der Wiſſenſchaft ſich erweitert, je mehr jeder ſeine Bemühung vereinzeln muß, um etwas bleibendes und hervorragendes zu leiſten, um deſto weiter gehen die Intereſſen aus einander, und dann entſtehen entweder ſtrengere Formen um das ganze zuſammenzuhalten, oder es zerſpaltet, wie auch ſchon manche Erfahrung gelehrt, das ganze wenn auch nur vorübergehend in verſchiedene Zweige. Möge nur nie die Zuſammengehörigkeit aller Zweige der Wiſſenſchaft ihre Repräſentation in einer wenigſtens nicht ganz unſichtbaren Vereinigung der Kräfte entbehren, und möge dieſer Verein, der im nördlichen Deutſchland der einzige ſeiner Art iſt, in der Gemeinſchaft mit allen ähnlichen fortfahren alle Schäze der Erkenntniß in ſich zu ſammeln, und indem er nur für ſich ſelbſt da zu ſein und ruhig zu leuchten ſcheint nicht aufhören alle lebendigen Keime der Wiſſenſchaft in dem Gebiet, das er unmittelbar beſtrahlt, geheimnißvoll zu befruchten. Dann bleibt er wenn auch unter den verſchiedenſten Formen der urſprünglichen Idee treu ein würdiges Werk des großen Königes unſterblich wie er.

7.

Am 21. November 1822.

Schon seit mehreren Jahren hat die Akademie der Wissenschaften wegen Beschaffenheit der Räume, welche ihr angewiesen werden konnten bis nach der gnädigen Absicht des Königs ihr ein neues angemessenes und würdiges Lokal erbaut wäre, die gewohnte Oeffentlichkeit ihrer Sizungen unterbrechen müssen und an ihren feierlichen Tagen nur wenige Theilnehmer zulassen können, welchen dieselben auch ohne öffentliche Anzeige bekannt waren. Ja seit mehreren Monaten schon sind, weil auch jenes Gelaß aufhörte brauchbar zu sein, ihre Sizungen ganz unterbrochen gewesen, und auch das lezte Geburtsfest des Königs hat sie müssen hingehen lassen ohne das gewohnte Zeichen ihrer verehrungsvollen Huldigung auch nur in stillem Verein darzubringen.

Desto erfreulicher muß es ihr sein, daß sie nun eine neue einstweilige Wohnung durch eine außerordentliche öffentliche Feier weihen kann, deren Gegenstand alle jährlich wiederkehrenden Gedenkfeste weit überstrahlt, fünf und zwanzig solcher Tage, deren sie sich mit allen Unterthanen des Königs gefreut hat, in Eine frohe und dankbare Erinnerung zusammendrängend. Nachtheilig erscheint es freilich und könnte einer Rechtfertigung bedürfen, daß unsere Feier sich so spät erst den andern schon verklungenen anschließt. Allein Körperschaften wie wir geziemt vor allem nicht

neuerungssüchtig zu sein, und da wir nicht wagten an dem Tage selbst unsere Freude zu bezeugen, welcher vor fünf und zwanzig Jahren das kindliche Herz des Königs mit schmerzlicher Trauer erfüllt hat: so geziemte uns nur nach alter Sitte den gewohnten Tag unserer Vereinigung diesem Andenken zu weihen. Auch dürfen wir den Nachtheil der Verspätung nicht scheuen, denn um zur Feier auch eines solchen Tages wissenschaftliche Erzeugnisse den Freunden der Wissenschaft vorzulegen ist uns nicht vonnöthen den Rausch der allgemeinen Freude zu benuzen, und um dieses Geschäft durch einige Worte ernster Betrachtung einzuleiten durften wir uns nicht an das Gefühl wenden mitten in jenem Zustande erhöhter Erregung, die auch bei dem edelsten nicht lange dauert, sondern das schönste ist indem diese Erhebung sich verlieren will sie festzuhalten, damit sie nicht ganz verschwinde; und das geschieht, wenn wir sie in ihrem Verhältniß zu dem Grundton des Lebens betrachten und diesen dadurch reiner und kräftiger zu stimmen suchen.

Diese Freude, welche sich in den abgelaufenen Tagen in inniger Andacht zum höchsten Wesen erhoben in lautem Jubel überall ergossen hat, ist ein schönes Eigenthum der monarchischen Lebensweise; die freien Staaten, sind sie auch sonst oft reicher an öffentlichen Festen, kennen doch diese nicht. Das Leben des Gemeinwesens selbst muß nach größeren Einheiten gemessen werden, und nur hundertjährig kann die Feier wiederkehren; das Jubelfest auch der geliebtesten obrigkeitlichen Person kann nicht solche Empfindungen erregen. Nur das Volk kann sich so freuen, wenn eines geliebten Fürsten Herrschaft einen solchen Zeitraum vollendet hat, und am meisten wenn es erwarten darf, ein gütiges Geschikk werde den abgelaufenen noch eine Reihe von Jahren hinzufügen. — Aber König und Volk, wie vieldeutig sind die Wörter geworden! wie mannigfaltig haben sich die Verhältnisse zwischen beiden gestaltet, und immer noch neue Gestaltungen scheinen sich bilden zu wollen, um die einfachen Formeln der Theoretiker zu beschämen. Aber nicht überall, wo es König und

Volk giebt, iſt dieſe Freude zu Hauſe; und beſonders ſind es zwei Verhältniſſe, welche ſie gänzlich auszuſchließen ſcheinen.

Wenn in der Kindheit der Geſchichte ein einziger Geiſt zuerſt eine Maſſe von Menſchen, welche vereinzelt und nur mit kleinem beſchäftigt neben einander lebten, zu einem größeren Leben vereinigt, eine ſolche Bewegung ſich oft mit Blizesſchnelle weiter verbreitet, oft in den Fluthen ihres Stromes lang beſtandene Staaten fortſchwemmt, wie uns die Geſchichte an zahlreichen Beiſpielen lehrt: ſo iſt ſolch ein königlicher Geiſt, heiße er nun König oder nicht, die einzige Seele vieler tauſende; der Zuſtand des ganzen gleicht einem Rauſch, der ſich nach der Verſchiedenheit des Temperaments hier in wilder Freude dort in blutigem Streit äußert aber eine ſolche Beſinnung, wie zu einer ruhigen Freude gleich der unſrigen gehört, ſchon deshalb nicht zuläßt, weil Fürſt und Volk ſich einander nicht geſondert genug gegenüberſtehen, ſondern von einem und demſelben völlig gemeinſamen Triebe fortgeriſſen ſind. Dieſer Zuſtand nun kann nicht lange währen, denn er iſt nur eine gebärende Bewegung des geſchichtlichen Lebens, die oft mißglükkt und nichts zurükläßt, nicht ſelten aber gelingt und in dieſem Falle der Grund wird zu einem längeren oder kürzeren in ſeinen Grenzen mehr oder minder feſt beſchloſſenen in ſich ſelbſt mehr oder minder beruhigten immer aber doch geregelten monarchiſchen Leben, und erſt in dieſem können Tage wie der unſrige begangen werden.

Leider aber ſehen wir auch ein entgegengeſeztes Verhältniß zu allen Zeiten bisweilen eintreten, ich meine, wenn nach einem kräftigen und beifallswürdigen Staatsleben, das viele Geſchlechter überdauert hat, zulezt aus mannigfaltiger oft ſehr verwikkelter Schuld die königliche Würde herabgedrükkt erſcheint und in der Perſon des Herrſchers nur ein Schatten davon übrig. Ich ſage zulezt, weil ſeiner Natur nach dieſes Verhältniß eben ſo ſehr auf Zerſtörung deutet, wie jenes auf Geburt. Doch auch die Zerſtörung kann mißlingen, wie die Geburt, eine glükkliche Kriſe kann die abnormen Organe, die ſich gebildet hatten, wieder zerſtören

und aus der lebensgefährlichen Krankheit retten, der Monarchie kann die Gesundheit wiedergegeben werden, in die Person des Schattenkönigs aber kann das Leben schwerlich je zurükkkehren, schwerlich der je wieder wirklich herrschen, der jemals sich selbst gestehen mußte als Herrscher durch eine innere ungeregelte Gewalt gezwungen worden zu sein. Wie aber auch das Ende sei, so lange ein solcher Zustand währt, unmöglich ist in demselben eine Freude wie die unsrige. Könnte sich irgend jemand freuen, wenn nach einem langen Zeitraume noch immer die Krone auf einem entwürdigten Haupte ruhet? und wendet sich nicht jeder weg von dem eben so traurigen als widrigen Anblikk der Entehrung der höchsten menschlichen Würde? Könnte ein Volk anders als mit leeren Worten und mechanischem Gebrauch die königliche Macht feiern, wenn sie in ihrem Wesen nicht mehr vorhanden ist? und muß nicht vielmehr jeder wohlmeinende die möglichst schnelle Rettung wünschen aus einem so höchst bedenklichen Uebergangszustande?

Zwischen diesen beiden Punkten aber ist überall Raum für bewußte Treue für eine frische und fröhliche Liebe des Volkes zum Fürsten, und also für lebendige Freude und Theilnahme an einer Feier wie die unsrige; in den verschiedensten Abstufungen und Formen, wie alles gute und schöne sich mannigfaltig gestaltet, aber wie verschieden auch der Geist der Völker sei, wie verschieden die Stimmung der Zeiten und der Einfluß der Verfassung und Verwaltungsweise: immer doch wird eine Reinheit und Vollständigkeit der Freude nur stattfinden können bei einer glükklichen und den besonderen Umständen eines jeden Staates angemessenen Mischung wie mir scheint folgender Momente. Der große Haufe des Volkes ist noch nicht so weit entwikkelt ein politisches Auge und Urtheil zu haben, ja auch ein politisches Gefühl theilt sich ihm nur lebendig und wirksam mit in Augenblikken großer Entscheidungen. Er hat aber wenngleich geduldiger hier und ungeduldiger dort ein inneres Maaß für das Verhältniß der Leistungen, die er dem öffentlichen schuldig ist, zu seinen

Bedürfnissen. Daß dieses sich gleich bleibe und nicht in heftigen Schwankungen sei, oder das Gleichgewicht zwischen ihm und den andern Staatselementen einseitig aufgehoben werde, darin sieht er sein Recht, und gefährliche Leidenschaften können sich in ihm entwikkeln, wenn er durch unerwartete und in der Wiederholung drükkende Verlezungen desselben gekränkt wird. Hiegegen hat er ein Palladium in derjenigen Liebe zum Fürsten, die seiner Lage angemessen ist. Dies ist der in jeder wohlgeordneten und glükklichen Monarchie so allgemeine Glaube des Volkes, daß, was ihm auch gleichviel ob mit Recht oder Unrecht drükkend erscheine oder unbillig, es fest dabei bleibt, der Herrscher selbst wisse nichts davon. Möge niemand diesen gutmüthigen Glauben belächeln: er ist die unentbehrliche Grundlage aller Regentenliebe im Volke. Und wie oft er auch im einzelnen irren mag, weil nicht immer Unrecht ist was dem Volke so scheint, im ganzen liegt ihm eine tiefe Wahrheit zum Grunde. Denn ist es nicht dasselbe, ob ein Fürst etwas nicht weiß, oder ob er zwar weiß, daß es geschieht, ja selbst befohlen hat, daß es geschehe, aber nur aus einer unrichtigen Darstellung der Verhältnisse? Und bei der Einseitigkeit jedes abgesonderten Verwaltungszweiges, bei den vielen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stellen und Behörden und den vielen auch einseitigen Darstellungen ihrer Verhältnisse, welche besser bevormundete Klassen der Gesellschaft vor den Thron zu bringen wissen, ist es nicht immer die Person des Königes, welche alle Interessen ausgleichen muß in allem was nicht schon durch den Buchstaben des Gesezes feststeht? Und mit welchem besseren Vertrauen kann also jene große Masse sich rüsten als mit dem, daß der König um ein Unrecht nur zu wissen brauche, um ihm abzuhelfen? Je mehr daher jener Glaube durch die Erfahrung gerechtfertiget wird, je ungestörter er sich fortpflanzt vom Vater auf den Sohn, desto reiner ist die Theilnahme des Volkes an jedem Feste des Herrscherhauses, desto kräftiger wird es sich zeigen, sobald nur von fern eine Gefahr der Trennung droht.

Auch der Mittelstand ist wenngleich von dem Gesammtleben inniger durchdrungen in die Geheimnisse der Staatskunst bei uns noch nicht eigentlich eingeweiht. Sein herrschendes Gefühl aber ist dieses, daß durch das ganze soll das Wohl des einzelnen sicher gestellt und erhöht werden, und von diesem Wohl hat er eine reinere und geistigere Vorstellung. Dem unter diesem Stande herrschenden Gefühl nach gehört zum Wohl ein des gebildeten Menschen und ist dasjenige, was der Staat leisten soll, Ruhe und Sicherheit der religiösen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnisse, möglichster Vorschub zur Ausbildung aller Talente und möglichste Freiheit im Gebrauch aller äußeren Hülfsmittel. Wie natürlich also, daß die Glieder dieses Standes vorzüglich in dieser Hinsicht auf das Haupt des Staates sehen, und daß sie alle in allen diesen Verhältnissen ihren König mit der innigsten Theilnahme begleiten. Muntert er die Künste und Wissenschaften auf, deren sie sich befleißigen: so sind sie beglükkt, daß er sich dessen erfreut, worin sie leben; bezeichnet er alle unnüzen Beschränkungen der persönlichen Freiheit mit seinem Mißfallen: so verehren sie freudig seine Edelmüthigkeit; sehen sie, daß auch er sein vorzüglichstes Glükk in seinem Hause sucht: so giebt es keine Freude und kein Leid im Königshause, das sie nicht auf das innigste mitfühlten; und wenn auch ihr König sich in Freude und Leid vor dem höchsten Wesen demüthigt: so drükkt dieses das Siegel der Unzerstörbarkeit auf ihre Verehrung und ist ihnen selbst die kräftigste Befestigung im göttlichen Leben. Wenn so die Liebe zum Könige alle heiligsten Verhältnisse durchdringt, sich in jede schöne Empfindung mischt und jeden bedeutenden Moment des Privatlebens erhöht und veredelt, dann ist das Band zwischen Fürst und Volk fest geschlungen; und wie wahr und tiefgefühlt ist dann Freude und Rührung bei einer Feier wie diese.

Aber in einem wohlgeordneten Gemeinwesen soll auch die Zahl derer immer mehr zunehmen, und zwar ohne daß sie auf einen bestimmten Stand beschränkt wäre sondern in allen Abthei-

lungen der Gesellschaft, welche das Leben des Staates in seiner ganzen Beweglichkeit verstehen und seine Fortschritte sowol als auch seine Erschütterungen nicht nur mitfühlen, wie leise sie auch seien, sondern auch ahnden. Diesen kann es unmöglich entgehen, wie wenig der gedeihliche Bestand des ganzen gesichert werden kann durch den Buchstaben der Gesezе allein, sondern wie viel immer abhängt von der Persönlichkeit der handelnden. Wenn sie also in dieser Hinsicht die öffentlichen Charaktere die bedeutenden Organe der Verwaltung sowol als die Organe der öffentlichen Meinung beobachten und aus ihrem Auf- und Abtreten aus dem Verhältniß eines jeden zu seinem Wirkungskreise zu errathen suchen was bevorsteht: so sehen diese eingeweihteren auf den König wir wollen nicht sagen wiewol es ein großer Fürst gesagt hat als auf den ersten Beamten des Staates, wol aber als auf die Quelle aller persönlichen Macht im Staat. Er wählt selbst die bedeutendsten Organe der Oberherrschaft und bestimmt besonders auch die, denen er die Wahl der untergeordneten anheimstellt. Was sie nun in dieser höheren Beziehung am liebsten an einem Regenten sehen und woran sie sich am meisten erfreuen, ist, wenn er auch in Zeiten, wo verschiedene Ansichten unter denen, welche Organe der Herrschaft sein wollen, bis zu Parteiungen ausarten, sich von keiner beherrschen läßt, sondern über ihnen steht, überall Maaßregeln abwendet, welche sich zum äußersten neigen, wenn er seine Diener so wählt und so mit ihnen wechselt, daß das nicht leicht ganz zu vermeidende Vorherrschen dieser oder jener Einseitigkeit nur vorübergehend erscheinen kann und bald durch das Hervortreten des entgegengesezten gemildert und aufgehoben wird, wenn er persönliche Zuneigung und Abneigung, soweit sie rein gemüthlich ist, gesondert zu halten weiß von amtlichem Vertrauen, wenn endlich keine äußeren Vorzüge eines anderen ihn jemals bestimmen die billigen Ansprüche eines verdienteren zu übersehen.

Wenn so die Liebe der eingeweihteren vorzüglich auf der Regierungsweisheit des Königes ruht, die Liebe der gebildeten auf

seiner allseitigen Humanität, die Liebe des nahrsamen Volkes auf seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit, und diese Stimmen verhältnißmäßig besezt sind, das ist der anmuthige und herzerhebende Chor der monarchischen Freude. Wenn sein Wohllaut uns umwogt, fühlen wir nur unser Glükk, und manches erscheint uns minder bedeutend, worauf ein großer Werth gelegt wird, wenn diese lebendigen Gefühle sich leiser vernehmen lassen und Nachahmung oder Theorie ihre Gewalt über uns ausüben.

Die Anwendung dieser wenigen Züge liegt klar vor Augen, aber was sagen wir erst von der Freude des Volkes an solchen Tagen, wenn es im Zusammenleben mit seinem Fürsten inhaltschwere Jahre durchlebt, wenn sich ihm eine Fülle der lehrreichsten Erfahrungen, wie sie sonst in Jahrhunderten nicht wiederkehren, in Eine Dekade zusammengedrängt hat, in welcher Fürst und Volk sich auch als Dulder und Helden verherrlicht und durch beides um so inniger verschmolzen haben. Dann redet das Schweigen der Dankbarkeit noch lauter als der Jubel der Freude; und indem wir mit gestärktem Auge heiter in die Zukunft hineinschauen, bedauern wir den weit verbreiteten Wahn, als könne ein Volk genug haben an der unverlezten Achtung für die Würde des Fürsten, und freuen uns, daß weder wir noch unsere Kinder je Mangel haben werden an festgegründeter Anhänglichkeit an die Person derer, welche der gnädige Himmel uns zu Herrschern bestimmt hat. Lange lebe der König und immer blühe sein Haus!

8.

Am 3. August *).

Die Pfleger der Wissenschaft sind nicht selten darüber getadelt worden, daß sie der Liebe zum Vaterlande minder fähig wären als andere, oft auch ist ihnen dasselbe nachgesagt worden zum Ruhm, daß ihre Gesinnung allgemein menschlich wäre und frei von allen politischen Beschränkungen. Wenn dies nun so wahr wäre als beide und so gut als die lezten es meinen: so wäre es falsch und tadelnswerth, wenn ein Verein wie der unsrige, der nur aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft gestiftet ist und nur für sie besteht, einen Tag feierte, der, dem Oberhaupt eines Staates geltend, auch nur für diejenigen Werth hat, welche diesem von Herzen zugethan sind.

Die Wissenschaft ist allerdings etwas allgemein menschliches, und diejenigen, welche sich ihr gewidmet haben, müssen allem menschlichen und somit der ganzen Erde, um nicht mehr zu sagen, wiewol auch darin das höchste schon mitgesagt ist, mit gleicher Liebe zugethan sein, so jedoch, daß sie sich dem fernen und fremden mit ihrer Liebe um so mehr zuwenden, je weniger dieses sich ihnen von selbst entgegenträgt. Wenn nun im Staat die Akkerbau treibenden am meisten an den Grund und Boden

*) Wahrscheinlich 1823. S.

gebunden ſind, und diejenige Bevölkerung bilden, welche ihr Schikkſal am wenigſten von dem des Landes trennen können und alſo auch billig am meiſten bei allen Einrichtungen und Begegniſſen deſſelben betheiligt ſind, die Handel treibenden aber viel weniger, doch aber auch dieſe am meiſten erſt alsdann gelöſt ſind, wenn ſie den reinen Geldhandel ſo ins große treiben, daß alle Staaten gleich ſehr ihre Schuldner werden können: ſo nähern ſich die Männer der Wiſſenſchaft allerdings mehr den Handel treibenden, ſo jedoch, daß auch unter ihnen diejenigen am meiſten vom Staate gelöſt ſind, welche ohne einiges Apparates zu bedürfen als eigentliche Philoſophen nur auf dem Papiere ſpeculiren, weniger aber ſchon die, welche mit köſtlichen Werkzeugen und reichen Sammlungen aller Art eingebürgert und mit ziemlich unbeweglichem Gut von ſolcher Art angeſeſſen ſind, welches je nach dem Geiſt einer Regierung ſehr verſchieden geſchäzt geſchüzt beſteuert und unterſtüzt werden kann.

Doch dieſer etwas materiellen Anſicht, welche wir nicht gern zum Nachtheil der Speculation geltend machen möchten, ſteht eine andere gegenüber, nämlich die, daß die Wiſſenſchaft weſentlich an der Sprache hängt, und daher, wenn auch nicht im politiſchen Sinne patriotiſch, doch wenigſtens volksthümlich iſt. In der ſchönſten Zeit Griechenlands finden wir dies ſo rein ausgeſprochen, daß ſogar wenig Neigung vorhanden war in fremde Sprachen einzudringen, welches freilich einer unvollkommnen Entwikkelung des menſchlichen Geiſtes zuzuſchreiben iſt. In der ſpätern Zeit hat freilich nächſt der chriſtlichen Religion am meiſten die Wiſſenſchaft nach einer Gemeinſchaft aller Sprachen geſtrebt, weit mehr als die Politik oder der Welthandel, welche für ein beſtimmtes Bedürfniß in dem einen Syſtem mit dieſer, in einem andern mit jener Sprache ausreichen; aber wie ſehr auch auf die Gemeinſchaft ausgehend, findet doch auch die Wiſſenſchaft nicht nur überhaupt die Gemeinſchaft ſchwieriger, je mehr die Sprachen von einander entfernt ſind, ſondern vorzüglich auch bleibt doch mit wenigen Ausnahmen lebendige und reiche Production bei je-

dem auf die Sprache beſchränkt, welche das ganze Leben beherrſcht. Nur der Mathematiker producirt mehr in allgemeinen Zeichen, die für alle Sprachen gleiche Geltung haben, ſo daß ihm für das wenige, wozu er noch der Sprache bedarf, jede faſt gleich lieb ſein kann. Der Naturforſcher entlehnt ſeine Terminologie bald aus der einen bald aus der andern, und bildet ſo zugleich eine Geſchichte, welchen Weges die Entdekkungen gekommen ſind. Aber der Ausdrukk der höchſten Ideen behält doch einen nationellen Charakter, und die Volksthümlichkeit wird darin nie ganz zu verkennen ſein.

Doch hat zu verſchiedenen Zeiten dieſe Gebundenheit an die Sprache das Verhältniß der gelehrten zu den Völkern und Staaten auf ſehr verſchiedene Weiſe geſtaltet. Als das Alterthum unterging pflanzten ſich in dem weſtlichen Europa ſparſame Reſte der Wiſſenſchaft durch die lateiniſche Sprache fort, und wie die Kirche lateiniſch war, waren auch alle gelehrten nur Lateiner. Aus der bunten Miſchung der Stämme geſtalteten ſich erſt allmählig größere Maſſen, die Sprache bildete ſich erſt allmählig zu einem reicheren und geiſtigeren Verkehr, und die Genoſſenſchaft der wiſſenden war älter als die Völker und Staaten, die von ihr bevormundet wurden. Daher verpflanzten ſich klerikaliſche gelehrte, und andere gab es kaum, mit Leichtigkeit aus einem Staat in den andern, und dem älteren geiſtigen Bande nicht mit Unrecht mehr vertrauend als dem politiſchen jüngeren nahmen oft die gelehrteſten am meiſten Partei mit der römiſchen Kirche, welche der Stüzpunkt der wiſſenſchaftlichen Sprache war, gegen die jungen noch nicht genug befeſtigten Regierungen. Daher war zu dieſer Zeit auch die Volksthümlichkeit immer noch ſchwach, Liebe zum Staat aber konnte bei der politiſchen Zerſpaltung der meiſten großen Volksmaſſen in der Wiſſenſchaft gar nicht einheimiſch ſein. In England und Frankreich hat dieſer Zuſtand aufgehört, und wie das Volk in Einen Staat zuſammengefloſſen, ſo iſt auch kein Unterſchied mehr zwiſchen Volksthümlichkeit und Loyalität, alſo auch kein Grund, warum die

wiſſenſchaftlichen Vereine minder als jede andere einzelne Organiſation innerhalb des Staates dem Impuls des ganzen folgen ſollten.

Anders verhält es ſich in Deutſchland, wo die Differenzen der Sprache, auch die ſtärkſten, für einen gewiſſen Bildungskreis wenigſtens ganz verſchwunden ſind, die politiſche Trennung aber geblieben iſt. Hier erſcheint es daher natürlich und weniger zu entſchuldigen, wenn die gelehrten öfter, nicht nur wo ſie vereinzelt ſtehen ſondern auch wo ſie Glieder einer Corporation ſind, ihren Aufenthalt aus oft untergeordneten Gründen wechſelnd ſich aus einem deutſchen Staat in den andern begeben, zufrieden mit dem Bewußtſein, daß ihre Wirkſamkeit als eine deutſche überall auf deutſchem Boden gleich gut gedeihen könne. Für die kleineren Staaten giebt es gegen den wenn zu häufig doch nachtheiligen Wechſel der Mitglieder in gelehrten Vereinen, unter welche Benennung unſere Univerſitäten eben ſo gut zu begreifen ſind als die Akademien, kein beſſeres Mittel als dieſe Vereine durch ausgezeichnete Vorrechte und durch ein wohlgeſichertes Geſammteigenthum zu heben, wodurch die Vereine an dem Staate ſelbſt ein wahrhaft bürgerliches Intereſſe gewinnen, welches auch auf die einzelnen Mitglieder in dem Maaß übergeht als ihnen die Mitgliedſchaft ſelbſt werth iſt. Die größeren leitenden deutſchen Staaten haben dieſe Maxime, über deren Werth im allgemeinen hier nicht der Ort iſt zu urtheilen, bei neueren Vereinen, welche ſie geſtiftet, nicht in Anwendung gebracht, und auch in Beziehung auf die ſchon beſtehenden ſie eher beſchränkt als erweitert, und dennoch erfreut ſich namentlich Preußen ſeit geraumer Zeit einer großen Anhänglichkeit und Beharrlichkeit nicht nur von Seiten ſolcher gelehrten, welche des Königs geborene Unterthanen ſind, ſondern auch ſolcher, die aus anderen Theilen Deutſchlands in die verſchiedenen Inſtitute des Landes gezogen worden ſind. Ja auch unter den wenigen, welche von Zeit zu Zeit durch beſondere Umſtände wieder ins Ausland zerſtreut worden, fehlt es nicht an ſolchen, welche die ausgezeichnetſten Beweiſe von einer

weit über die gewöhnlichen Formen dieſes Standes hinausgehenden Liebe und Anhänglichkeit gegeben haben. Wie denn auch in den Zeiten der Bedrängniſſe des Staates ein erfreulicher Geiſt der Treue und Aufopferung in allen gelehrten Vereinen vorgewaltet hat.

Dies alſo lehrt die Erfahrung, daß es einen moraliſchen Grund giebt, der auch innerhalb deſſelben Volkes dem einen Staat vor dem andern eine entſchiedene Zuneigung derer erwerben kann, welche der Wiſſenſchaft leben, und der iſt das Intereſſe, welches der Staat ſelbſt an der Wiſſenſchaft und an ihren edelſten Früchten nimmt.

So hat unſer Verein, älter als der Grad von Macht, deſſen ſich der preußiſche Staat jezt erfreut, und älter als der Grad von Bildung, welcher jezt innerhalb deſſelben verbreitet iſt, Preußen immer erfahren. Von der wachſenden Macht hat er Vortheil gezogen für ſeine Endzwekke, von der vermehrten Bildung kommt auch etwas auf ſeine Rechnung. Es iſt ſein Glaube durch dieſe Erfahrung befeſtigt, daß Preußen, ſo lange es ſich dieſes geſegneten Herrſcherhauſes erfreut, was für Modalitäten auch die Perſönlichkeit der Monarchen und ihrer höchſten Staatsdiener herbeiführen könne, dennoch niemals aufhören wird die wachſende Intelligenz für die Hauptquelle ſeiner inneren Kraft zu halten, und auch ſolche wiſſenſchaftliche Inſtitute zu pflegen, deren Beſtrebungen nicht unmittelbar auf das bürgerliche Leben berechnet ſind, welche ſich aber als Schloß und Veſte bewähren für den reinen wiſſenſchaftlichen Geiſt, welcher auch über den die Wiſſenſchaft für das Leben bearbeitenden Anſtalten walten muß, wenn ſie nicht von ihrem rechten Standpunkt ſollen hinabgezogen werden.

In dieſem Sinne hat auch der glorreiche Monarch, deſſen Feſt wir heute begehen, die Sorge für das Gedeihen der Wiſſenſchaft mit in den Kreis ſeines hohen Berufs hineingezogen; auch unſere Freiheiten hat er geſchüzt und gemehrt, und wenn

vielleicht andere ähnliche Vereine an Opulenz ihrer Mittel uns weit überragen: so erfreuen wir uns doch der Sicherheit, daß bei einem hinreichenden Maaß von Kräften große und würdige Unternehmungen nicht an äußeren Hindernissen scheitern dürfen. Mit Recht also feiern wir auch ..... *)

*) Der Schluß der Rede fehlt. J.

9.

Am 3. Julius 1824.

Kürzlich in unſeres Leibnitz Theodicee leſend, um mir die zierliche Darſtellung wieder zu vergegenwärtigen, wie das höchſte Weſen die in dem Tempel der Geſchikke aufgeſtellten möglichen Welten muſtert und die beſte zur Wirklichkeit beruft, blätterte ich zufällig auch die der deutſchen Ueberſezung derſelben vorangeſtellte Lobſchrift auf Leibnitz von Fontenelle auf; und indem ich ſie durchlief, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, wie gut es ſei, daß, ohnerachtet wir Leibnitzens Feſt feiern, wir doch nicht genöthiget ſind ihn jedesmal zu loben. Ja es fiel mir ein, daß der höfliche Spruch, es ſei ſchön von einem gelobten Manne gelobt werden, ſchwerlich würde aufgekommen ſein oder viel Verbreitung bekommen haben, wenn dabei der Akademien und gelehrten Geſellſchaften wäre gedacht worden. Denn gelobt ſoll in dieſen jeder werden, nachdem er nicht länger hat aushalten wollen, ſondern ſich der Mitgliedſchaft durch den Tod entzogen hat; und wie ſchon lobenswürdig ſein muß, wer einem ſolchen Verein angehören kann: wieviel mehr muß der ein ſelbſt gelobter ſein, der dort als lobender auftritt! Aber wahrlich es ſchien mir, als ob das Geſchäft lange nicht ſo oft wiederzukehren brauchte als Fontenelle in ſeinem langen akademiſchen Leben es geübt hat, um weder dem lobenden zu großer Freude noch

dem gelobten zu großem Ruhm und Nuzen zu gereichen. Deshalb wollen wir uns auch nicht grämen, daß über manchem von den unsrigen schon längst die gesezlich bestimmte Zeit verflossen ist, ohne daß diese wenngleich noch so klar ausgesprochene Pflicht ihnen wäre geleistet worden. Zweierlei Arten vorzüglich kann ich mir denken, wie eines abgeschiedenen gelehrten Mitgliedes in lobender Rede kann gedacht werden, mehr rednerisch die eine, mehr literarisch die andere. Jene darf streng genommen nicht einheimisch sein in einem solchen Verein; der lobende soll nicht Blumen der Beredsamkeit herabwerfen von einem Orte, welcher sonst den Hörern nur strenge Wissenschaft reicht. Und jeder, welchem bevorsteht gelobt und auf solche Weise noch einmal ins Leben zurükkgerufen zu werden, soll sich auch bescheiden, daß er nur als geschichtlicher Stoff kann behandelt und daß, wie wir denn einander immer zurufen müssen, **Amicus socius sed magis amica veritas**, nur durch die Strenge der Kritik ihm als Mitglied eines solchen Vereins würdige Gerechtigkeit widerfahren kann. Was können auch solche Gedächtnißreden anders sein sollen, als daß sie auf der einen Seite zusammengenommen ein belegtes Verzeichniß der Mitglieder des Vereins bilden, auf der andern Seite, wenn sie nicht nur in den Archiven des Vereins ruhen sondern ins öffentliche treten, eine fruchtbare Fundgrube sind für den künftigen Literator und Bibliographen. Wenn jener Zwekk im Auge behalten wird, so wird der lezte schon immer von selbst erreicht. Denn nothwendig muß ja der Sprecher des Vereins nachweisen, auf welchen Grund dieser einen gelehrten in seine Mitte aufgenommen, und was derselbe seit seiner Aufnahme geleistet habe. Wohlthätig ist es daher gewiß, wenn die künftige Gedächtnißrede jedem gelehrten Verein, der sich einer freien Wahl seiner Mitglieder erfreut, bei jeder Wahl als ein heilsames Schrekkbild vor Augen schwebt. Bleibt es aber nicht dabei, sondern soll die Gedächtnißrede wirklich gehalten werden: so kann nur selten etwas gründliches oder erfreuliches sich ergeben, nämlich nur dann, wenn ein gelehrter auf eine beharrliche und aus-

gezeichnete Weise seine Thätigkeit einem einzelnen Gegenstande widmet. Denn dann kann mit einer gewissen Reinheit und Zuverlässigkeit übersehen werden, was in der That des Einen Werk ist in der Wissenschaft. Nur in diesem Fall aber ist auch ein wissenschaftliches Leben ein leicht zu begreifendes ganze, das sich in regelmäßigem Wachsthum zu einer schönen Gestalt entwikkelt, deren Ebenmaaß und Kraft dem Exegeten, der sie darlegt, und dem Beschauer, dem sie dargelegt wird, gleiches Vergnügen gewährt. Wie aber die meisten wenn auch nicht wie Leibnitz in allen Wissenschaften etwas schaffen oder zurechtlegen, doch vielseitiger wenigstens als jener aber auch zerstükkelter in das ganze Gebiet ihrer besonderen Wissenschaft eingreifen, je nachdem theils eigene freiere Combinationen es mit sich bringen, theils äußere Anlässe dazu auffordern: so ist es schwer das einzelne wissenschaftliche Leben als ein ganzes hinzustellen und es in seinem eigenthümlichen Wesen zur Anschauung zu bringen. Dies aber doch einigermaßen zu leisten und nicht ein bloßes Verzeichniß einzelner Leistungen zu geben sollte doch das Ziel jeder solchen Rede sein, wenn sie sich irgend über den Ton der Chronik erhebt.

Wer nun so viel zu loben hat als Fontenelle gethan, der wird aus mehr als einem Grunde sich diese Aufgabe nicht stellen können, durch die allein das Geschäft ein rechtes Interesse erhalten kann. Auch ist seine Behandlungsweise im allgemeinen sehr leicht. Er führt gewöhnlich in chronologischer Ordnung die Hauptpunkte der wissenschaftlichen Wirksamkeit auf und würdigt sie zugleich in ihrer Beziehung auf die Wissenschaft. Dabei aber gemahnt es den aufmerksamen Leser nicht selten, als wolle er sich bald an seinem Gegenstande bald an dem Publicum für die verursachte Mühe rächen, und freue sich so oft er gleichsam unvermerkt und bei Seite dem einen oder dem andern etwas anhängen könne. Das eigenthümliche der Person sucht er nur zu ergreifen am Anfang und am Ende seiner Darstellung. Am Anfang, indem er zeigt, wie eine bestimmte wissenschaftliche Richtung sich gebildet hat; am Ende, indem er bald versucht die

Hauptzüge des ſittlichen Charakters zu zeichnen, welches hie und da mit großer Liebe geſchieht, bald einzelne Anekdoten aus dem amtlichen oder Privatleben, wobei denn am meiſten jener Satyr hervortritt, zu dieſem Behuf zuſammenſtellt. Auf dieſem Wege entſteht freilich nicht leicht eine durch und durch charakteriſtiſche Darſtellung, wie wir deren einige auch in unſerer Literatur beſizen, aber doch kann der Leſer ſich leicht ein ziemlich beſtimmtes Bild ſelbſt geſtalten. Und wenige der von ihm dargeſtellten mögen ſo ſchlecht gefahren ſein als unſer Leibnitz, bei dem er von dieſer gewohnten Weiſe abweichen zu müſſen glaubte. Der Mann war ihm für dieſes Verfahren nicht ſowol zu groß als vielmehr zu vielſeitig und zuſammengeſezt. Zu viele Beſtrebungen gehen immer neben einander her, zu oft hätte, wie beim Spizenklöppeln, jeder Faden ſauber müſſen bei Seite gelegt und dann wieder aufgenommen und mit immer anderen verſchränkt werden, als daß nicht Verwirrung wäre zu beſorgen geweſen. Darum ſagt er ſcherzhaft, er müſſe es mit Leibnitz entgegengeſezt machen wie die alten mit dem Herakles; ſie nämlich hätten aus vielen Einen gemacht, er aber müſſe aus Einem Leibnitz viele machen, und ſo führt er uns denn von der wol vergeſſenen lateiniſchen Poeſie durch die Geſchichte und Politik zur Jurisprudenz, von da zur höheren Phyſik und Mathematik, und endlich zur Metaphyſik und Theologie. Den Gedanken mit der allgemeinen Sprache weiß er unter keine dieſer Rubriken zu bringen, ohnerachtet es eine höchſt intereſſante Combination gäbe dies Problem mit der Monadologie oder der präſtabilirten Harmonie zuſammenzuſtellen. Hiemit nun ſchließt die eigentliche Darſtellung, und ſo bildet ſich der Uebergang zu den kleinen perſönlichen Anekdoten, die nicht ſehr beitragen können den Ruhm des gefeierten zu erhöhen. Wie wäre es möglich, daß aus ſo ruhig neben einander liegenden Fäden ein Tapetenbildniß entſtehen könnte? Nur indem man dieſe ſo ganz verſchiedenen Beſtrebungen in ihrer Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge zu verſtehen und dieſe wiſſenſchaftliche Thätigkeit überall auf die raſtloſe Cor-

reſpondenz und die mannigfaltigen höfiſchen Verbindungen ſo wie dieſe wiederum auf jene zu beziehen verſucht, kann man daran denken den großen Mann in ſeiner außerordentlichen Geſchäftigkeit verſtehen zu wollen; und nur wenn man die Verfahrungsart auf dieſen verſchiedenen Gebieten immer vergleicht, kann man ſeiner eigentlichen wiſſenſchaftlichen Geſinnung auf die Spur kommen. Welche Aufgabe, nur zu verſtehen, in welchem Sinne ſeine politiſch hiſtoriſchen Studien ein ganzes bilden von der Schrift über die polniſche Kronbewerbung bis zu der projectirten Geſchichte von Braunſchweig, welche mit der Periode der Verſteinerungen anfangen ſollte. Oder ſeine mathematiſchen von der unvollendet gebliebenen Wiſſenſchaft des unendlichen bis zu dem wirklich zu Stande gekommenen Rechentiſch. Aber welche zerſtörende Verwirrung in der Lebensbeſchreibung, die uns unmittelbar vom Codex diplomaticus zu ſeinem jugendlichen Verkehr mit den nürnberger Alchimiſten als dem Anfang ſeiner phyſikaliſchen Laufbahn, und wiederum von dem Rechentiſch als dem Ende der mathematiſchen zu den metaphyſiſchen Axiomen vom zureichenden Grunde und vom größten und beſten hinführt.

So geht es mit den Elogen! Je größer der Gegenſtand, deſto weniger können ſie leiſten; und wir wollen uns darüber tröſten. Die wenigen, welche es verdienen als ausgezeichnete Kunſtwerke der menſchlichen Natur ausgeſtellt zu werden, haben noch immer einen gefunden, der von ihrer Erſcheinung begeiſtert eine kunſtgerechte Lebensbeſchreibung, Wahrheit und Dichtung nach unvermeidlichem Geſeze miſchend, zu Stande bringt. Diejenigen, welche es aus irgend einem Grunde erſprießlich halten, daß ihre Arbeiten als die einzigen Punkte, die für ſich einem größeren Kreiſe ſichtbar werden, auch für dieſen durch zuſammenhängende Commentarien über ihr Leben verbunden werden, dieſe mögen am liebſten ſelbſt den Stoff einfältig und treu verarbeiten. Auch ſie werden, und hätten ſie auch den reinſten Zwekk, um lehrreiche Confeſſionen zu ſchreiben doch jenem Geſez ſich irgendwie fügen müſſen; denn jeder dichtet ſich ſelbſt, wenn er ſich aufführt. Wir

übrigen, wenn wir unſere Zeit hindurch an dem ſtillen Werk der Wiſſenſchaft nach Vermögen gearbeitet haben, wollen uns begnügen auf die ſchlichteſte Weiſe in die Regiſter derſelben eingetragen zu werden zum etwanigen Nachſchlagen. Denn anders als ſo kann doch von dem einzelnen nicht lange die Rede ſein, wenn nicht politiſche Bedeutſamkeit oder künſtleriſche Trefflichkeit ihm eine bedeutendere Stelle ſichern.

Was aber unſern gefeierten beſonders betrifft: ſo wollen wir uns daran vornämlich halten, womit Fontenelle ſeine Lobrede ſchließt, es heiße großer Männer Leben verlängern, wenn man ihre Werke würdig fortſeze. Denn wenngleich Leibnitz vieles rühmlich begann, deſſen Vollendung nicht in dieſer beſten Welt konnte zu ſchauen ſein, indem ſchwerlich jezt oder künftig irgend jemand den abgeriſſenen Faden ſo wieder fortſpinnen möchte: ſo liegen doch nicht nur vielem in der wiſſenſchaftlichen Fortſchreitung ſeine Entdekkungen immer noch zum Grunde, ſondern auch vornämlich war ſein großes Geſchäft die Kräfte der einzelnen zu wiſſenſchaftlichen Zwekken zu vereinigen und die Freigebigkeit der Regierungen für dieſe Angelegenheiten auf eine dauernde Weiſe durch wohlbegründete Inſtitutionen in Anſpruch zu nehmen. So hat er auch dieſen unſern Verein veranlaßt. Indem dieſer im Dienſt der Wiſſenſchaften fortbeſteht wird des Stifters Werk fortgeſezt, und jede Unternehmung, welche danach ſtrebt unſere Kenntniß von den Erzeugniſſen der Natur zu erweitern, in ihre Geſeze tiefer einzudringen und das Maaß, ohne welches es keine Erkenntniß giebt, vollkommner zu handhaben, verborgene Denkmäler der Geſchichte hervorzuziehen, ſie mit der Fakkel der Kritik zu beleuchten, und in Ermangelung der allgemeinen Sprache die Gemeinſchaft aller Sprachen zu fördern, jede ſolche iſt in ſeinem Sinne gedacht und eine Verlängerung ſeines reichen und fruchtbaren Lebens.

10.

Am 24. Januar 1825.

Ein Verein wie der unſrige, ruhend auf einer großen Maſſe geiſtiger Production und nur in dem freieſten Verkehr derſelben wahrhaft gedeihend, kann des großen Königes, dem dieſe Stunde gewidmet iſt, wol nicht gedenken ohne ſich auch zu erinnern an die großartige und freiſinnige und alles geiſtige Verkehr ſo ſehr erleichternde Weiſe, in welcher er die Aufſicht des Staates auf die ſchriftſtelleriſche Hervorbringung führen ließ, welche in andern Staaten und zu andern Zeiten oft ſo ſchwer auf dem geiſtigen Leben gelaſtet hat. Ob Friedrich dieſer Maxime wegen politiſch durchaus zu loben ſei, dies iſt eine ſo vielfältig beſprochene Frage, daß es vergeblich wäre in wenigen Worten darüber etwas neues oder entſcheidendes ſagen zu wollen. Daß er aber als Menſch deswegen glüklich zu preiſen ſei, dies iſt wol weniger Zweifel unterworfen. Denn welch ein wohlthätigeres und befriedigenderes Bewußtſein für einen Herrſcher, wenn er die ſtrebenden Kräfte frei läßt und ein friſches Leben ihn überall umgiebt, als wenn er ſich genöthiget glaubt ſie zu binden, und alſo weiß, daß ſein Bild ſich überall zu den Beſchränkungen geſellt, welche jeder am drükkendſten empfindet. Nicht grade als ob ein Herrſcher ſich unglüklich fühlen müßte, wenn er beſchränkende Maaßregeln auflegt; aber doch wenn wir die Bedingungen be-

trachten, unter denen hiebei allein eine persönliche Befriedigung stattfinden kann, werden wir uns leicht überzeugen, daß der eigentliche Siz derselben auf jener Seite liegt.

So wie niemals Strafgeseze gegeben werden über Verbrechen, welche noch nie vorgekommen sind und zu denen auch gar keine Neigung vorauszusezen ist: so auch keine prohibitive Maaßregeln, welche ja immer bestimmt sind Verbrechen oder gemeinschädlichen Handlungen vorzubeugen, wenn keine Neigung zu diesen Handlungen. Wäre nie etwas lascives und empöreriſches nie etwas höhnendes und frevelndes geschrieben, wären nie ähnliche Reden laut geworden, von denen man glauben muß, daß sie gern einen größeren Wirkungskreis suchen würden: so hätte auch auf natürlichem und gesundem Wege keine Aufsicht über die Presse entstehen können mit dem Zwekke zu verhüten, daß etwas gegen die Religion den Staat und die guten Sitten geschrieben würde. Aber gesezt auch es erschiene dergleichen, wenn die Erziehung überall wohlgeordnet wäre, wenn die Jugend aus der väterlichen Gewalt überginge in die Obhut einer wohlgeordneten und reinen Sitte, welche auch den leiseſten Hauch der Unreinigkeit nicht ungerügt ließe: so würde keine Verbreitung üppiger Schriften und Bilder möglich sein auch ohne Aufsicht des Staates. Wenn das kirchliche Leben ein wahres Herzensverhältniß wäre, die Lehrer einsichtsvoll und eifrig darauf bedacht jede Verwirrung der Gewissen aufzulösen, und die Gemeinden voll Vertrauen zu den Lehrern: so würde wenig zu besorgen sein von Schriften gegen die Religion, wie denn auch alle diejenigen, die ein gewisses Selbstgefühl haben, über dieses Lebensgebiet immer die Meinung äußern, man könne Schriften der Art ruhig gewähren lassen, die gute Sache könne dabei nie verlieren sondern immer nur gewinnen. Und wenn das öffentliche Leben recht durchdrungen wäre von eifriger Vaterlandsliebe: so würde derjenige übel anlaufen, der etwas schriebe gegen den Staat, und die Regierung möchte eher nöthig haben schüzende Fürsorge für ihn eintreten zu lassen. Die Kirche nun ist eine große Institution; aber

wo einmal ein bürgerlicher Verein blüht, iſt die Erziehung es da weniger, wenn ſie auch nicht großentheils unmittelbar von der Regierung geleitet wird? Gilt nicht daſſelbe auch von der herrſchenden Sitte und von allem, was wir zum öffentlichen Leben rechnen? Denn in allen dieſen Dingen waltet ein gemeinſamer Geiſt, den zwar jeder bilden hilft, aber deſſen Impulſen auch jeder folgt. Alſo prohibitive Maaßregeln ſind immer verdammende Urtheile über die großen Inſtitutionen des gemeinſamen Lebens, entweder daß der ſie beſeelende Geiſt zu ſchwach ſei oder daß er eine verkehrte Richtung genommen habe. Indem alſo der Herrſcher dieſe ſpricht, kann er nur von Schmerz durchdrungen ſein, ſo gewiß als er das Leben des ganzen klar und beſonnen in ſich trägt. Indem er ſie ausführen läßt, übt er nur eine mechaniſche Gewalt aus, die ihm keine Befriedigung gewähren kann; der wahren lebendigen Herrſchergewalt kann er ſich nur bewußt werden, und alſo in ſich ſelbſt glükklich ſein, wenn er kräftigend und berichtigend auf dieſe Inſtitutionen mittelbar oder unmittelbar einwirkt und ſein überlegener Geiſt ſie durchdringt. So Friedrich mit ſeinen oft und vielleicht mit Recht getadelten prohibitiven Maaßregeln auf dem Gebiet des Verkehrs. Sie ſprachen auch die Ueberzeugung aus, daß ein uneingeſchränkter Welthandel und eine überwiegende Neigung zum Verbrauch fremder Erzeugniſſe eine für den damaligen Zuſtand des Staates verkehrte Richtung ſei, wobei ein Gefühl von der Unzulänglichkeit der eigenen Production und des inneren Verkehrs zum Grunde lag. Darum wendete ſich der König nun auch mit ſo vorzüglicher Kraft auf die Belebung dieſer Functionen. Sei es nun auch nicht immer die beſte Art geweſen, wie er ſuchte die Bevölkerung zu vermehren, den Boden überall urbar zu machen und die weitere Verarbeitung aller erſten Erzeugniſſe innerhalb Landes ſo weit zu treiben als möglich, unentbehrlich gewordene fremde Erzeugniſſe aber nur im möglichſt rohen Zuſtande einzuführen: ſo bildete doch das ſo ſehr belebende Streben ſelbſt und deſſen vielfältiges wenigſtens augenblikkliches Gelingen einen weſentlichen

Theil seiner königlichen Zufriedenheit; und nur dieses konnte das drükkende Gefühl übertragen, welches ihm sonst aus seinen prohibitiven Gesezen müßte entstanden sein.

Und eben dieses, daß er fühlte wie sehr er in den wesentlichsten Beziehungen die Seele seines Volkes sei, sezte ihn in Stand es so leicht zu nehmen mit allem, was über den Staat und dessen Einrichtungen so wie über ihn selbst gesagt und geschrieben ward. Er wußte, daß auch der beißendste Spott des einzelnen in der Masse nur als eine Würze ihrer liebevollen Verehrung wirken würde, etwa wie eine leise Ironie über Kleinigkeiten die zärtliche Liebe für einen angebeteten Gegenstand nur recht hervorlokkt und erhöht. Eben so hing nun auch allgemein die Leichtigkeit seiner Handhabung der Censur zusammen mit dem guten Vertrauen in den reinen und tüchtigen Sinn seines Volkes, in dessen nicht leicht zu erschütternde natürliche Gesundheit des Geistes, und mit dem Bewußtsein seiner eignen unermüdeten Bestrebungen auf allen Stufen das System des Unterrichts zu verbessern und das geistige Auge zu schärfen.

Und gewiß ruhte ein Theil dieses Vertrauens auch auf unserm von ihm gegründeten Verein. Auf die Höhe der streng wissenschaftlichen Behandlung aller Gegenstände unseres Bereiches gestellt nehmen wir zwar keinen Theil an den Bewegungen auf der breiten Ebene des unwissenschaftlichen Raisonnements. Aber wenn wir nur eine Warte sind, an welcher jene Bewegungen sich orientiren und ihr richtiges Maaß finden können, wenn nur von hieraus immer Grundsäze ausgesprochen werden, welche allen Täuschungen ihr Spiel verderben, und ein wissenschaftliches Leben dargestellt wird, in welchem die Forschung nirgends durch Eigensinn oder irgend eine Parteilichkeit verunreinigt ist: so wird die Idee des Stifters erfüllt werden, und wir werden wesentlich beitragen, daß das Volk sich immer mehr der Freiheit des geistigen Verkehrs würdig und zu derselben reif zeige.

11.

Am 24. Januar 1826.

Die Sitte, welche unter uns eingeführt ist, Friedrichs als des Erneuerers unsers Vereins jährlich am Tage seiner Geburt öffentlich zu gedenken, würde eine unangemessene Feier sein, wenn er selbst an dieser Erneuerung nicht mehr Antheil genommen hätte als die meisten Fürsten an den Verordnungen nehmen, die ihnen im Rathe der Staatsdiener vorbereitet zur Unterschrift vorgelegt werden. Aber bei allem Werthe, den Friedrich auf diese Angelegenheit legte, würde doch eine solche Feier eine lästige Verpflichtung sein, wenn abgerechnet diese Liebhaberei für die Wissenschaften der König ein dürftiger Gegenstand wäre für die Betrachtung und für die Darstellung. Allein wenn schon lange keiner mehr unter uns sein wird, der noch ihn und sein Zeitalter gesehen hat: so wird doch den Rednern dieses Tages der Stoff nicht mangeln, ohne daß sie sich weder in solche Einzelheiten verlieren dürften, die ihrer Natur nach immer kleinlich sind, noch auch einer gerathen fände auf die Rede eines früheren zurükkzukommen.

Wenn aber dieses allerdings großen Männern zukommt unerschöpflich zu sein, so daß alles uns ergreift und in uns anklingt, was von ihnen gesagt wird, aber nach allem wir immer noch einen Ton in uns finden, der noch nicht angeschlagen wor-

den iſt: ſo gilt daſſelbige auch von dem, was im allgemeinen über den Begriff und das eigenthümliche Weſen des großen Mannes mag geſagt werden. Jede nicht ganz ungeſchikkte Hand von einem Auge geleitet, das nur irgend geübt iſt auf das wahre zu ſehen und in die Tiefe zu dringen, wird etwas treffendes und richtiges zeichnen; aber wie vieles auch ſchon mag aufgedekkt und ans Licht gezogen ſein von den Vorzügen, welche eine Stelle erwerben unter den Lichtern und Heroen des Geſchlechtes: immer noch wird der Eindrukk, den jeder ſolcher auf uns macht, nicht ganz wiedergegeben ſein und zum klaren Verſtändniß erhoben. Jedes Kunſtwerk höherer Gattung und ſo auch der Begriff eines ſolchen ſchließt eine Unendlichkeit in ſich, aber auch durch dieſes Merkmal wird es nicht begriffen. So auch, wovon hier die Rede iſt, das größte Kunſtwerk der geiſtigen Natur. Auch das alſo, was hier auf Veranlaſſung des heutigen Tages über dieſen Gegenſtand angedeutet werden ſoll, unterliegt demſelben Geſchikk, und kann nur höchſtens ein weniges hinzufügen wollen zu dem vielen, was ſchon ſonſt und auch hier anderes und beſſeres von beſſeren iſt geſagt worden.

Wenn wir an den Helden dieſes Tages zurükkdenken: ſo entgeht uns auch an ihm nicht das Loos wol aller, welche wir durch die Benennung großer Männer auszeichnen, daß er nämlich lebend wie er auf der einen Seite ſehr zahlreiche und eifrige Verehrer und Bewunderer gehabt hat, ſo auch auf der andern Seite nicht minder iſt gehaßt und angefeindet worden, nach ſeinem Tode aber ſeine ganze Geſtalt mehr in den Hintergrund zurükkgetreten iſt und die verehrungsvolle Bewunderung von ihrem Glanze nicht wenig ſcheint verloren zu haben. Solche Ungleichheit des Urtheils möchten wir gern überall beſonders aber in Beziehung auf diejenigen aufheben, welche am meiſten die Gegenſtände der Liebe und der Bewunderung ſind. Der Gegenſaz zwar unter den mitlebenden wiſſen wir iſt unvermeidlich verbunden mit jener Schwäche, von der faſt nur große Männer ſelbſt eine Ausnahme machen, die meiſten aber unterliegen dem,

daß ihr Urtheil sich selten zur reinen Objectivität läutert sondern mitbestimmt wird dadurch, ob ihre persönlichen Interessen verlezt erscheinen oder gepflegt, und diese Schwäche allmählig zu vertreiben vermag nur der steigende Einfluß wahrer Philosophie, welche, indem sie zu jedem gegebenen, und als solches nothwendigen, sein Gegenstükk aufsucht, auch am sichersten alle Einseitigkeiten unter einander verbrüdert. Aber jene andere Ungleichheit zwischen den mitlebenden und den Nachkommen giebt uns nur zu leicht den allerdings unerfreulichen Eindrukk, daß für bei weitem die meisten Menschen die Beziehungen, welche sie machen, eingeschlossen sind in den Kreis der lebendigen Ueberlieferung. Was in der Kindheit einer Generation noch unmittelbar da war, was in den Erzählungen der Eltern die kindliche Fantasie aufregte, das ist eben dadurch für das Leben befestigt; alles andere aber, was schon weiter zurükkliegt, zieht sich in den engen Kreis der kundigen zurükk, welchen durch die schriftliche Ueberlieferung alle Zeitalter gleich nahe treten.

Aber werden hier alle Eindrükke so aufbewahrt und für alle künftigen Zeiten erhalten, wie sie einst in dem lebendigen Bewußtsein der mitlebenden waren? Oder sind nicht vielmehr fast nur die großen Männer des klassischen Alterthums als einzig bevorrechtet glükklich zu preisen, welche in den Zeiten, wo sich das geistige Auge zuerst zu öffnen anfängt, der aufknospenden Fantasie dargestellt werden, alle anderen aber wenn auch ehedem noch so groß geachtet treten allmählig zurükk, je nachdem die geschichtlichen Massen sich häufen, wie auf dem ruhigen Wasserspiegel, wenn nach einem glükklichen Wurf gewaltige Kreise sich bilden, die Spuren früherer Bewegungen bald gänzlich verschwinden, so daß fast nur am Anfang der größten und durchgreifendsten geschichtlichen Entwikklungen Gestalten stehen bleiben, welchen das Gepräge der Größe für alle Zeitalter unverlöschlich aufgedrükkt ist. Daß aber nur nicht, wenn dem so ist, wie es scheint, der Begriff des großen Mannes ganz zu zerfließen droht. Wenn die Nähe mit parteiischer Vorliebe färbt und indem sie glänzend er-

heben will oft durch ein fremdes Licht entstellt: so dürfen wir nicht wagen alles groß zu nennen, was dafür gepriesen wird in den nächsten Geschlechtern. Wenn die Entfernung verschleiert und ausbleicht: so werden wir auf der einen Seite dem ohnerachtet nicht sagen dürfen, alles sei groß, was uns auch nach einer Reihe von Jahrhunderten noch so erscheint im Zauber der Darstellung, eben weil die Darstellung auch schmeichlerisch zaubert und uns wieder wie das Urtheil der Mitwelt in einen Kampf von Parteien reißt, auf der andern Seite aber doch vielleicht vieles zu bedauern haben, was nur die Entfernung unserer erhebenden Bewunderung entzieht, und manches, was mit Recht als groß empfunden wurde, da es war, werden wir nicht mehr anerkennen, nur weil es uns an Mitteln fehlt die Gestalt zu sondern aus den farblosen und namenlosen Schatten der Masse. Wenn aber dem Minos die Seelen nakkt dargestellt werden ohne alle Bekleidung der äußern Verhältnisse und Umstände, damit er sie gebiete an den Weg der gerechten oder der ungerechten, können sie dem zeitlosen gar nicht dargestellt werden ohne jenem veränderlichen Licht unterworfen zu sein, damit er groß und klein scheide und die wenigen hingeleite zur Tischgenossenschaft der Götter? Worauf sieht er und wonach spricht er diesen Spruch?

Wenn die Seele entkleidet sein muß, damit der Richter nichts anderes sehe als die Art und Weise des Handelns, um gut und böse zu scheiden: so wird hingegen seinem geweiheten Auge vieles sichtbar werden müssen, wenn er entscheiden soll über groß und klein, was sonst unsichtbar und verborgen bleibt. In dem geistigen Gebiet giebt es keine Größe, als Kraft, und es giebt keine Kraft, welcher die Wirkung fehlt, vielmehr Kraft und Wirkung sind einander immer gleich. Die ganze Atmosphäre der Seele muß dem Auge des Richters erscheinen, auf daß er sehe, wie weit ihr belebender Hauch sich erstrekkt hat und wie viele sich an ihr genährt haben und erfrischt.

Hört eine geistige Erscheinung auf den Eindrukk der Größe zu machen, sobald sie anfängt sich im Gewühl der Masse zu ver-

lieren: ſo iſt gewiß diejenige nie groß geweſen, welche nie im Stande geweſen iſt ſich dieſem Gewühl zu entreißen und den Beſchauer zu einer ausſchließlich ihr geweihten Betrachtung zu zwingen. Gerecht kann eine ſolche Seele geweſen ſein und ſo weit ohne Tadel; ſie kann in dem reinen Ebenmaaß ihrer Beſtrebungen alle Elemente des ſchönen in ſich vereinigen und dem Auge des Wohlwollens auch ſo erſcheinen, jenem unerbittlichen aber iſt ſie doch das kleine. Wo aber finden wir das entgegengeſezte? und laſſen ſich überhaupt hier feſte Punkte aufſtellen? Man iſt geneigt genug dieſe Frage zu verneinen, und die Erfahrung drängt uns alle mächtig nach dieſer Seite hin; das Bedürfniß aber und alſo auch die Forderung der Vernunft ſpricht ſich aus in dem Worte eines alten weiſen, daß ja unmöglich groß und klein nur könne ein fließendes, ſondern daß auch hier wie überall in den Begriffen müſſe etwas feſtes ſein. Ja es ſcheint ſogar, als ob nach dieſer Regel auch unſere Aufgabe zu behandeln nicht könne allzu ſchwierig ſein, da wir ja ſchon in dem veränderlichen und fließenden ſelbſt doch haben ein feſtes Element ergreifen können. Denn wenn wir ſagen, der einzelne verliert ſich unter der Maſſe, und ihn deswegen zum Kleinſein verdammen, nun ſo finden wir eben dadurch das Nichtverlieren, und dies führt auf eine Mannigfaltigkeit freilich von Verhältniſſen zwiſchen dem einzelnen und der Maſſe, auf eine ſolche aber, der eine beſtimmte Zahl zum Grunde liegt. Eingeſtanden wird wol von allen werden, daß auf dem geiſtigen Gebiete der Ausdrukk Maſſe nur in einem beſtimmten und untergeordneten Sinne gebraucht wird. Wo wir eine Menge auf einander wirkendes durch einander wogendes einzelnes Leben ſehen, in welcher aber weder eine wahrhaft organiſche Geſtaltung hervortritt noch auch das einzelne ſich als ſelbſtändiges ſondert, das nennen wir Maſſe. Je mehr der einzelne hier nur ein Ort iſt, wo die verſchiedenen in der Geſammtheit waltenden Bewegungen ſich begegnen ſich kreuzen und brechen oder verdrängen, je nachdem die Weiſe iſt, wie, und die Stärke, mit welcher ſie zuſammenſtoßen, ohne daß in dem einzelnen ſelbſt

ein den Erfolg regelndes Princip erscheint, um desto mehr erscheint er nur als ein Element der Masse. Denken wir uns nun das äußerste, fehlt die Eigenthümlichkeit ganz, und dieser innere Regulator, der der ganze Eine Factor des Lebens sein soll, ist Null: so ist nothwendig auch die ganze Erscheinung als Zahl zwar zählend aber als eigenes geistiges Leben betrachtet das unendlich oder absolut kleine, und von dieser gilt auch nicht, daß sie tugendhaft sein kann oder schön, denn wenn zufällig ohne Tadel so ist sie auch nothwendig ohne Lob, und spielten in dem gestaltlosen unstäten Flimmern auch lauter anmuthige Farben: so wäre doch keine Schönheit darin. Wo aber das eigenthümliche, der Charakter, nicht fehlt, und alle Einwirkungen selbstgemäß bestimmt, so daß man unterscheiden kann und als wesentlich zusammengehörig fassen was Moment eines solchen Lebens ist: da ist in den mannigfaltigsten Abstufungen, die wir aber alle als Eines zusammenfassen, das Verhältniß der Gegenseitigkeit zwischen dem einzelnen und der Gesammtheit, einer Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens des Bestimmens und Bestimmtwerdens, in freier Bewegung erscheinend aber doch nach ewigen Gesezen geordnet, nicht mehr das kleine und gemeine aber auch nicht das große sondern das gewöhnliche. Der allgemeine Ort, wo das bessere und das schlechtere neben einander wachsen, wo alle Tugenden und Trefflichkeiten gedeihen alle Talente blühen und Früchte tragen, ja wo auch das Genie glänzt — wenn ein Gewinn ist bei dem Gebrauch solcher durch die Umprägung zweideutig gewordener Münzen, deren oft wechselnden Curs niemand genau kennt — kurz alles gute und schöne ist hier zu finden, aber das große nicht. Sondern der große Mann zeigt sich uns erst diesem allen gegenüber nicht etwa als der schönste und kräftigste aus der Masse oder als der begünstigtste, zu dessen Förderung und Wachsthum alle Bewegungen, die dort vorgehen, oft auf das wunderbarste gelenkt werden, sondern der ist es, der nichts von ihr empfängt und ihr alles giebt. Freilich ist auch er nicht ohne die Gemeinschaft, und wie möchte einer ein großer

Mann ſein ohne die ihn umgebende Welt in ſich aufgenommen zu haben. Aber doch als das vollkommne Gegentheil müſſen wir ihn ſtellen von dem, was wir als das ſchlechthin kleine geſezt haben in menſchlichen Dingen. Das Empfangen und Inſich-aufnehmen, unentbehrlich in dem Rhythmus jedes Lebens, iſt in dem ſeinigen immer nur daß ich ſo ſage der ſchlechte Zeittheil, nur nothwendig um den guten zu heben, vorangehend damit dieſer ſei, ja ſelbſt von dieſem ſo beherrſcht, daß der in jenen mit hineinklingt, ſo daß was er im buchſtäblichen Sinne empfängt immer nur ein nichtſeiendes iſt, ein Chaos, das ſich in ihm erſt für ihn bildet und geſtaltet kraft jenes inneren Regulators, der in ihm nicht Null iſt ſondern alles. Das wahre aber und weſentliche, wodurch er iſt was er iſt, das ſind die eigenthümlichen Ausſtrömungen ſeines Weſens, die Idole des Epikuros, die ſich jeden Augenblikk von ihm losreißen in alles eindringen und alles in Bewegung ſezen. Der große Mann iſt nur der, welcher die Maſſe beſeelt und begeiſtert, ganz herausgetreten aus dem Verhältniß der Gegenſeitigkeit, er auf keine Weiſe ihr Werk, ſie aber auf ſeine Weiſe das ſeinige. Wer aber meinen wollte unter dem Begeiſtern ſei etwa zu verſtehen, daß die Maſſe dadurch daß ſie des großen Mannes Thaten und Weſen anſchaut mit etwas größerem als gewöhnlich erfüllt und ſo über ſich ſelbſt erhoben werde, der bliebe bei etwas geringem ſtehen was auch ſchon jedes ſchöne Talent leiſtet; nur auf die Empfänglichkeit wirken iſt zu wenig für den großen Mann. Denn Nachahmungen hervorbringen, durch Werke und Thaten ein lange fortwirkendes Urbild werden, durch ſich ſelbſt in irgend einem Zweige menſchlichen Thuns neue Bahnen brechen, zu einer unerreichten Höhe ſich erheben und dort aufgeſtellt ſein als ein immer angeſtrebtes aber nie getroffenes Ziel — dies mag vielleicht mit zu dem gehören, was wir Genie zu nennen pflegen; aber ſo einſeitig iſt nicht das Weſen und Wirken des großen Mannes; und auf die lezte Art diejenigen beſeelen, welche gleiches oder ähnliches hervorbringen, auf die erſte Art aber die, welche es genießen

wollen, beweiſet eben die Verwandtſchaft mit beiden und das Leben mit ihnen an demſelben gemeinſamen Ort. Der große Mann iſt geſonderter von dem allen, nicht ſelbſt in dieſes mannigfaltige Leben verflochten, aber der Urheber deſſelben. Oft iſt es ein ſolcher geweſen, der, wie ein göttlicher Hauch einer noch urſprünglich ſtarren bewegungsloſen Maſſe mitgetheilt, das mannigfaltige Leben in ihr erregt, wie ein himmliſcher Funken hineingeworfen, alle dieſe ſchönen Lichter in ihr entzündet hat, öfter noch war es ein ſolcher, der eine durch widriges Geſchikk gedrükkte und in ſich zuſammengeſunkene Maſſe wieder erwekkt hat zu einer neuen und ſchöneren Periode ihres Daſeins. Kurz der große Mann iſt nur der, durch welchen in irgend einer Beziehung die Maſſe aufhört Maſſe zu ſein, durch welchen ſie erregt wird, daß ſie ſich ſondere, daß Selbſtgefühl an die Stelle eines träumeriſchen Schlummerlebens trete, nur der iſt es, durch den ſie ſo erregt kraft des ihm einwohnenden Geſezes ſich zum organiſchen Geſammtleben entweder zuerſt geſtaltet oder auch ſich nach einer Zeit des Verfalls und der Zerſtörung neu entwikkelt.

So wäre es alſo. Wo eine neue geſchichtliche Entwikklung, wo ein neues oder erneutes gemeinſames Leben von Einem ausgeht, da und nur da iſt ein großer Mann. Bisweilen erſcheint er die freieſte Gabe des Himmels ungeahndet und unbegehrt, öfter nach den heftigſten Bewegungen und langem Seufzen der hülfloſen Kreatur. Wenn wir aber ſehen, daß an der Grenze zweier Zeitalter des alten überdrüſſig und nach neuem ringend die geiſtige Kraft ſich abmüht in Erſcheinungen, die keinen Beſtand gewinnen, ein vergängliches das andere drängend, wie in den Zeiträumen der noch unreifen Schöpfung, ehe fortbeſtehende Gattungen ſich bilden konnten: da kennen wir die Löſung. Die Maſſe iſt nicht gewekkt genug um ihr neues Leben als ein gemeinſames Werk hervorzurufen; alles harrt eines ſchöpferiſchen Weſens, aber der große Mann will nicht erſcheinen.

Vor dieſem ſegensreichen Bilde ſeltener göttlicher Werkzeuge ſtehen wir als nicht vor unſeres gleichen. Es ſind die Heroen

der Gattung, es ist jenes dämonische Geschlecht königlich und herrschend seiner Natur nach, das aber nur in einzelnen weit von einander entfernten Erscheinungen aus geheimnißvollen Zeugungen der Natur hervorgehend sich offenbart. Aber es ist unser Stolz, daß unsere Sprache uns übermenschliche Ausdrükke weigert. Ein großer Mann, größeres können wir nicht sagen; ein großer Geist, ein Held, das ist weniger; jeder besondere Name gehört auch nur einzelnen Beziehungen, alle Häufungen können nur Verringerungen sein. Etwas aber giebt uns die genauere Betrachtung der hehren Gestalt an die Hand, was uns derselben wieder näher bringt. Soll freilich Einer gedacht werden, in welchem die Kraft liegt in dem ganzen menschlichen Geschlecht aller Zonen und aller Zeiten ein neues Leben zu wekken, und das ganze in Einer alles umfassenden Organisation zu befreunden, der müßte alles menschliche Maaß überschreiten und er wäre zugleich der, welcher alle menschliche Größe vernichtet. Dieses Geheimniß aber, das in dem sich immer wieder erneuernden und immer wieder reinigenden Glauben von Millionen lebt, können wir hier nur erwähnen um es auszulassen aus unserer Betrachtung. Alle großen Männer aber innerhalb des rein menschlichen Gebietes, wenn sie eine Masse beleben sollen und organisiren: so können sie auch nur einer bestimmten Masse angehören, innerhalb deren ihre eigenthümliche Wirkung beschlossen ist; denn sehr verschieden zwar ist das Maaß organischer Bildungen, aber gemessen und begrenzt sind alle. Und hier findet der zweite Theil des schon angeführten alten Wortes seine Bewährung und seine Anwendung. Nämlich an demselben Orte, wo Platon behauptet, auch das große könne nicht bloß relativ verstanden werden, sondern etwas festes müsse in dem Begriffe gesezt sein, eben da stellt er auch eine Formel dafür auf; groß, sagt er, sei was den ganzen Umfang erfüllt, innerhalb dessen es in seiner Art noch Eines sein könne. In diesen Grenzen ist auch der große Mann nothwendig beschlossen; die Masse, auf die er wirkt, muß ein zusammengehöriges und in sich abgeschlossenes entweder schon gewesen

ſein oder nun durch ihn werden, damit Einheit ſein könne in dem Leben, das er in ihr erwekkt. Das Talent das Genie erfreuen ſich einer äußerlichen Unendlichkeit ihrer Wirkungen. Das Bildwerk von ſeiner Heimath aus fernen Regionen zugetragen wird auch dort zur glükklichen Stunde den Sinn entwikkeln, den Geſchmakk erwekken, und ſeine Wirkung iſt dann dieſelbe. Die Dichtung, nachdem ſie eine verwandte Kunſt erzeugt, läßt ſich in fremde Sprachen übertragen, und die Wirkung im weſentlichen iſt dieſelbe. Der große Mann iſt mit ſeiner eigenthümlichen Wirkung auf das ihm von der Natur angewieſene Gebiet beſchränkt, er hat eine beſtimmte Heimath, ſei ſie nun räumlich begrenzt oder durch einen geiſtigen Typus, welcher wo er ſich auch finde dieſer Gewalt unterliegt, außerhalb deſſen ſie aber ohne Wirkung bleibt.

Doch nun iſt es Zeit einer Frage zu horchen, die gewiß ſchon lange hat hervorbrechen wollen, ob nämlich nicht dieſe Rede den Ausdrukk, welchen ſie erläutern will, ganz gegen den Gebrauch unſerer Sprache und gegen das allgemeine Gefühl auf eine viel zu enge Weiſe beſchränkt. Denn worauf deutet das zulezt geſagte, als daß es große Männer nur giebt im Staat und in der Kirche. Die räumlich begrenzte Heimath, in welcher der große Mann wirkt, iſt die Volksthümlichkeit, und das organiſche Leben derſelben iſt das bürgerliche. Der geiſtige Typus, den wo er ſich auch finde der große Mann ſich aneignet, iſt die religiöſe Sinnesart, und dieſe wird zu einem organiſchen Geſammtleben wo es eine Kirche giebt, ſo daß auch das früher geſagte dazu ſtimmt, denn es giebt keine anderen Organiſationen aus der Maſſe als dieſe. Alſo die Gründer und Wiederherſteller der Staaten, wo hiebei einzelne auf eine ausſchließende Weiſe geherrſcht haben und gewaltet, die Stifter und die Reiniger der Religionen, das ſind die großen Männer. Zwei Arten derſelben giebt es, ſeitdem Staat und Kirche mehr zur Beſonnenheit gelangt ſich von einander geſchieden haben, und die leztere kein Reich ſein will von dieſer Welt; nur einartig zeigte ſich der Begriff, ſo

lange noch beide theokratiſch unter einander verworren waren. Die Kunſt aber und die Wiſſenſchaft mögen ſich mit dem Talent begnügen oder dem Genie; wie herrlich ſich auch ihre Kraft in einzelnen Günſtlingen der Natur offenbart, das Gepräge der Größe vermag ſie ihnen doch nicht aufzudrükken. Ich läugne es nicht, ſo ſcheint ſich mir die Sache zu ſtellen. Aber ſollte das wirklich gegen den Gebrauch der Sprache ſein und gegen unſer geheimſtes Gefühl? Unſer Friedrich war Tonkünſtler und Dichter; aber wenn er beides geweſen wäre in der höchſten Meiſterſchaft, würden wir ohne Bedenken ſagen, auch das wären Elemente ſeiner Größe, oder nicht vielmehr er wäre das geweſen noch neben dem großen Mann? Ich hätte mich zu dem lezten entſchloſſen, ja auch nur zu demſelben, wenn ſein Philoſophiren ſich zu dem wohlgeordnetſten und tiefſinnigſten Syſtem hätte geſtalten können. Der große Mann iſt nicht was er iſt durch einzelne Werke und für einzelne Klaſſen; ja auch eine Schule zu ſtiften in der Kunſt oder der Wiſſenſchaft iſt etwas weit unter ſeiner Aufgabe. Nicht eine Schule ſtiftet er ſondern ein Zeitalter. Wenn man Recht hat in demſelben Sinne von einem Zeitalter des Perikles oder des franzöſiſchen Ludwig zu reden — ohne es zu bejahen ſeien dies nur erdichtete Beiſpiele — ſo waren dies auch Zeitalter der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aber ohne daß der Schüler des Anaxagoras ſelbſt wäre ein Philoſoph geweſen oder der viel beſungene Ludwig ſelbſt ein Dichter. Ein Zeitalter Friedrichs hat es gewiß gegeben. Der Umfang, in welchem ſein Geiſt belebend und organiſirend wirkte, war nicht etwa ſein Staat wie er ihn fand oder wie er ihn ließ — denn das iſt einmal das deutſche Geſchikk, daß die politiſchen Abtheilungen wechſelnd ſind und zufällig — ſondern dasjenige Deutſchland, welches wir ohne es geographiſch zu nehmen oder gar einen immer mehr verſchwindenden Parteigeiſt wekken zu wollen das nördliche nennen. Mittelbar unmittelbar hat er hier alles belebt und geſtaltet, ja ſelbſt die Sprache, die ſich hier in ſeinem Zeitalter bildete, und die Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſer Sprache, wiewol von ihm ſelbſt nicht

geübt und wenig beachtet, gehört doch mit zu dem Werke seines Geistes.

So ist sein Gedächtniß ein Theil unserer Selbsterkenntniß, seine geheim fortwirkende Kraft durchströmt noch alle unsere Bestrebungen. Das größte Maaß aber des großen Mannes, das Maaß, worin sich jenes übermenschliche spiegelt ..... *)

*) Hier bricht das Manuscript ab. J.

12.

Am 3. August 1826.

Diesen Tag, der uns festlich versammelt, verlebt der König in gänzlicher Abgeschiedenheit von dem freudigen Getümmel der Hauptstadt und den Verehrungen der Unterthanen. Ein anmuthiges Eiland in unserm märkischen Strom, welches unter dem Schatten ehrwürdiger der Vorzeit angehöriger Eichen die mannigfaltigste und üppigste Fülle jugendlicher Rosen schüzend erzieht, welches überall in seiner Anlage und Einrichtung einen Besizer verräth, der das verlassene aufnimmt, das fremde die verlorene Heimath vergessen macht und den Reichthum aller Künste und Erfindungen auch in einem beschränkten Raum und zu untergeordneten Zwekken edel zu gebrauchen weiß, welches überall den zartsinnigen und kundigen Grundherrn, den König aber nur dadurch verräth, daß es keine andere Ueberfahrt giebt in diesen überall offenen Hain als die er selbst gastlich gewährt — dieses Eiland nimmt ihn heute auf, und sind die Glieder seines hohen Hauses, sind wenige nur von den treuen Dienern, die zu seiner Person in dem nächsten Verhältniß des Vertrauens stehen, übergeschifft: so ist es für diesen Tag allen übrigen unzugänglich. Keine glänzende Waffenschau, keine Freudenschüsse des Heeres, kein feierlicher Empfang der hohen Staatsdiener und des Hofes lassen ein Fest erkennen, keine Belohnungen werden gespendet,

keine Beförderungen werden bekannt gemacht, keine Gnadenbezeugungen ausgetheilt.

Was spricht sich hiedurch bestimmter aus als dieses, daß der König diesen Tag nicht will als ein bürgerliches Fest behandelt wissen. Das ist eine Ansicht würdig eines großen Herrschers, der wenn er sich als den Mittelpunkt vieler Millionen Menschen betrachtet, nur in eine weite Vergangenheit zurükk und nur in eine weite Zukunft hinaus sehen kann. Ein Geschlecht vergeht, die herrschenden nicht minder als die gehorchenden; der Staat bleibt unverändert derselbe. Dieses Verschwinden selbst, was jährlich ja täglich so viele einzelne zum tiefsten Schmerz bewegt, es wird im ganzen nur bemerklich durch seine beständige Ordnung, nach der alle Einrichtungen gemessen und berechnet sind. Verwikkelungen und Zufälle, welche zerstörend in das Leben von tausenden eingriffen, sind in dem langgemessenen Leben des Staates nur leicht vorübergehende kaum merkliche Wellen. Sein Gang ist dem Staate bestimmt durch Geist und Charakter des Volkes, durch die großen äußeren Verhältnisse; und wenn zu gewissen Zeiten Aenderungen eintreten in den Maximen der Verwaltung, wie wünschenswerth ja wie wesentlich muß es nicht sein für die innere Ruhe eines Fürsten zu wissen, sie seien von jenen großen Beziehungen ausgegangen und haften nicht an seiner einzelnen Persönlichkeit. Dieser große Maaßstab für die Lebensthätigkeiten des Gemeinwesens, dieses unverkennbare Uebergewicht einer inneren Nothwendigkeit, diese heilsame Stabilität der Maximen — wie ist es anders möglich, als daß je mehr der Herrscher genöthiget ist hierauf zu verweilen wenn er sich selbst im Mittelpunkt des Staates als das Herz dieses großen ganzen betrachtet, um desto mehr ihm seine eigene Persönlichkeit verschwindet. Darum hat sich der Wille des Königes schon seit langer Zeit dahin ausgesprochen, das politische Fest, das uns jährlich wiederkehrt, sei der Jahrestag der Monarchie. An diesem will er vor den Altären der Religion alle Gefühle der Vaterlandsliebe beleben, an diesem zeigt er sich an der Spize der Regierung, theilt einigen ermun-

ternde Zeichen des Beifalls aus, und läßt Mißfallen ahnden indem er andere übergeht.

Der Jahrestag der Geburt aber iſt für jeden, dem er nicht unbemerkt vorübergeht, grade die Vertiefung in die einzelne Perſönlichkeit, die keine andere Erweiterung und keine beſtimmte Umgrenzung hat als die Häuslichkeit. Darum achten wir es mit Recht für eine gute Sitte und ein günſtiges Zeichen dafür, daß der Sinn für das urſprünglichſte im Leben noch nicht verloren gegangen iſt, wenn zumal Hausväter und Hausmütter es den ihrigen vergönnen den Tag ihrer Geburt als ein ſolches ganz in den Grenzen des häuslichen Kreiſes eingeſchloſſenes Feſt zu begehen. Wenn ſich da die herzliche Freude an dem heiteren Verlauf eines leitenden und verſorgenden Lebens ausſpricht; wenn das ernſte Bewußtſein der Vergänglichkeit des irdiſchen, das ſich ſo gern an ſolche Abſchnitte heftet, durch das fröhliche Spiel mit der Gegenwart beſiegt wird, wozu ein friſcher jugendlicher Sinn grade jeden Ruhepunkt am liebſten benuzt, wenn alle natürlichen Verhältniſſe ſich in dem Glanz vergeſſender und ermuthigender Liebe verklären: welche Mühen des Lebens werden da nicht weggeworfen, und für welche Laſten deſſelben nicht neue Kräfte geſammelt! Wenn nun ein Herrſcher jenen Spruch des weiſen begriffen hat, daß wer herrſcht nichts an ſich ſchönes und erfreuliches vollbringt ſondern ſich nur mit nothwendigem abmüht für andere, und er iſt zugleich glükklicherweiſe als Hausvater in die Mitte vieles ſchönen und erfreulichen geſtellt: wie kann er anders den ſeinigen erwerben, daß ſie ſich auch jener guten Sitte erfreuen, als daß indem er ſich mit ihnen abſchließt und ſich ſeiner perſönlichen Verhältniſſe erfreut er die des Herrſchers mit allen andern Aeußerlichkeiten des Lebens für den Augenblikk wegwirft, um ſich für die Laſten ſeines Berufes aufs neue zu ſtärken.

Welche reinere Freude kann es geben für ein Volk, eine Freude, welche durch keine Feſtlichkeiten die ihm bereitet würden erſezt werden könnte, welche reichere Quelle perſönlicher Zuneigung der Unterthanen zu dem Herrſcher, die ſo rein durch keine

Gunst- und Gnadenbezeugungen erwekkt werden könnte, als wenn das Volk an solchem Tage seinen Herrscher fröhlich weiß als Menschen unter den seinigen. Nichts ist so geeignet der Verehrung für seine Würde eine herzliche Zuneigung zu seiner Person hinzuzufügen als die Kunde, Wenn der König sich seines Lebens erfreuen will, so steigt er herab von jener uns fremden Höhe auf den gleichen Boden mit uns; er schöpft aus derselbigen Quelle wie wir und stellt sich uns so menschlich gleich, daß, wenngleich keiner von uns ihn auf dieser glükkseligen Insel dem Capreä des tugendhaften Mannes des reinen Ehegatten des gesegneten Vaters belauschen kann, wir doch wie es ihm da gemuthet besser verstehen, als bei jenen prachtvollen Festen bei jenen glänzenden Schaustellungen der Majestät, wozu uns die Thüren so oft geöffnet sind. Darum ist auch die Insel von heilbringenden Wünschen umgaukelt, und wo heute festliche Kreise versammelt sind, da sind in herzlicher Mitfreude dorthin die Augen des Geistes gerichtet.

Mögen denn alle, die sich heute besonders eines solchen Königes und ihres Verhältnisses zu ihm erfreuen, durch die That selbst darauf geführt wohl bedenken, welch eine Täuschung es ist, wenn man es für ein höheres Gut achten will die Verhältnisse der Gewalt und des Gehorsams durch irgend einen todten Buchstaben sicher gestellt zu wissen, als wenn durch solche Liebe ein lebendiges Band geschlungen ist um den Fürsten und das Volk. Sehen wir doch nicht nur in der Ferne deutlich genug, wie leicht da, wo das ganze Gemeinwohl auf Ein Chartenblatt gleichsam gesezt ist, auch alles wieder verschwendet werden kann, was mühsam gerettet ist, sondern auch in der Nähe muß uns an jedem untergeordneten Verhältniß des Gebietens und Gehorchens zwischen vielen und einem entgegentreten, wie leicht jede Form zu umgehen ist wo der wohlwollende Wille fehlt, wie leicht auf der einen Seite der Mißbrauch der Gewalt zu beschönigen, wie leicht auf der andern sich gegen den Buchstaben zu rechtfertigen, während der Geist des Gesezes geschmäht wird und gekränkt;

und gewiß gilt hier der Schluß, daß noch mehr im großen der todte Buchſtabe des Geſezes nur belebt werden kann und befruchtet durch den Geiſt des Vertrauens und der Liebe. Nur das finden wir einen verzeihlichen Wunſch, der tadellos auch heute nicht nur halblaut ſich unter die andern miſchen darf, ſondern zu jedem, der ſich auf die Perſon und das Haus des Königes bezieht, ſich geſellen kann wie die wiederkehrenden Zeilen eines Rundgeſanges, daß, da Liebe und Vertrauen zarte Pflanzen ſind und die Menge die von dem Wink des Herrſchers abhängt ein leicht erregbares Geſchlecht, wo das gemeinſame Wohl die Intereſſen bald dieſer bald jener Klaſſe zerſtörend durchſchneidet, jede ſolche Entſcheidung immer erſcheinen möge ſei es nun als das Werk einer unbezwinglichen Nothwendigkeit, ſei es als das nachzuweiſende Ergebniß der zuſammengerechneten und gegen einander aufgehobenen Wünſche und Forderungen Aller, nie aber ausgegangen von der perſönlichen Willkühr des Einen, auf deſſen eigne Wirkſamkeit immer nur was gewiß hilft und fördert möge zurükkgeführt werden.

Für uns zwar die Glieder dieſes wiſſenſchaftlichen Vereins, in deſſen Namen ich zu reden die Ehre habe, iſt dieſes kein Wunſch mehr; die Ordnungen unſerer gemeinſamen Thätigkeit, welche der König vollzogen hat, ſind aus unſern eigenen Berathungen hervorgegangen. Fördern ſie uns in unſerm Wirken: ſo verdanken wir es Ihm, der ſie feſtgeſtellt hat; leben wir uns immer mehr mit einander ein und freuen uns jedes neuen Zuwachſes von Kräften: ſo verdanken wir es Ihm, der ſeit dieſe neuen Ordnungen beſtehen uns noch nie weder ein gewünſchtes Mitglied verſagt noch aus eigner Machtvollkommenheit eines in unſere Reihen geſtellt hat. Gedeihen unſere Bemühungen: ſo finden wir ſelbſt unſern Lohn in dem Gedanken, daß der einzige Dienſt, den wir dem Gemeinweſen leiſten können, dem Könige immer genehm und erfreulich ſei, wenn durch unſere Arbeiten die wiſſenſchaftlichen Kleinode der Vergangenheit bewahrt und genießbar gemacht, wenn durch unſere Forſchungen die Wahrheit

mehr ans Licht gefördert und feſtgeſtellt wird. Und in dieſer Gewißheit liegt auch das Vertrauen, daß wenn uns noch etwas unvollkommen erſcheinen ſollte in unſern Einrichtungen, der König auch eine Verbeſſerung, die ſich als allgemeiner Wunſch zeigte, nicht verſagen wird. Denn von dieſer huldreichen Nachgiebigkeit liegt die Gewähr, und gern kehrt auf dieſe Weiſe das Ende meiner Rede zu ihrem Anfange zurükk, darin, daß ſo ſehr auch der König liebt an dieſem Tage ſich dem öffentlichen Leben zu entziehen, er uns doch durch Vollziehung unſerer Statuten ausdrükklich aufs neue ermächtiget hat dieſen Tag feſtlich zu begehen und öffentlich den Wunſch auszuſprechen, Lange lebe und immer heilbringend regiere der König.

13.

Am 3. August 1827.

Platon vergleicht in seinem berühmten Werke vom Staat auf eine sinnreiche Weise die wesentlich verschiedenen sittlichen Zustände der Menschen mit den verschiedenen Verfassungen des bürgerlichen Gemeinwesens, indem er die Seele selbst nämlich gleichsam als ein solches betrachtet, und die edelste gleicht ihm einem königlich regierten Staat, die schlechteste und verwerflichste aber einem tyrannisch beherrschten, so daß die Alleinherrschaft die äußersten Enden einnimmt, die mittleren Zustände aber den verschiedenen Arten der Vielherrschaft gleichen. Für unser gegenwärtiges Leben aber ist auch hievon, wie von vielem schönen und trefflichen des Alterthums, kein Gebrauch mehr zu machen. Denn die einfachen Formen der damaligen Vielherrschaft sind so gut als verschwunden und finden sich nach dem Ausdrukk der staatsklugen Männer nur noch als zusammengehörige Elemente in den gemischten Verfassungen; oder wo sie noch für sich vorkommen, da erscheinen sie, mit den Staaten von anderen Formen verglichen, in einem so verjüngten Maaßstabe, daß der Zwekk jenes weisen kleineres an dem größeren leichter kennen zu lernen doch nicht würde erreicht werden. Und wenn die tyrannische Herrschaft, als welche immer nur aus der Umwälzung entsteht, wie wir ja hoffen mit den Umwälzungen selbst aus dem Kreise des gebildeten europäi-

schen Lebens ganz vertrieben ist: so ist uns dagegen vielleicht eben deswegen und im Zusammenhange damit das königliche Regiment ein so vielgestaltiges geworden von solcher Verringerung an, daß zwischen einem eingesezten ersten Beamten und dem sogenannten Monarchen nur wenig Unterschied bleibt, bis zu einer solchen immer gesezlichen also nicht tyrannischen aber doch ungemessenen Gewalt, daß nichts, was der Herrscher thue, für Unrecht kann gehalten werden, und daß er nichts zu scheuen hat als dasjenige, dem er sich freiwillig unterwirft, so daß ein königlich beherrschter Staat bei dieser großen Verschiedenheit der Sache und daher großen Unbestimmtheit des Ausdrukks nicht mehr das Bild sein kann derjenigen vortrefflichsten Beschaffenheit des Gemüthes, welche die bestimmteste ist und immer und überall am meisten sich selbst gleich.

Etwas ähnliches, aber nicht philosophisch ausgesonnen und darum auch minder scharf und bestimmt gefaßt, finden wir bei uns allgemein verbreitet und in die Sprache des gebildeten Lebens aufgenommen, eine Art und Weise nämlich nicht grade den sittlichen Zustand ausschließend aber den Totaleindrukk, den uns die Art zu sein eines Mannes giebt, durch die Aehnlichkeit mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft zu bezeichnen, und zwar wie auch jeder Stand sein Verderben hat tadelnd sowol als lobend.

Zwar das bäurische Wesen zuerst kennen wir fast nur als Tadel. Aber doch habe ich von einem nicht unbedeutenden Schriftsteller, der nicht in der Stube sondern so viel als einer mit bedeutenden Menschen aus allen Ständen, namentlich aber mehr als wol ein anderer auch mit dem Volke gelebt hat, von diesem habe ich oft gehört, daß er Männer aus den edleren Kreisen nicht ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit angemessener zu loben wußte, und es gab mir allemal einen bestimmten Eindrukk von Wahrheit und Angemessenheit, wenn er sagte, Das ist ein Mann wie ein Bauer. Aber wie auffallend das Wort auch klinge, unläugbar giebt es doch etwas schönes und edles, was diesem

Stande wo er ſich frei entwikkeln kann vorzüglich eignet, ſchlicht und wahr herausgehn, ſich kräftig und tüchtig rühren im angewieſenen Kreiſe, alles fremde aber unbeachtet laſſen und was ihm ſelbſt von außen kommt friſch und heiter aufnehmen, weil es nämlich die Natur ſo mit ſich bringt. Wo immer und an welchem Ort der Geſellſchaft wir dieſen Sinn finden, da wird uns wohl zu Muth, und wir werden den Ausdrukk unſeres Ehrenmannes Arndt zu würdigen wiſſen. Ja auch das möchte ein Vorurtheil ſein, wenn jemand beſchränkend ſagen wollte, in der Nähe des Gegenſtandes ſelbſt ſei dieſe anerkennende Bezeichnung am meiſten zweideutig, denn wenn man ſie von einem unſerer großen Landbeſizer gebrauche, ſo würde ſie zu leicht den Reflex bekommen, er ſei wie ſeine Bauern, und dies erinnere dann an die noch nicht längſt vergangenen Zeiten, wo geiſtige Bildung bis zu jenen Sizen noch nicht durchgedrungen war, und es ſpiele bis zum Verwechſeln in das bäuriſche was wir immer tadeln hinein. Vielmehr kenne ich auch unter dieſer Klaſſe ſolche, die an aller geiſtigen Bildung theilnehmen, und doch wegen der Schlichtheit ihres Betragens und der Einfachheit ihres politiſchen Wandels jene Bezeichnung ſich in dem ſchönſten Sinne wohl aneignen können. Wiſſenſchaftliche Männer nun giebt es viele dieſer Art, ja auch geniale Künſtler von ſolchem Gepräge würde es nicht ſchwer halten vorzuführen. Nur von den Bürgern kann man wol ſagen, es gebe davon eine Klaſſe, für welche eben nichts beſonderes ausgeſagt werde durch jene Bezeichnung. Aber das ſind auch vorzüglich nur ſolche, deren Gemeinden man es z. B. freiſtellen konnte, ob ſie wollten ſtädtiſche ſein oder ländliche.

Nicht viel anders iſt es nun mit dem bürgerlichen, welches wir auch am meiſten dafür kennen, daß es von der feinen Welt ſchon durch Ton und Geberde und auch ohne Zuſaz als ein ſpottendes Tadelwort bezeichnet wird, wenn man über einen beſchränkten Lebensſtyl klagen will, der den Mangel großartiger und freier Lebensanſichten hinter einer peinlichen Pünktlichkeit verbirgt und feiner zierlicher Darſtellung unfähig ein breites Wohl-

gefallen an steifer Förmlichkeit zur Schau trägt. Aber wie diese Unvollkommenheiten keinesweges dem Bürgerstande allein eignen, sondern wir sie einestheils auch bei dem Landmann finden, wenn er über seine Sphäre hinausgehend sich ziert, anderntheils auch in den höchsten Geschäftskreisen alles formulare Wesen nicht minder spießbürgerlich ist, und eine abgestorbene Etikette ebenfalls den Mangel an Talent beweist in neuen Zeiten auch die Lebensverhältnisse angemessen zu gestalten: so giebt es auch eine edle Art zu sein wie ein Bürger, welche in allen diesen Stellungen und Ständen anzutreffen ist. Durchdrungen von dem Bewußtsein zu einem Gemeinwesen zu gehören, welches wenn es nicht einmal selbständig war doch, wie noch übrig gelassene Proben zeugen, selbständig sein könnte, lebt der rechte Bürger immer in dem Bewußtsein seiner bestimmten Rechtsverhältnisse, zeigt sich aber wie fest und oft unbiegsam er auch sei doch um so mehr bescheiden, als doch sein Gemeinwesen in ein größeres eingefaßt oder von größeren umgeben selbst nicht nach allen Seiten hin sicher ist und selbständig, und er sucht in regem Spiel seiner Kräfte verbunden mit vorsichtigem Zusammenhalten seiner Mittel die Sicherheit, daß er nicht leicht durch ungünstiges Geschikk aus seinem Verhältniß herausgeworfen werden könne. Wo sich also in der Gesellschaft ein freudiges Wohlbehagen kund giebt an sichergestellten Rechten, welche nicht sowol ein Uebergewicht geben als vielmehr eine ruhige Gleichheit begründen, wo ein Bestreben vorwaltet alle Verhältnisse rein zu bestimmen, wo anspruchslose Umsicht auch verwikkelte Lagen fest und klar beherrscht, wo Vertrauen auf das Recht sich in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die Macht äußert, wo eine weise Wirthschaftlichkeit nirgend etwas wesentliches dem Schein aufopfert, eben deshalb auch die große Veränderlichkeit in Sitten und Gebräuchen scheut, da ist ein Mann wie ein Bürger, und wem wäre der nicht ein erfreulicher Anblikk, in welchen Lebenskreisen er sich auch bewege. Ja wir würden uns schlecht auf den Vortheil des Gemeinwesens verstehen, wenn wir glauben wollten, daß wir irgendwo sei es

nun in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft oder auch auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte dieſe ehrenfeſte Geſinnung entbehren könnten, welche weder demokratiſch noch ariſtokratiſch ſich überall als die zuverläſſigſte Schuzwehr der wahrhaft wünſchenswerthen Stabilität bewährt, und überall auch einen ſolchen ehrt und ziert, deſſen Geburt und äußere Verhältniſſe eher ein anderes erwarten ließen.

Doch je höher wir ſteigen, deſto ſchwieriger wird es ſich feſt zu halten und ſich der Gegenſtände mit Klarheit zu bemächtigen, und von dem Manne, der wer und wo er auch ſei immer iſt wie ein Edelmann, weiß ich ſchon kaum zu reden als indem ich mir den Edelmann theile in den, der mehr hofmäßig iſt, und in den, der mehr ritterlich. Zwar nicht vollkommen ſcharf iſt die Theilung aber doch kenntlich. Denn mehr iſt gewiß jeder das eine als das andere, und wer beides in gleichem Grade vereinigte, ſo daß auch nichts unſchönes als bindende Maſſe in die Miſchung einginge, der wäre faſt ein zu vollkommner Mann, als daß er ſollte gefunden werden. Gemeinſam iſt beiden und unterſcheidet ſie von den vorigen das Bewußtſein der Macht und der Auszeichnung. Je mehr nun dieſes in den Trieb ausſchlägt die Macht als eine Schuzwehr überall geltend zu machen, wo es gehemmte Kräfte giebt und unterdrükkende Gewalten, in die Bereitwilligkeit keinen Kampf zu ſcheuen um den untergeordneten hülfreich zu werden, um deſto mehr waltet das ritterliche vor. Aber wenn ſich die hervorragenden weniger wollen unter den übrigen vereinzeln, ſondern lieber, indem ſie ſich zuſammenhaltend jeder in der anderen Vortrefflichkeit ſpiegeln, eine ſtrahlende Maſſe bilden, welche die Gefühle der Ehrfurcht lebendig erhält, die für ihre leitende Thätigkeit die ſicherſte Grundlage bilden, da iſt das hofmäßige. Wo nun eine Geldmacht entſteht aus der Gewerbsthätigkeit unterſtüzt von der geiſtigen Bildung, ohne welche jene niemals eine ſolche Höhe erreicht, wo ſich im Bürgerſtande eine bedeutende Ungleichheit entwikkelt zwiſchen den großen Unternehmern und den kleinen Arbeitern, und alſo ein gro-

ßer Einfluß einer kleinen hervorragenden Klaſſe, da kann auch hier die adelige Weiſe und Geſinnung ſich unter beiden Formen entwikkeln. Und wie es auf dem geiſtigen Gebiete der Wiſſenſchaft niemals, wenngleich auch hierin verſchiedene Zeiten dem Grade nach verſchieden ſind, an einer großen Ungleichheit der Talente fehlt und auch hier ähnliche Unterſchiede eintreten: ſo kennen wir gewiß alle aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Gebieten her auch ritterliche Schriftſteller, welche immer kampfgerüſtet auftretend immer rettend erſcheinen für das gute und wahre, was eben kräftiger Hülfe bedarf, und welche mit der Schärfe die Milde verbinden und nach tapferen Kämpfen in Zeiten der Ruhe mit freundlicher Herablaſſung auch unter den minder begabten Geiſtern weilen. Aber eben ſo giebt es wahrhaft vornehme Schriftſteller in dem edelſten Sinn von der andern Art. Am liebſten die Nähe geringerer Geiſter vermeidend und darum auch leicht den fallen laſſend, welcher ſich in dem Werth den ſie ihm beilegen wollten nicht zu behaupten weiß, iſt es ihr liebſtes Beſtreben ſich mit den gleich ausgezeichneten eng und ausſchließend zu verbinden; und indem jeder weiß, daß auch in den Werken der andern Er am beſten das feinſte in der Ausbildung der Sprache und des Styls, die edle Haltung in der Entwikklung der Gedanken und den Glanz der Wahrheit wie hell er leuchtet oder wie unmerklich er getrübt iſt zu ſchäzen weiß: ſo denkt auch jeder indem er ſich ſelbſt darſtellt mehr an dieſen auserleſenen Kreis als an das plebeje Publicum, und ſo giebt es von Zeit zu Zeit einen wahren Hof der Wiſſenſchaft und des Geſchmakks. Aber freilich hier wie auf jedem andern Gebiet hat auch der ritterliche Mann den fantaſtiſchen fahrenden Ritter als Zerrbild neben ſich, ſo wie dem wahrhaft vornehmen und hofmäßigen Mann das der leeren Vornehmthuer und der Schranzen beigegeben iſt wie Afterkryſtalle, die doch neben jene leuchtende Maſſe gehalten niemanden täuſchen können.

Doch laſſen wir dieſe kaum genannt wieder verſchwinden, und betrachten wir nun das geſagte in Beziehung auf die heu-

tige Feier: so ist freilich von dem König und dem königlichen Manne noch nicht die Rede gewesen; aber wie doch der König vorzüglich für sein Volk und in demselben lebt, was können wir ihm besseres wünschen, als daß jede gedeihliche Gestalt des Lebens auf allen verschiedenen Gebieten sich frei und reichlich entwikkeln möge, und daß alles ausgezeichnete wie es auch erscheine in dem natürlich guten Sinn einer empfänglichen Masse seine Anerkennung finden möge. Und wenn man in einem Reiche von solchem Umfang und solcher Geschichte vielleicht nicht mit Unrecht sagen kann, daß auch die verschiedenen Provinzen desselben aus einer gewissen Entfernung und im großen betrachtet die eine mehr diesen die andere mehr jenen Charakter in ihrer ganzen Lebensweise darstellen, mögen sie auch aus diesem Gesichtspunkt immer mehr lernen sich gegenseitig zu schäzen und anzuerkennen, und sich als zusammengehörige zu betrachten, die sich unter einander ergänzen. Und dieses gewiß ist zu jeder Zeit zu erreichen und vieles davon der Sorge und Weisheit des Herrschers überlassen.

Anders aber ist es freilich mit dem königlichen Manne. Denn wenn wir gleich sagen müssen, daß er auch anderwärts sei als auf dem Throne — wie sollten auch die Throne anders entstanden sein als durch von Natur königliche Männer? — so ist er doch eine seltene Erscheinung, und die menschliche Natur ist solche hervorzubringen nur in einem gewissen Maaße geschikkt. Das bürgerliche Leben selbst freilich bedarf immer eines Herrschers, und wohl dem Volke, dessen König nie stirbt. Wenn aber doch auf andern Lebensgebieten der königliche Mann nur der sein kann, dessen Selbstbewußtsein in dem Beruf zu herrschen ganz aufgeht, und dem auch, wie er erscheint, sich alles von selbst unterwirft, weil auch seine ganze Erscheinung nur dieses ausdrükkt, ja unmittelbar wie durch zauberische Kraft Ehrerbietung und Gehorsam hervorruft: so müssen wir gestehen, selten nur und nur wenn einem Theile des Geschlechts sei es in der Wissenschaft und Kunst, oder in seinen Verhältnissen zu der äußern Natur, oder auf dem

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gebiete des heiligen eine neue Entwikklung bestimmt ist, bedarf es solcher gewaltiger Geister, und lange können wir ausreichen das so gewonnene und geordnete erhalten und weiter ausbilden, wenn es nur überall an solchen nicht fehlt, welche auf ihrem Gebiet den Charakter der andern Stände entwikkeln. Dafür aber ist auch nicht zu läugnen, und es hängt damit zusammen, daß die Alleinherrschaft so vielgestaltig ist, daß unter der großen Menge der Herrscher uns auch häufig jene anderen Bilder erscheinen.

Der Fürst über einen kleinen Staat, wie wir sie ehedem häufiger hatten aber wie sie auch noch nicht verschwunden sind, isolirt auf seinem Besizthum und in diesem selbst attent und auf das einzelne sein Auge heftend, ohne den Ehrgeiz sich draußen bemerklich zu machen, der ihm auch nur eine falsche Stellung geben würde, eben deshalb auch allen Einfluß, den die großen Weltbegebenheiten auf sein Gebiet ausüben, nur heiter und ergeben als Naturereignisse aufnehmend, ein solcher wird gewiß seiner Würde am sichersten den rechten Ton geben, wenn er sich die patriarchalische Einfalt bewahrt, welche wir als das ursprüngliche uns zu denken haben.

Ein König aber, der ein Mann ist wie ein Bürger, wie trefflich kleidet der einen eben in ruhiger Entwikklung begriffenen Staat auch von größerem Umfang! wie wohlthätig wird eine Verwaltung, welche diesen Charakter trägt, darauf wirken, daß unter begünstigenden Umständen das rechte Maaß nicht verloren gehe, welchen sicheren Grund wird sie legen für bedeutendere und verwikkeltere Zeiten, so daß es keinen größeren Segen geben kann, als wenn ein Volk von einem solchen Herrscher regiert wird so eben ehe es großen Geschikken entgegengeht. Welchen erquikklichen Ton gemüthlicher Pietät hält unter einem solchen das Verhältniß zwischen Fürst und Volk. Ja viele preiswürdige Herrscher wird die Geschichte nicht besser zu bezeichnen wissen als damit, daß sie bürgerliche Könige waren.

Und wie wird auch bei der unumschränktesten Gewalt auch in dem größten Reiche der blendende Glanz der Majestät gemil-

dert, wenn der Herrscher wo er persönlich hervortritt sich überall die freie Anerkennung erwirbt, daß er der feinste Mann sei. Ja in Zeiten, wo die Staaten nicht mehr dürfen isolirt sein sondern alles immer an ein enges Band erinnert, durch welches sie verknüpft sind, wo die Herrscher danach streben in persönlicher auf das wahre Wohl der Menschen gerichteter Vereinigung sich der Welt darzustellen, was für eine beruhigendere erhebendere Erscheinung kann es da geben als einen König, welcher sich bewährt als zu den schlechthin vornehmen zu dem hohen Adel des menschlichen Geschlechtes gehörig, würdig einer glänzenden Stelle an diesem europäischen Gesammthofe! Das Lob eines ritterlichen Königes zu verkündigen enthalte ich mich billig, denn zu oft ist das reizende Bild schon aufgestellt und zu bekannt einem jeden. Aber was bleibt doch der höchste Preis eines Volkes? Wenn sein König ein königlicher Mann ist. Nicht zum ersten Male ist diesem Volk ein solcher gegeben. Noch lange bleibe uns dieser Genuß! lange lebe der König! lange freue sich seiner sein Haus und sein Volk!

14.

Am 24. Januar 1828.

Wenn der große Mann, dessen Gedächtniß uns hier versammelt, auch kein Philosoph war in dem engeren Sinne der Schule: so darf er es doch nicht scheuen, wenn jenes Wort eines anderen großen Mannes für wahr anerkannt würde, es werde nämlich um die Staaten nicht eher wohl bestellt sein, bis entweder die Philosophen herrschten, oder diejenigen, welche herrschen, ein philosophisches Leben führten. Denn auch dieses Wort ist nicht in jenem engeren Sinne geredet. Was nämlich Platon von einer Natur verlangt, welcher beides eignen solle, wohlthätig zu herrschen und fruchtbar zu forschen, daß sie nicht zerstreut und einzeln besizen müsse, was freilich bei den meisten Menschen sich einander ausschließt, das anhaltende milde gemessene auf der einen, das schnelle scharfe kräftige auf der andern Seite, das besaß in hohem Grade vereint der Weltweise von Sanssouci, und darum waren auch beiderlei Werke solcher edlen Natur in seinem Leben vereint, das Herrschen war kräftig und mild, und die forschende Theilnahme an allem wahren guten und schönen war eifrig und besonnen. Darum ward ihm auch zu Theil, was jener weise als den ersten Tribut der Gerechtigkeit gegen solche Naturen aufstellt, daß nämlich, weil sie das Herrschen nur übernehmen nicht als ein ersehntes Gut oder einen seligen Ge-

nuß, ſondern theils nur um nicht ſelbſt ſchlechteren unterworfen zu ſein, theils als eine des gemeinen Wohls wegen zu tragende Bürde, ſie auch nicht gezwungen werden dürften beſtändig zu herrſchen, ſondern nur zu Zeiten müßten ſie herniederſteigen in die Region der gemeinen menſchlichen Dinge, den größten Theil des Lebens aber ſei ihnen zu gönnen der Aufenthalt in den höheren Gegenden der Betrachtung. So Friedrich! Nicht wie die meiſten auf dieſe vielſtufige Leiter des Gebietens geſtellten, welche nur herrſchen, und mit der Herrſchaft angehörigem beſchäftiget ſind in der ganzen dem thätigen Leben gewidmeten Zeit, ſondern wenige Wochen des Jahres genügten ihm, um die Provinzen zu durchlaufen und die Saat künftiger Beſchlüſſe in ſeine Seele zu ſtreuen, und wenige Stunden des Tages reichten hin, um auf die lebendigſte Weiſe das ganze ſeiner Monarchie zu beſeelen und in Ordnung zu halten. Während dieſer war Sansſouci der Staat, die übrige Zeit war es der Wohnſiz des einſamen weiſen, der ſich in den Gefilden der Wiſſenſchaft und der Kunſt erging.

Aber nicht nur daß er ſich dort erging, ſondern er baute ſie auch an. Und nicht alles, was er hervorbrachte, blieb ſo verborgen wie die Töne, in denen er das innerſte ſeines Gemüthes aushauchte, und welche faſt nur die begleitenden Meiſter vernahmen. Ein König als Schriftſteller, welche ſeltene Vereinigung, aber auch welch ein bedenkliches Verhältniß! die Majeſtät hervortretend auf das Blachfeld der literariſchen Oeffentlichkeit, wo alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Geſez, welches beſtimmt und deutlich aufgeſtellt jeden in Stand ſezt ſich vorzuſehen, ſondern vor einer ſchwankenden und leicht beweglichen Meinung. Wohl dem Könige, wiewol ein jeder dies können ſollte, welcher ſich ohne einen andern Schuz als den ſeiner Würde auch in die dichteſten Maſſen leidenſchaftlich bewegter Unterthanen wagen kann, wiſſend daß überall wo er erſcheint Maaß und Ordnung hervortreten; aber übel berathen iſt eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk beſtimmt wird oder auch nur gelenkt durch den Werth ſeines Ur-

hebers in den geſelligen Verhältniſſen. Sollte nicht eben dies der Grund ſein, weshalb gekrönte Schriftſteller eine ſo ſeltene Erſcheinung ſind? und ſollte nicht auch in der That dieſe Betrachtung hinreichen, um jedem Fürſten das öffentliche Vortreten mit literariſchen Verſuchen irgend einer Art gänzlich zu verleiden? Wer als Regierungsoberhaupt eines freien Staates nur zu einer wechſelnden Herrſchaft gewählt iſt und auch in der Uebung des Regimentes ſelbſt öffentlichem Tadel immer ausgeſezt, würde vielleicht nur ſich zu zieren ſcheinen, wenn er gewohnten literariſchen Beſchäftigungen während dieſer Zeit mehr entſagen wollte als der Drang des Berufs nöthiget. Aber wie anders iſt das Verhältniß des Fürſten, der einmal auf dem Throne zeitlebens nicht wieder herabſteigt. Zwar der Zwingherr, ſo lange er der allein freie iſt in ſeinem Reich und nur gethan wird was er befiehlt, kann unbeſorgt wie Nero mit der Oeffentlichkeit des Urtheils ſpielen. Denn trägt er ſeine Werke vor: ſo hat er auch ſchon geboten, wie geurtheilt werden ſoll; und es kann faſt nur als ein Zaum, den er der Schmeichelei anlegen will, erklärt werden, wenn er ſelbſt die Formel abfaßt, mit welcher er als Sieger ausgerufen werden will. Aber der Regent eines weiter entwikkelten oder noch nicht ſo tief wieder zurükkgeſunkenen Volkes, wenn er in den Wettkämpfen der Muſen als Mitſtreiter auftritt, ſcheint aller Mühe zu ſpotten, welche Verfaſſung und Sitte aufbieten, um die geheiligte Perſon ſo auszuſcheiden aus allen menſchlichen Verwikklungen, daß kein Tadel wegen irgend etwas im öffentlichen Leben ſich ereignenden ſie treffen könne, ja um ſo mehr ſich zu vernachläſſigen, als entweder die Wichtigkeit des Gegenſtandes den kundigen gebietet Gebrauch zu machen von dem Rechte ſtrenger Prüfung, oder als der Drang der Zeiten heiſcht die einſtrömende Mittelmäßigkeit, welcher Gattung und welchen Urſprunges ſie auch ſei, auf jede wirkſame Art zurükkzuweiſen, ohne einiges Anſehen der Perſon.

Friedrich hat keinen Nachtheil dieſer Art erfahren von ſeinen Werken, ſelbſt nicht durch den oft heftig entzündeten religiöſen

Eifer. Aber freilich, seine Werke hätten auch als die leichtesten Spiele seines Geistes in dem entschiedensten Mißverhältniß stehen können auf der einen Seite zu ähnlichen Hervorbringungen der Zeitgenossen, auf der andern zu seinen eigenen Thaten im Staat und für den Staat, und doch würden die inneren Huldigungen, die ihm unwillkührlich überall dargebracht wurden, durch irgend ein unvermeidliches Lächeln über mißlungene Versuche auf einem fremden Gebiete nicht sein verringert worden. Denn es hätte ihm nicht begegnen können auf irgend einem Gebiete irriges auf solche Weise vorzutragen, daß es eine heilige Pflicht hätte sein können den unheilbringenden Irrthum mit öffentlichem Tadel ernst und streng zu bezeichnen.

Wenn sich nun aber freilich nach einer so seltenen Persönlichkeit keine allgemeine Regel bilden läßt, wollen wir lieber in dem Gefühl, daß auch die Ehrfurcht gegen die Herrscher ein Kleinod sei, das in zerbrechlichen Schalen bewahrt wird, nur warnen, daß doch kein Fürst einem so bedenklichen Vorgang folgen möge? Sollen die Herrscher für ihre hohe Stellung auch noch durch diese Entsagung büßen, wie reich mit Kenntnissen geschmükkt, wie regsamen und zu schönen und würdigen Hervorbringungen aufgelegten Geistes sie auch sein mögen? Wenn das wahre das schöne und das gute die gleichen ewigen Gegenstände des menschlichen Strebens sind: so kann es wol als eine billige Theilung erscheinen, daß diejenigen, welche schon als die Spender des guten über tausende gepriesen werden, sich begnügen sollen das wahre und das schöne nur von andern verarbeitet zu empfangen, und als deren dankbare Gegengabe zu genießen. Aber wissen wir nicht, daß alle Werke des Geistes nur von denen am besten gewürdiget und am vollständigsten genossen werden, die sich in gleicher Thätigkeit selbst versucht haben? und soll denen, welchen wir unter allen sterblichen am meisten schuldig zu sein bekennen, auch Auffassung und Genuß des schönen und wahren erschwert werden? Oder wenn sie doch wo ein lebendiger Trieb dazu waltet in der Stille hervorbringen: soll immer erst das sol-

gende Geschlecht nach ihrem Tode die Bekanntschaft ihres Geistes machen, sie selbst aber von dieser reinen menschlichen Freude, der an den Wirkungen ihrer Werke auf ihre Zeitgenossen, ausgeschlossen bleiben, da wir doch sonst jeden beklagen, der durch unglükkliche Zeitverhältnisse genöthiget wird was er hervorbrachte nur den Nachkommen zu hinterlassen?

Wenn wir es uns in einem Staate als allgemein anerkannt denken, daß denen, die zum Herrschen geboren sind, keine schriftstellerische Thätigkeit, keine öffentliche Mittheilung künstlerischer Werke anständig ist: was wird die natürliche Folge sein? Daß dieselbe Regel auch gelten wird für den Kreis, der den Thron zunächst umgiebt, und dann so weit sich verbreiten als noch irgend ein Vorzug der Geburt anerkannt ist, so daß zulezt dieses ganze Gebiet geistiger Thätigkeit den unedeln Beschäftigungen beigezählt wird, durch welche man, wie bedeutende Dienste sie auch leisten, unvermeidlich der untergeordneten Masse anheimfällt. Das ist der Zustand der Gesellschaft, wir dürfen ihn Barbarei nennen, welchem Friedrich auf alle Weise entgegen arbeiten wollte. Deshalb verschmähte er es nicht, wenngleich auf eine Meisterschaft der ersten Klasse in den meisten Gebieten, die er bearbeitete, keinen Anspruch machend, außer den kriegerischen auch mit dichterischen und geschichtlichen Werken, mit ernsten würdig ausgedrükkten Gedanken über die wichtigsten Momente des Lebens ungenannt zwar aber allgemein erkannt öffentlich hervorzutreten. Deshalb bemächtigte er sich dieses damals in einem Zustande des Verfalls und der Herabwürdigung schmachtenden Vereines, um ihn nach einer würdigeren und zeitgemäßen Umgestaltung geltend zu machen als eine vom Staat anerkannte, von dem Oberhaupte desselben besonders geehrte und gepflegte Körperschaft. Deshalb würdigte er was uns als Mitgliedern obliegt selbst als der Akademie Beschüzer zu thun, Lobreden auf die nach seinem Urtheil am meisten wissenschaftlich ausgezeichneten Männer zu schreiben und in der Akademie vorlesen zu lassen. Sehen wir nicht etwa nur in dem einen eine vielleicht zu weit getriebene vielleicht gar

irrende Dankbarkeit gegen hervorragende Geiſter, in dem andern eine für ſeinen Standort vielleicht zu große perſönliche Liebhaberei für die allgemeinen und ſchönen Wiſſenſchaften. Nein, Friedrich war ſo ganz König, daß auch hier vornämlich ſein königlicher Sinn waltete. In ihm lebte zuerſt die Ueberzeugung, die wir nun freilich alle theilen, daß ſein Volk das, wozu er es zu machen ſo eifrig ſtrebte, nur werden und bleiben konnte durch eine große und regelmäßige Entwikklung geiſtiger Kräfte, und eine ſo wohlgeſtimmte Seele konnte nicht in den Irrthum verfallen, daß eine ſolche Entwikklung auch eine einſeitige ſein könne. Das iſt der Geiſt, der ſich in ſeiner Ode an die Preußen ausſpricht, der auch die für unſern Verein ſo ruhmvolle auf die Erneuerung der Akademie durchzieht.

So geziemt es denn vor andern wol dieſem Lande, eben weil es das Ziel im Auge behalten ſoll durch geiſtige Entwikklung aller Art zu gelten und zu glänzen, daß in ſeinen Annalen die ſo ſeltene Erſcheinung eines königlichen Schriftſtellers prangt. Und wie in dem großen Könige bei dieſem Theile ſeines öffentlichen Lebens und bei der zweiten Schöpfung unſeres Vereins dieſelbe Idee zum Grunde lag: ſo möge es, damit ſeine Abſicht ganz in Erfüllung gehe, der Akademie in keiner Generation an ſolchen Mitgliedern fehlen, welche den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft durch die Geburt angehörig und mit den höchſten Ehren des Staates ihrer Verdienſte wegen bekleidet, zugleich als Meiſter der Wiſſenſchaft den würdigen Bund zwiſchen dem bürgerlichen Anſehn und der literariſchen Thätigkeit ruhmvoll unterhalten. Wünſchen wir aber, daß keine Abtheilung der Geſellſchaft ſich für zu edel halten möge wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen zu theilen: ſo dürfen wir uns nicht verſchweigen, daß es gegenüber jener unwillkommnen Abſonderung noch ein anderes Uebel giebt, zu welchem wir Deutſche ſei es nun aus Schuld unſerer Natur oder vermöge der Geſchichte unſerer Bildung, lieber aber glauben wir das lezte, uns mehr als andere hinneigen, ein Uebel welches bisweilen auch an Barbarei grenzen kann, nämlich das

einer nicht immer unperſönlichen nicht immer ſchonenden Kritik, welche ohne der Wiſſenſchaft zu nüzen nicht unbillig diejenigen von dem Verkehr mit derſelben zurükkſchrekkt, welche da nicht weilen mögen, wo die feineren Formen des Lebens nur zu leicht verlezt werden. Die Akademie übt zwar keine Kritik und ſoll auch keine üben als über ihre eigenen und die unmittelbar von ihr veranlaßten Werke; wie es ja aber heißt von edlen Naturen, daß ſie auch durch das zahlen und leiſten, was ſie ſind: ſo möge auch ſie durch ihre Haltung und ihren Einfluß von dieſem Irrwege immer mehr zurükkzuführen beitragen.

Wenn wir ſo auf der einen Seite die hohen Stände immer mehr mit dem wiſſenſchaftlichen Geiſte befreunden, auf der andern Seite durch unſere Verhältniſſe zu dem Perſonal und den Geſchäften des vielfältig abgeſtuften Lehrſtandes auf die mittleren Klaſſen des Volkes, denen die wiſſenſchaftliche Bildung zugänglich iſt, immer kräftiger einzuwirken ſuchen: dann wird die Akademie, ohne weder in eine ihr nicht geziemende unmittelbar praktiſche Wirkſamkeit abzuirren, noch einem immer falſchen Streben nach äußerem Glanze Raum zu geben, doch durch den Glanz ihres zweiten Stifters verklärt werden, indem ſie immer mehr dem entſpricht, weshalb er ſelbſt an ihr einen ſo lebendigen Antheil nahm.

15.

Am 3. August 1829.

Wenn man schon immer gesagt hat, um den sittlichen Werth des einzelnen Menschen zu wägen müsse man die Seele nakkt auf die Wage legen entkleidet von allem äußerem Schmukk, ja von allem, was nicht sie selbst ist, so daß genau betrachtet am Ende nichts übrig bleibt, was zu wägen wäre, als der Wille seine Stärke und seine Richtung: so scheint es sich anders zu verhalten, wenn es darauf ankommt den geschichtlichen Werth des einzelnen zu bestimmen. Wir würden uns in die Unmöglichkeit versezen irgend ein Ergebniß auszusprechen, wenn wir ihn entkleiden wollten von der Tüchtigkeit und dem Ruhm seines Geschlechts, von der Kraft und Bildung seines Volks, von den geistigen Umlaufsverhältnissen seiner Zeit. Vielmehr mit dem allen ausgerüstet müssen wir fragen, was er daraus gemacht hat in seinem einzelnen Dasein; oder umgekehrt wenn uns seine Werke und seine Thaten unmittelbar gegeben sind: so gilt es zu berechnen, wieviel davon seinem Volk und Geschlecht angehört und wieviel ihm selbst. Oder kurz zu sagen, es giebt keine andere Formel um diesen Werth zu bestimmen als die, in wiefern der einzelne ein Werk ist seines Geschlechts und seines Volkes, oder umgekehrt Volk und Geschlecht das seinige sind. Was also hier zuerst gegeben sein muß, das ist offenbar die Art, wie hier

und dort, jezt und dann, der einzelne und die Maſſe das Geſchlecht und das Volk ſich gegen einander verhalten. Doch es iſt mir nur faſt unwillkührlich entſchlüpft des erſten zu erwähnen, da doch dieſe Gedanken ihre Abzwekkung haben ſollten auf den heutigen feſtlichen Tag. Wo es überhaupt noch eine Beziehung giebt zwiſchen dem einzelnen als ſolchem und der Maſſe als ſolcher, da iſt entweder ein früheres organiſches Daſein zerſtört oder es iſt noch keines da geweſen; wir ſehen entweder die urſprüngliche Gährung, aus welcher ſich das Leben erſt entwikkeln ſoll, oder die abgeleitete, die ein Werk iſt der Zerſtörung, das gewaltſame Ende eines nun nicht mehr ſo wiederkehrenden geſchichtlichen Verlaufes. Das andere aber zieht unſere Blikke auf ſich; wie mußten ſich die Verhältniſſe entwikkeln zwiſchen Geſchlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Styl unſerer jezigen europäiſchen Welt konnte zu Stande kommen?

Denken wir uns wenige Familien auf unwirthbarem noch nicht durch die Verweſungen einer Reihe von thätigen Generationen veredeltem Boden unter einander her ſich bewegen, die neuen Familien, die ſich bilden aus dem heranwachſenden Geſchlecht, theils nur die Stelle der früheren einnehmend, theils wenn ihnen eine ſolche nicht geboten werden kann die Ferne ſuchend, ohne daß ein beſtimmtes Intereſſe die Gemeinſchaft mit ihren angehörigen unterhält: ſo iſt dann auch in der Heimath nichts, was das Andenken der Vorfahren, die nicht mehr ſelbſt geſehen und belebt worden ſind, ſicher ſtellte; unter ſolchen Verhältniſſen giebt es noch kein Volk und kein Geſchlecht. Sammeln ſich nun ſolche immer wieder aufs neue verwandtſchaftlich unter einander verwachſende Familien näher zu einer nicht mehr ſo leicht zerſprengbaren Horde, oder baut und befeſtiget ſich gar eine Stadt: ſo bildet ſich allmählig eine beſtimmtere Geſtaltung, ein durch größeren Lebensumfang erheiterter aber gleichmäßiger und beſchränkter Zuſtand, in dem noch immer nichts vorgeht, was den Blikk über Menſchengedenken hinaus an ſich zöge und ſich eine Erinnerung ſtiftete bis ins dritte oder vierte Glied. Ein

bewegteres Leben muß erſt entſtehen, Gefahren müſſen beſtanden werden, Thaten verrichtet für das nur in ſolchem Drang ſich entwikkelnde Gemeinweſen, günſtige Momente glükklich ergriffen und kräftig benuzt werden um demſelben neue Mittel zu erwerben: wenn dann ein heldenmüthiger begeiſternder Bürger Nacheiferer findet unter den ſeinigen, die ſeine Verdienſte wiederholen; dann entſtehen Eupatriden, Geſchlechter, die einen Namen haben, die den Glanz des edelſten Metalls, welches der Maſſe beigemiſcht iſt, in vorzüglichem Grade von ſich ſtrahlen, und auf welche immer zuerſt das Volk ſieht, wenn Bedrängniſſe ſich nahen. Doch vergänglich ſind dieſe Blüten! Nicht nur daß nur zu oft ſolche begünſtigte Geſchlechter je mehr ſie der Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und Bewunderung ſind in feindſelige Leidenſchaften gegen einander entflammen und zu kämpfenden Parteien werden, die alles in blutige Verwirrung ſtürzen: ſondern auch die Natur, damit ſich nicht aus jeder ſolchen Tragödie eine neue entwikkle, zieht lieber ihre Begünſtigung zurükk und wendet ſie anders wohin. Feſtere Haltung allerdings haben die hervorragenden Geſchlechter, wenn durch einen auf größere Wirkungen als die bisher beſchriebenen berechneten elektriſchen Schlag zwei verſchiedene Maſſen zuſammengeſchmolzen ſind, von denen die eine, weil ſie allein Kraft Bildung und Sitte in das ganze gebracht hat, auch ausſchließend der Siz der Gewalt und des Anſehns geworden iſt. Dann entſteht ein feſtes Verhältniß zwiſchen dieſen Geſchlechtern von edlerem Stamm und dem übrigen Volk, und leicht genug iſt es den Nachkommen gemacht dieſes Uebergewicht nicht nur zu beſizen als ein von der Weisheit und Tapferkeit der Vorfahren überkommenes Erbgut, ſondern es in jeder Generation wieder zu gewinnen durch ſelbſterworbene Vorzüge.

Doch ehe wir von hier den Uebergang finden zu dem jezt beſtehenden, müſſen wir uns erſt losmachen von jenen Zuſtänden, wo die Geſellſchaft ſich in allen Abſtufungen, auch der höchſten, begnügen kann mit wechſelnden Obrigkeiten, die wenn ihre Zeit abgelaufen unter die Zahl der untergebenen wieder zurükk-

treten. Iſt dieſer Kreislauf auch beſchränkt durch Geſez oder Sitte auf eine Anzahl von Familien: ſo ſind dieſe dann in einem höheren Sinn ausgezeichnete Geſchlechter; aber erſt wenn die Geſellſchaft ſich über dieſe Wechſelfälle erhebt, oder ſchon früher und ohne ſolche Zwiſchenſtufen durchgangen zu ſein unter eine feſte an daſſelbe Geſchlecht geknüpfte Einzelherrſchaft geſtellt iſt, entſteht eine Dynaſtie, giebt es ein regierendes Geſchlecht hoch über jene ausgezeichneten geſtellt, gleichviel ob der jedesmalige Herrſcher aus ſeinem Geſchlecht ſich ſeinen Nachfolger ernennt, oder ob eine geſicherte Ordnung der Erbfolge beſteht. Gleichviel, für den Vorzug des Geſchlechtes nämlich, nicht für das Wohl des ganzen, welches gewiß um ſo beſſer gedeihen wird, wenn, wie lokkend es auch für den Herrſcher ſelbſt ſonſt ſein möge die Krone auf das Haupt des jedesmaligen reifſten und beſten unter ſeinen Söhnen oder Brüdern ſezen zu können, doch keiner menſchlichen Willkühr hier Raum gelaſſen iſt. Würden wir indeß dieſes wol ſo getroſt nachſprechen, wie die Inſtitutionen aller heutigen europäiſchen Staaten, die aus allen Zerrüttungen und Umwälzungen immer wieder in dieſer Geſtalt der erblichen Monarchien hervorgegangen ſind, es uns vorſagen, wenn wir nicht glaubten vorausſezen zu dürfen, daß bei der Art wie dieſes Eine Geſchlecht von der Geſammtheit der geiſtigen Kräfte des ganzen Volkes getragen wird und emporgehalten, bei dem Bande welches jeden einzelnen des Geſchlechtes mit allen übrigen verknüpft, noch ehe der jedesmalige Thronfolger an die Spize des ganzen geſtellt wird, kurz bei dem hier natürlichen gegenſeitigen Verhältniß des Familienſinnes zu dem Gemeingeiſt, in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wenigſtens der perſönliche Unterſchied der einzelnen in ſeinem Einfluß auf das ganze ein gewiſſes Maaß nicht überſchreiten werde.

Freilich wird dieſe Vorausſezung falſch ſein, wenn es an dem einen weſentlichen Element, der lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen dem Volk und dem herrſchenden Geſchlechte, fehlt, wenn der Monarch ſich mit den ſeinigen in ein geheimnißvolles Dunkel

verhüllt, um nur bei einzelnen Gelegenheiten in nur anders verhüllendem Pomp hervorzutreten. Aber dann iſt auch entweder das ganze eine todte eigentlich nur durch das hergebrachte nicht durch irgend einen lebendigen Geiſt bewegte Maſſe, oder das regierende Geſchlecht verliert bald ſeine Bedeutung, und eine andere Geſtalt der Dinge tritt ein. Da aber, wo ein Fürſtenhaus nicht nur an die Spize ſondern zugleich auch in die Mitte des Volkes geſtellt iſt, entſteht auch in demſelben ein eigenthümlicher von allen andern auch ausgezeichneten Geſchlechtern es beſtimmt unterſcheidender Geiſt. Der einzelne Mann auch von den größten Gaben hängt von günſtigen Umſtänden ab, wenn er ſich ohne Unterſtüzung eines angeerbten Glanzes dahin erheben ſoll ein öffentlicher Charakter zu ſein, er muß ſich in gefährlichen Zeiten gezeigt haben und in glänzenden bewährt, dann wird ſein Name der freudige Stolz der Menge, und wer wollte ihm nicht ſein Bewußtſein beneiden, ſofern ihm an der ſchönen Gegenwart genügt. Aber ſo wie er nichts vor ſich hatte, ſo wird er auch nichts nach ſich haben; er wird von Einer großen Welle der Zeit hoch emporgetragen, die ſich vielleicht lange mit majeſtätiſchem Stolze fortwälzt; aber früher oder ſpäter wird ſie ereilt von einer folgenden, und verſinkt unter dieſer mit allem was ſie trug. Ein nur nicht unwürdiges Glied eines berühmten Geſchlechtes kann ſich, auch wenn es ihm an dem Wunſch ſich auszuzeichnen nicht fehlt, doch mit ungetrübter Ruhe der glükklichen Zeiten freuen, wo es mitten in dem allgemeinen Wohlbefinden des ganzen nicht leicht für den einzelnen möglich iſt ſich glänzende Verdienſte um daſſelbe zu erwerben, aber er weiß, daß wo er hinkommt wohlthuende und erhebende Erinnerungen ſich an ſeinen Namen knüpfen, und daß dieſe gern von einem freundlichen Vertrauen begleitet ſind, welches er nur zu nähren braucht durch Treue gegen das, was ihm überliefert iſt; und wie er durch die Vergangenheit lebt, ſo hat er nur ſein Geſchlecht dem Geiſt der Zeit gemäß zu erhalten und fortzubilden, um ſelbſt befriedigt zu ſein und die Anſprüche ſeines Volkes zu befriedigen. Aber wie ganz

anders gestaltet sich das Bewußtsein in jedem Gliede eines königlichen Hauses. Nur das herrschende Familienhaupt selbst ist was es ist durch seine Person. Für jedes andere Glied des Hauses sind persönliche Verdienste um das Vaterland nur eine zufällige Zugabe; denn sie können sie nur erwerben an Stellen, welche auch durch andere könnten ausgefüllt werden. Nie können sie in Versuchung kommen und nie sollen sie in Verdacht gerathen persönlichen Ruhm eigenliebig zu suchen; denn wo sie hingestellt werden, versteht sich das beste und vortrefflichste von selbst, weil sie wie kein anderer von Kindesbeinen an als Glieder dieses Hauses mit dem ganzen und für dasselbe gelebt, nur den Namen des Landes als ihren gemeinsamen Familiennamen gekannt und das Bewußtsein ihres Berufs mit der umgebenden Luft eingeathmet haben, und es ihnen mit jedem Beweise der Ehrfurcht, die ihnen schon in ihren Kinderjahren gezollt wird, tiefer ist eingeschärft worden, so daß bei ihnen allen, zumal aber den männlichen Gliedern, Familiensinn und Gemeingeist, Kindesliebe Geschwisterliebe und Vaterlandsliebe, Sorge für ihre Nachkommen und Sorge für den Staat nur eines ist und dasselbe.

Doch um den gegenwärtigen Zustand der Dinge richtig zu würdigen, müssen wir noch die Frage aufwerfen, wie ein solches Haus sich erneuern kann und fortbestehen. Was kann natürlicher scheinen, als daß, wie ein Herrscher seine gesellige Umgebung findet in der Auswahl des Volks oder den ausgezeichneten edlen Geschlechtern, so auch die Familie selbst sich in diese versenkt und aus diesen verstärkt, die Töchter des Königshauses den edelsten des Landes vermählend und wiederum die Töchter der edelsten den Söhnen des Hauses zuführend. Wenn so das dem höchsten menschlichen Beruf für sein Volk geweihete Haus sich von aller fremden Beimischung frei hält und nur was von dem edelsten der Gesammtheit herstammt in sich aufnimmt: so muß es wol den Geist und Charakter des Volkes am reinsten bewahren und am vollkommensten in sich entwikkeln. Aber freilich auch am schroffsten und mit der stärksten Spannung gegen alles fremde,

also einer solchen Zeit freilich nicht sehr angemessen, wo die Völker ohne die mannigfaltigsten Berührungen nicht nur sondern Verbindungen mit einander nicht mehr bestehen können. Doch nicht nur dieses, sondern durch eine solche Art zu sein verliert auch das regierende Haus seine Stellung über demselben und verwebt sich zu sehr in dasselbe; es verliert seine gleichmäßige Beziehung zu dem ganzen, und gehört unvermeidlich denen näher an, denen es verwandt und verschwägert ist. Und welche schauderhafte Menge von List und Ränken im Wetteifer um diese Verwandtschaft, von blutigen Fehden aus Eifersucht über dieselbe, ja von bürgerlichen Kriegen, von Entthronungen und offnen oder verlarvten Königsmorden aus getheilten Ansprüchen, die auf diese Weise entstanden sind, zeigt uns nicht die Geschichte schon eines einzigen Landes. Daher haben je länger je mehr die europäischen Königshäuser dieses System nur den Völkern überlassen, bei denen das Familienleben überhaupt sich verbirgt und so ganz von dem öffentlichen Leben abgerissen ist, und also kein Einfluß von Verschwägerungen existirt. Sie selbst aber, unsere Fürstenhäuser, haben immer mehr alle Eheverbindungen mit dem eignen Volke vermieden und sich nur unter einander verschwägert; und so hat sich diese vorher in der Geschichte noch nie so da gewesene Erscheinung gebildet, daß unser ganzes Staatensystem von einem einzigen Familiennez regierender Häuser umschlungen ist, in welchem sich höchstens zwei Hauptstämme noch unterscheiden lassen, ein germanischer und ein romanischer, um sie nur mit allgemeinen ethnographischen Namen zu bezeichnen, welche beide aber doch durch mehrere Mittelglieder mannigfaltig mit einander zusammenhangen, so daß sich nun alle unter einander mit verwandtschaftlichen Namen begrüßen.

Seitdem diese Maxime sich festgesezt hat ist wol nirgends eine Besorgniß entstanden, der Regent werde dereinst dem Vaterlande weniger angehören, wenn seine Mutter nicht eine eingeborene desselben ist, sondern sie selbst ist gleich eine Tochter des Landes geworden, dessen Preis und Ehre auf sie mit übertragen

wird, so wie sie in dies geheiligte Revier eintritt, und so kann sie auch nur Söhne des Landes gebären und erziehen. Aber über den Einfluß dieses Institutes auf die Verhältnisse der Völker hat man sehr verschieden gedacht. Es hat freilich Zeiten gegeben, wo die größeren Staaten noch zu wenig in ihr neues Selbstgefühl eingelebt sich in der Erinnerung an die ehemaligen ritterlichen Fehden in einer Lust zu kleinen Kriegen aus unbedeutenden Ursachen erschöpften, und wo eine Vermählung, die einen Friedensschluß besiegelte, nicht viel mehr war als eine schlechte Maske über den Vorsaz bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder loszubrechen; aber diese Zeiten sind vorbei. Gewaltigere Explosionen haben der politischen Atmosphäre eine andere Spannung gegeben und die Staaten von der krankhaften Neigung zu solchen kleinlichen Erschütterungen geheilt, und in großen Geschikken Kämpfen und Prüfungen aller Art hat wo so viel auf Geist und Sinn der einzelnen beruht auch in den Häusern der Herrscher der Sinn für das Leben der Familie sich ein größeres Recht wiedergewonnen, und treue Liebe im häuslichen Kreise ist wieder erkannt worden als das Heiligthum, in welchem am sichersten das Gemüth sich besänftiget reiniget und stärkt. Auch seitdem haben wir freilich auf der politischen Rednerbühne und sonst oft genug den Spruch gehört, daß die Völker und die Staaten weder Vettern haben noch Schwäger. Dieser einfache Spruch ist auch in so fern wol richtig, daß wenn die Interessen der Völker sich einmal bis auf einen gewissen Grad verwikkelt haben andere Gründe als solche Verwandtschaften dazu gehören, um jeden andern auch mit Aufopferungen verbundenen Ausweg der Entscheidung durch die Waffen vorzuziehen. Aber nicht minder gewiß ist dieses, daß solche Befreundungen doch nicht unwirksam sind heftige Ausbrüche weiter zu entfernen, die Keime der Zwietracht eher zu unterdrükken, die friedlichen Wege beiden Theilen wünschenswerth und erfreulich zu machen und in ruhigen Zeiten auch die Völker einander zu nähern. Auf alle Weise also ist jenes Nez ein starkes Band der Einigkeit für unsern Welttheil, ein

Nez des Friedens über Europas Reiche gespannt, durch dessen sanften Zauber die Abneigungen und Vorurtheile der Völker sich allmählig lösen, gesellige Verhältnisse aller Art sich unter allen leichter anknüpfen, die Verhandlungen der Staaten immer mehr den Charakter eines verborgenen Krieges verlieren, der Geist der Wahrheit und Offenheit mächtigen Vorschub gewinnt, und in allem was zum Leben der Staaten gehört gemeinsame Interessen und gemeinsame Liebe alles immer mehr zu einer allgemeinen Verbrüderung stimmt.

Wie gesegnet also das Haus des Königes, welches gleich einem kräftigen Baum seine Aeste ausstrekkt gen Ost und West, und edle fürstliche Frauen als holde Genien des Friedens aussendet und empfängt. Und diese Tage hoffnungsvoller Verbindungen und seltenen Wiedersehns, auf die der König auf die wir alle heute mit besonderer Freude zurükksehen, diese Umarmungen, als die theure Tochter dem Vater in dem künftigen Beherrscher eines großen Reiches seinen Enkel hinreichte, sie sind, obgleich ganz und ausschließend dem innern Familienkreise angehörig, dennoch nicht nur eines der gehaltreichsten Blätter in dem Lebensbuch des Königs, nicht nur mit Recht die Freude und das Jauchzen eines getreuen Volkes, sondern sie verdienen ein Gegenstand des Interesse und des Wohlgefallens für Europa zu sein, wenn es sein schönes Geschikk, wenn es die menschlichen Wege, auf welchen es seinem Ziel entgegengeführt wird, versteht und zu würdigen weiß.

16. *)

Gedächtnißrede

auf

Philipp Buttmann.

Der Tag, an welchem wir die Gedächtnißfeier unſeres Stifters begehen, iſt zugleich nach den Ordnungen unſeres Vereins dazu beſtimmt, das Andenken der Mitglieder, welche der Tod unſerem Kreiſe entrükkt, den übriggebliebenen noch einmal zurükkzurufen. Eine löbliche wiewol nicht allen Vereinen dieſer Art gemeinſame Sitte! Es ſagt dem Gemüthe zu, denen von welchen wir vorausſezen dürfen, daß ſie unvernommen irgend einmal Abſchied von uns genommen haben, eine Antwort auf ihren lezten Gruß nachzurufen; es gehört zur Ordnung einer enger geſchloſſenen Gemeinſchaft, ein Verhältniß, welches der Tod oft auf das unerwartetſte und immer wol unwillkommen abbricht, durch eine ehrende Aeußerung der Liebe mit Bewußtſein und Beſonnenheit abzuſchließen. Daher erſcheint mir auch unſere Weiſe, daß dieſer Nachruf recht aus der Mitte des Vereins und von den Geſchäftsführern deſſelben ſich vernehmen laſſe, richtiger und natürlicher, als wenn anderwärts dieſe Pflicht den neuen Mitgliedern obliegt, welche die verlaſſenen Pläze einnehmen. Berühmte

*) Geleſen am 8. Julius 1830. Schon abgedruckt in den Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſch. in B. 1830. pag. XI. J.

Namen würdiger Vorgänger geschickt und beredt zu feiern ist freilich für neu eintretende ein dankbares Geschäft, und sehr geeignet ihnen günstigen Eingang zu gewähren bei den neuen Genossen; aber ein treues und wahres Wort über das Verhältniß eines dahingegangenen zu dem Verein ist doch wol nur nach unserer Weise zu erwarten. Und hierauf glaube ich doch müssen wir unsere Gedächtnißreden bei dem gegenwärtigen Zustand der literarischen Welt vorzüglich beschränken. Denn hat uns irgend ein wissenschaftlicher Mann verlassen: so wetteifern nach Maaßgabe als er ausgezeichnet war gleich alle literarischen Blätter um den besten Nekrolog, gehn auch dem gelehrten Deutschland mit möglichst genauen Verzeichnissen seiner Schriften an die Hand und voran, ja auch das allgemein menschliche wird in dem Maaß wie es sich darbietet mit in die Darstellung gezogen, so daß uns, die wir nur an Einen Tag jährlich gebunden sind, selten etwas übrig bleiben würde, als berichtigende und ergänzende Wiederholung dessen, was schon außer unserm Kreise gesagt worden ist. Nur die Beziehungen zu uns, dasjenige, wodurch einer der unsrige war, wird seltener unserer Feier vorweggenommen; und dieses am meisten eignet sich auch dazu in unsere Denkschriften mit der Jahresgeschichte unseres Vereins als ein Theil derselben niedergelegt zu werden. Wenige Tage waren erst nach dem Tode unseres Buttmann verflossen, als schon zwei seiner Freunde, auch Glieder unserer Akademie, in hiesigen Blättern *) die Hauptzüge seines Lebens zusammenfaßten, seine wissenschaftliche Art und Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit darstellten und den mannigfaltigen Kreisen, in welchen dieser Virtuose der Geselligkeit sich bewegt hatte, das liebenswürdige Gemüth des Mannes vergegenwärtigten. Sind nun auch die Vorgänger nicht immer so trefflich: so würde dennoch, wenn wir uns nicht auf unserm besonderen Standpunkte festhalten, oft genug der Fall auf ähnliche Weise eintreten, daß der akademische Sprecher nichts anderes sein

*) Allg. Pr. St.-Zeit. 1829 Nr. 177 und Berl. Nachrichten 1829 Nr. 147.

könnte als das treue Echo einer oder mehrer früherer Stimmen. Bei unserm Buttmann kommt noch die bekannte von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung *) hinzu, in welcher er mit der rühmlichsten Offenheit angiebt, nicht nur wodurch jedesmal sein äußeres Leben eine neue Richtung bekommen, sondern auch wie ihm der Gang seiner Studien ist bestimmt, und wie er zu seinen Arbeiten ist veranlaßt worden; ja auch das hat er nicht übergangen, was man als die Schranken seines Genius ansehen kann, so daß nichts übrig bliebe, als das schon gesagte zusammenzustellen, und das authentische zwar aber doch fast nur hingeworfene ausführlicher oder kürzer zu kommentiren. Diese eigne Nachricht Buttmann's von sich selbst endet gerade mit seinem Eintritt in unsere Akademie und mit dem Geständniß, es sei ihm eher ängstlich zu Muthe bei dieser ausgezeichneten Erweiterung seiner literarischen Wirksamkeit. Wie er überall nichts weniger leiden mochte als die falsche der Ziererei verwandte Bescheidenheit: so hat er gewiß auch hier sein Gefühl wahr ausgesprochen; aber es ist doch ein irriges gewesen. Man braucht nichts von seinen Forschungen zu kennen, aber nur gelesen zu haben wie unsere beiden Freunde den Geist seiner Arbeiten beschreiben, um gleich zu wissen, daß sie zu den Zierden unserer Sammlungen gehören. Ich möchte aber noch weiter gehen und behaupten, daß nicht leicht einer so ganz von der Natur dazu gemacht war, und so ganz — und zwar mit dem besten Gewissen — seinen Beruf darin finden konnte Akademiker zu sein, als er. Wenn ich mir hiebei freilich die Frage denke, was ein Akademiker eigentlich sei: so kann einige Verlegenheit entstehen, da über die Abzwekkung solcher Vereine in einem wissenschaftlichen Zustand wie der gegenwärtige gar verschiedene Ansichten stattfinden. So oft diese unter uns selbst zur Sprache kamen, gesellte er sich immer zu denen, welche in unserer Akademie am liebsten eine wirkliche Vereinigung von wissenschaftlichen Kräften zu gemeinsamen Zwekken

*) Bildnisse jezt lebender Berl. Gelehrten mit Selbstbiographien 3te Samml.

ſehen wollten, kraft deren bedeutende Werke ausgeführt werden könnten, die jedem einzelnen zu groß wären. Allein wenn auch andere den Nuzen unſeres Vereins ſicherer zu finden glaubten in den Arbeiten der einzelnen, welche dadurch erleichtert, veranlaßt, und, ohne daß wir uns mit dem läſtigen Theil der Sache zu befaſſen brauchten, an das ſachkundige Publikum gebracht werden: Buttmann war in beider Hinſicht mehr als irgend einer ein Akademiker. Gehen wir von dem erſten Geſichtspunkt aus: ſo war er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten durchaus geſellig beſtimmbar, freilich in dem Kreiſe, in welchem er ſich Leiſtungen mit einer gewiſſen Sicherheit zutrauen konnte, ſo daß er ſich nicht verleiten ließ mit zerſplitternder Vielthätigkeit bald in dieſem bald in jenem ganz neuen Felde mit anderen zu arbeiten. Allein auch dieſe ſchüzende Vorſicht ging aus von der geſelligen Maxime, die er ſelbſt als eines der bedeutendſten Regulative ſeines Lebens angiebt, daß er nämlich nie in einen geſelligen Kreis eingetreten ſei, bis er die Sicherheit gehabt in demſelben etwas zu ſein und etwas zu leiſten. Und in dieſem Sinne der wiſſenſchaftlichen Geſelligkeit hat er ſchon lange gelebt und gewirkt, ehe er in unſern Kreis eintrat. So war ſeine erſte philologiſche Wirkſamkeit die Hülfsarbeit am Schweighäuſerſchen Polybius, ſo hier ſeine gemeinſchaftlichen Studien mit dem etwas älteren Spalding, deſſen Hauptarbeit er deswegen zu vollenden im Stande war; wie er auch den Bieſterſchen Dialogen, mit des würdigen Mannes Vergunſt ſei es geſagt, durch ſeine Hülfe und durch ſeine ſpätere Ueberarbeitung erſt einen eigentlich philologiſchen Werth gab; ſo hernach ſein Verhältniß mit dem bedeutend jüngeren Heindorf, den er während ſeiner ganzen Laufbahn förderte und unterſtüzte; ſo der freundſchaftliche größere Kreis mehr auf Förderung der Theilnehmer als auf Bereicherung des Publikums gerichteter griechiſcher Leſungen, von dem er eine Reihe von Jahren hindurch der am meiſten belebende Mittelpunkt war. Ja wenn nach den erſten ordnenden Vorarbeiten, die er an der hieſigen königlichen Bibliothek verrichten half, er hernach

wünſchte in dieſem Wirkungskreiſe zu bleiben und ihn für denjenigen erklärte, der ihm immer am meiſten zugeſagt habe: ſo war es, weil er ſich nun für geſchikkt hielt in den Geſammtkreis der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Berlins als literariſcher Rathgeber und Helfer einzutreten. Denn das war eigentlich ſeine Freude an dieſem Geſchäft, daß er mittelſt der Bibliothek allen, die ſich an ihn wendeten, in ihren literariſchen Bedürfniſſen hülfreich ſein konnte, und gewiß hat er nie Zeit und Mühe ſich verdrießen laſſen, auch Studien, die ihm ſelbſt ziemlich fern lagen, auf dieſe Weiſe zu fördern. Ja wenn er auch nie die erſte Stelle an der königlichen Bibliothek ausgefüllt hat und erſt ſpät eigentlicher Bibliothekar geworden iſt: ſo ſind doch die Verwaltungsgrundſäze, die beſonders bei Errichtung der hieſigen Univerſität neu aufzuſtellen waren, wenigſtens ihrem erſten ſeitdem immer beibehaltenen Principe nach großentheils ſeinem Einfluß zuzuſchreiben, wie ſie auf den liberalſten Gebrauch des vorhandenen und auf die Abhelfung jedes ſich zu Tage legenden Bedürfniſſes ohne alle Vorliebe für beſondere Fächer berechnet ſind. Ja wenn er es ſelbſt bemerklich gemacht, daß ſeine literariſchen Productionen ſpäter als gewöhnlich angefangen haben, und daß er überall erſt und nur in Berlin geworden ſei was er ſei: ſo kommt dies daher, weil es ihm früher an der geſelligen Anfaſſung fehlte, die er hier in vollem Maaße fand. Vieles würde vielleicht immer als geſammelter Stoff oder als höchſt flüchtig ſkizzirtes Reſultat in ſeinen Papieren geruht haben, wenn er nicht durch geſellige Verhältniſſe aufgefordert worden wäre damit hervorzutreten. Und genau betrachtet möchte man ſagen, daß er auch nur auf dieſem Wege dazu gekommen iſt, ſich die Hauptrichtung ſeines Lebens auf das klaſſiſche und namentlich griechiſche Alterthum zu beſtimmen. Denn wenn wir die Nachrichten von ſeinen göttingenſchen Studien zuſammennehmen: ſo ſagt er ſelbſt nur, nachdem er von der Theologie — ungeſagt weshalb — abgegangen, ſei er bei der Philologie, die er ſchon als Grundlage zu jener trieb, ſtehen geblieben; und das klingt nicht ſonderlich, als ob ihm damals

ſchon ein verſtärkter innerer Beruf dazu gekommen wäre. Es war aber auch nicht nur die klaſſiſche ſondern auch hebräiſche Philologie, wie denn mehrere von ſeinen ſpäter ans Licht getretenen Arbeiten von fortgeſezter Beſchäftigung mit dieſer zeugen. Und wenn er einen Ruf nach Deſſau annahm, der ſich auf Mittheilung geographiſcher und ſtatiſtiſcher Kenntniſſe bezog, und wir ihn hernach lange Zeit mit lebendiger Theilnahme bei der Redaction unſerer politiſchen Zeitung finden: ſo dürfen wir uns nur erinnern, daß er in Göttingen auch beſonders auf Gatterer gehalten, um zu glauben, daß er auf dieſe Gegenſtände damals einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Zeit gewendet habe. Und wenn er gleich ſelbſt ſagt, beides wären nur Nebenbeſchäftigungen geweſen, wie er dergleichen immer bei ſeinen Hauptbeſchäftigungen getrieben habe: ſo möchte ich ihm entgegen behaupten, es habe mit dieſem Unterſchiede bei ihm von vorne herein nicht ſehr viel bedeutet, ſondern alles, worauf ihn die Lehrgeſammtheit der Univerſität nach Maaßgabe der anziehenden Kraft jedes einzelnen hinleitete, habe ihm ziemlich gleich geſtanden, bis ein geſelliger Anſtoß dem einen Gebiete einen Vorſprung vor den übrigen gab. Dieſen gewann die griechiſche Sprache zuerſt in Strasburg, und, nachdem ſie in Deſſau zurükkgedrängt geweſen, aufs neue und für immer in Berlin durch eine damals hier rege gewordene Liebe zu dieſer Sprache, und durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe mit den Männern, die dieſen neuen Aufſchwung am entſchiedenſten förderten. Und hier würde freilich die etymologiſche Richtung immer die Vorhand behalten haben, aber ſie hätte ſich eben ſo leicht nach ſeinen erſten Arbeiten zu urtheilen dem lexikaliſchen zuwenden können, als dem eigentlich grammatiſchen, wenn nicht abermals ein geſelliger Anſtoß ihn auf dieſe lezte Bahn vorzüglich getrieben hätte. Grammatiſche Unterſuchungen würde er immer angeſtellt haben; ſie würden auch wol in einzelnen Abhandlungen ans Licht getreten ſein, aber die Grammatik hätte ſich ſchwerlich zuſammengefunden, wenn ſie ihm nicht wäre über den Kopf genommen worden als Ergänzung der Arbeit eines

anderen. Vielleicht hätte ich dieſes überhaupt nicht oder wenigſtens nicht ſo ſagen ſollen, aus Furcht jemand möchte vielleicht deshalb ſein Talent und ſeine Arbeit geringer anſchlagen. Aber was iſt wol der Beobachtung würdiger an einem einzelnen Leben als zu ſehen, wie der Geiſt, nachdem er in den Leib eingeſchloſſen als einzelne Seele erſcheint, ſich nun ſeine Einzelheit von innen ſelbſt genauer beſtimmt, und dieſe Richtungen des geiſtigen Lebens ſich aneignend andere aber anderen überlaſſend ein ſolcher wird? Und wer iſt in dieſer Selbſtbeſtimmung ein freierer und erquikklicherer Spender und Bildner der mitgebornen Gaben? iſt es derjenige, der in einen ganz ins einzelne hinein beſtimmten Trieb zuſammengezogen, in ungünſtiger Lage entweder ſich mühſam abarbeitet und doch nur kümmerliches zu Stande bringt, oder erſt gewaltſam durchbrechen muß dahin wo er das Eine anvertraute wirkſam und geltend machen kann; oder iſt es derjenige, der ſich, ehe er ſo ganz beſtimmt iſt, unbefangen den Forderungen des umgebenden Lebens hingiebt, und dem deshalb jede Lage günſtig iſt, um bald ſo bald anders einzugreifen und von dem, was nach dem Ausſpruch des Gemeinſinnes und Geiſtes noth thut, zu verrichten was er kann? Ein ſolcher war Buttmann. Angeboren war ihm als einem überwiegend forſchenden Geiſt urſprünglich nur die Richtung und Neigung zur Geſchichte im Gegenſaz der auf Erforſchung der Natur, dies aber ſo ſehr, daß, wäre er durch überwiegenden Einfluß in die entgegengeſezte Bahn geworfen worden, er ſich doch auch dort nur an das geſchichtliche und ſprachliche würde gehängt haben. Dieſes ganze Gebiet aber ſtand ihm offen von Natur, und er hat ſich auf das vielfältigſte darin verſucht; aber zu ausgearbeiteten Leiſtungen innerhalb deſſelben beſtimmte er ſich nur für das, was wiſſenſchaftliche Geſelligkeit ihm entlokkte. Das übrige half ſich dann durch, wie er ſelbſt ſagt, als Nebenbeſchäftigung, erwartend daß es auf dieſelbe Weiſe auch, wenn gleich nur einzeln und zerſtreut, ans Licht werde gefördert werden. So war es ihm denn ganz angemeſſen, daß ſeine Grammatik als ein ſo entſtan-

denes Werk dadurch, daß sie sich bei der nächsten Erweiterung aus dem Zusammenhang mit fremder Arbeit löste, und durch unablässige Pflege und neue Ausstattung sich zu seinem Hauptwerk herausarbeitete, zu einem Werke von dem größten Einfluß, welches noch mancher jugendlichen Generation unseres Volkes die schönste der Sprachen aufschließen wird, und durch welches ihm gelungen ist zwischen Nachkommen und Vorfahren vermittelnd die Nachkommen selbst in die Sprache ihrer Ahnen einzuweihen. Ist ihm nun nicht vergönnt gewesen es in jener größern Ausführlichkeit, welche ihm gestattete manche seiner eigenthümlichen Ansichten schärfer zu entwikkeln und tiefer zu begründen, ganz zum Ende zu führen: so wollen wir uns damit trösten, daß er noch den Theil, der immer am meisten würde geglänzt haben, vollenden konnte, ehe die Krankheit ihn ganz darnieder warf.

War er nun durch seine Natur so ganz auf die wissenschaftliche Geselligkeit angewiesen und dadurch so zum Akademiker bestimmt, daß er sich jedem wissenschaftlichen Verein gern anschloß, und daß sich ihm jede wissenschaftliche Befreundung zu einer Art von akademischem Verhältniß in diesem Sinne, zu Gemeinschaft der Forschung und der Production, gestaltete: so war er nicht minder akademisch, wenn wir von der andern Voraussezung ausgehen, durch die fast ausschließende Richtung seines wissenschaftlichen Strebens auf einzelne Untersuchungen. Wer in irgend einem systematischen Verfahren in zusammenhängenden Constructionen vornämlich begriffen ist, der kann sich zwar eines solchen Vereins wie der unsrige sehr freuen in vielen Hinsichten, aber zu einer bestimmten Zeit etwas einzelnes in sich vollendetes abliefern zu sollen, das kann ihm eher beschwerlich sein. In dieser Verlegenheit war Buttmann nie, denn er war immer in einzelnen Arbeiten begriffen, und ist darum auch, so lange er mit uns arbeitete, von einer großen Regelmäßigkeit gewesen in seinen Beiträgen. Wie er von Natur dem einen der beiden großen Hauptobjecte des Wissens zugewandt war, dem andern aber fern stand: so war ihm auch von den beiden Hauptformen, der spe-

culativen Zuſammenſchauung und der geſchichtlichen Forſchung, dieſe mitgegeben, jene aber verſagt. Wenn der ſterbliche noch geboren werden ſoll, der ſich in beiden mit gleicher Leichtigkeit bewegt: ſo können wir dieſe Einſeitigkeit eben ſo wenig ihm als einem anderen zum Mangel anrechnen; Buttmann durfte wenigſtens nur ſo ſein, wenn er ſo in ſich zuſammenhängend ſo ſich ſelbſt gleich ſein ſollte als er wirklich war. Denn dieſe Richtung ſeiner Thätigkeit ſteht mit ſeinem Beſtimmtſein für die Geſelligkeit und durch die Geſelligkeit in der engſten Verbindung. Der ſpeculative Denker auch im weiteren Sinn kann nur Vorarbeiter haben und Schüler, Genoſſen aber nicht; uud die Geſelligkeit muß ihm etwas beſonderes für ſich ſein abgeſondert von ſeiner Hauptrichtung. Buttmann aber liebte die Geſelligkeit nicht nur für das Leben, wiewol er auch dort Meiſter darin war, ſondern auch für das Wiſſen, und er liebte ſie ſo frei und gleich als möglich; er wollte und ſuchte grade Genoſſen, und ſo wenig er ſich als Meiſter aufdrang, ſo wenig ſuchte er auch Schüler feſtzuhalten, ſondern mochte, daß jeder ſo bald als möglich auf eigenen Füßen ſtände. Darum war natürlich die geſchichtliche Forſchung, und nun, nachdem er ſich einmal für dieſe vorzüglich beſtimmt hatte, die geſchichtliche Sprachforſchung inſonderheit ſein eigenthümlichſtes Gebiet. Denn hier gilt es Genoſſen je mehr je beſſer, Autoritäten aber ſind nichts; weshalb er auch hier auf das feſteſte an jenem Gegenſaz hielt, und nicht wollte, daß die Sprache ſollte auf ſpeculative Weiſe conſtruirt werden, da ſie ein geſchichtlich gewachſenes iſt. Darum machte ihm auch in jeder Sprache das die meiſte Freude, wodurch ſie ſich jenem Anſinnen am ſchroffſten widerſezt, der Sprachgebrauch, der als Thatſache hingeſtellt werden kann, je räthſelhafter deſto lieber. Ja faßte er auch ſchon die Regeln mit der größten Vorſicht in dieſer Beziehung: ſo waren ihm doch die Ausnahmen die eigentlichen Gegenſtände ſeiner Liebe, und er freute ſich wenn ſie lange ihn dieſe jugendliche Friſche genießen ließen, weil er ja doch nicht anders konnte, als auch für ſie Analogien zu ſuchen und ſie da-

durch unter Regel zu bringen. Hierin aber war er auch ein Meiſter, wie es wenige gegeben hat; die Einzelheiten der Sprache ſtanden ihm zu Gebote auf eine faſt magiſche Weiſe zu jedem Spiel und zu jedem Ernſt. Durch entfernte Verwandtſchaften das deutlich machen, was am meiſten vereinzelt erſcheint und unerklärlich, Vergleichungen und Verſtändigungsmittel herbei bringen, von wo ein anderer ſie nicht geſucht hätte, mit dieſer Virtuoſität überraſchte er immer wieder aufs neue. Aber nicht leicht konnte auch etwas ihn ſo leicht in eine ihm nicht gewohnte Spannung verſezen, als wenn er fürchtete, daß ſelbſt Freunde und Kenner eine Zuſammenſtellung, mit der es ihm Ernſt war, und die er ſchon in einer gewiſſen Geſtaltung vortrug, eher ſcherzhaft nehmen möchten. Dies war vielleicht das einzige, worüber er bisweilen wenigſtens ſchien keinen Scherz verſtehen zu wollen. Das Syſtematiſiren aber in der Sprache und in der Geſchichte haßte er aufrichtig, theils weil er es von einer Seite als eine abſolute Verkehrtheit erkannte, von der andern Seite aber als einen Zuſtand der Wiſſenſchaft vorausſezend, der noch gar nicht vorhanden iſt, theils weil es, wenn einmal anerkannt, auch eine tyranniſche Autorität ausübt, indem es die einzelne Forſchung lähmt und einen tödtenden Mechanismus an die Stelle ſezt. Dieſes iſt die ihm widerwärtige Anmaßung, faſt das einzige nebſt ausgeſprochner Schlechtigkeit, was ſeinen duldſamen und nachſichtigen Geiſt in Harniſch bringen konnte. Daß er an den Bemühungen die philologiſchen Studien ſelbſt zuſammenhängender zu geſtalten und ſie als ein geſchloſſenes ganze darzuſtellen keinen Theil nahm, damit hängt es anders zuſammen. Er erkannte ſie an, aber ſie afficirten ihn nicht, weil ſie ganz außerhalb ſeiner Richtung liegen. Und wer weiß, ob nicht hiebei etwas von dem geſunden Skepticismus zum Grunde lag, der ein ſo großes leitendes Princip für ihn war, und den wir gewiß alle für ein weſentliches Element akademiſcher Wiſſenſchaftlichkeit anſehen. Denn wenn wir unſern Charakter ſo ausſprechen, daß wir nicht beſtimmt ſind die Wiſſenſchaft zu überliefern

sondern weiter zu fördern: so würde diese Richtung etwas ganz unbestimmtes sein und nur auf Gerathewohl und gutem Glükk beruhen, wenn sie sich nicht gründete auf eine immer erweiterte Untersuchung der Art, wie der gegenwärtige Thatbestand der Wissenschaft entstanden ist. Denn jeder versündigt sich an der Wissenschaft, der indem er in den Gang derselben eingreift seinen Vorgängern gradezu Decharge ertheilt über das, was sie an ihn abliefern; alle bedeutenden Verbesserungen gehen aus von der Revision des früheren Verfahrens. Und eben hierin muß Buttmann vor anderen gerühmt werden. Man kann im besten Sinne des Wortes von ihm sagen, daß sich nichts für ihn von selbst verstand; sobald etwas für ihn Gegenstand eigner Forschung wurde, erkannte er keine Autorität an, sondern fragte unmittelbar die Sache und wußte sie zum Reden zu bringen. Und daß man so bestimmt inne wird, er will nichts als dieses, und er versteht sich auf das Anklopfen um jeder verdächtigen Stelle einen verrätherischen Ton zu entlokken, das gab allen Untersuchungen, die er uns vorgetragen hat, die ihm eigenthümliche jeden, auch dem der Gegenstand fern liegt, anlokkende Frische. Damit nun hing aber auch zusammen, daß er auch in den wissenschaftlichen Regionen, wo er nicht selbst einwirkte, nicht zu den gläubigen gehörte, zumal wo er die Spuren einer fleißigen Kritik des zurükkgelegten Weges vermißte. Und so mag er über die encyclopädische und andere theoretische Bemühungen auf dem Gebiete der Philologie wol auch unsicher gewesen sein, ob wol die Begriffe, von denen man ausging, auf die gehörige Weise festgestellt wären, und Hoffnung gäben in ein einfach geordnetes ganze zusammenzugehen.

Als Buttmann in unsere Akademie aufgenommen ward, hatte er nicht nur die volle persönliche Anerkennung der Akademiker für sich, mit denen er in näherer Verbindung stand, sondern seine Grammatik war schon so weit ausgearbeitet, daß sie seinen philologischen Ruf in Deutschland begründete; auch hatte er sich auf dem Gebiet historischer Forschungen über die Mythen

mit Glükk versucht; ja es war ihm schon mehrere Jahre vor seinem Eintritt die Auszeichnung geworden, daß die Akademie eine ihr überreichte Abhandlung in ihre Denkschriften aufnahm. Seine in der Akademie vorgelesenen und in deren Denkschriften abgedrukkten Abhandlungen sind sämmtlich einzelne selbständige Forschungen, theils über mythische Gegenstände, theils über Personen und Sachverhältnisse aus dem früheren und dem weniger gekannten Alterthum. Die meisten davon sind schon in seinem Mythologus gesammelt, so wie in seinem Lexilogus manches sich findet, was er in mehreren Klassensizungen immer unter sehr lebhafter Theilnahme der anwesenden mitgetheilt hatte. Die lezte, die er las, wich um etwas hievon ab, und ist soviel ich weiß das einzige öffentliche Zeugniß von einer Liebhaberei, die immer nur Nebenbeschäftigung geblieben war, nämlich der Astrognosie; er führte uns zurükk auf die frühere Gestaltung der noch gangbaren Sternbilder, und suchte die Entstehung derselben auf die möglichst natürliche Weise deutlich zu machen. Wiewol damals das Leiden, welches seinen Tod herbeiführte, schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, überfiel doch wol keinen unter uns eine bestimmte Ahndung davon, daß dies seine lezte Leistung sei, und daß er gleichsam unter dem gestirnten Himmel Abschied von uns nehme, bemüht auch jene Sphären mit dem Auge des Volkes zu sehen, dessen Art zu sehen und zu denken in seiner Sprache zur rechten Anschauung zu bringen der wissenschaftliche Beruf seines Lebens war. Und doch war es so; denn nicht gar lange darauf trug er uns in Bezug auf seinen körperlichen Zustand den Wunsch vor, von den regelmäßigen Arbeiten an der Akademie dispensirt zu werden — bis auf weiteres sagte er zwar, denn er wollte weder uns noch sich die Hoffnung rauben — aber er selbst war tief bewegt in diesem Augenblikk, und an keinem wol ist diese Bewegung ohne eine eigne vorübergegangen.

Nach unseres Spalding's Tod war das von diesem verwaltete Sekretariat der historisch-philologischen Klasse auf Buttmann übergegangen. Er hatte freilich nie eine Neigung zu äu-

ßerer Geſchäftsführung, theils weil er complicirte Verantwortlichkeiten ſcheute, was auch wieder mit ſeiner, wenn man auf den Erfolg ſieht, den er darin hatte, ganz unbegründeten Abneigung gegen den eigentlichen Lehrſtand zuſammenhängt, ja auf das innigſte in ſeine Eigenthümlichkeit verwebt war, theils aus geſunder Abneigung gegen alles was bloß Förmlichkeit iſt. Dieſem Geſchäfte aber glaubte er doch nicht ſich entziehen zu dürfen. Ein freier Verein von gleichen kann ſeinen Geſchäftsführern keine Verantwortlichkeit aufladen; ſie werfen ſie auf die Geſammtheit zurükk, indem ſie immer nur die beſtehende Ordnung vollziehen oder in beſtimmten Aufträgen handeln. Und einem ſolchen Verein von wiſſenſchaftlichen Männern glaubte er es angemeſſen bloße Förmlichkeiten ſo viel möglich fern von ihm zu halten. In dieſer Hinſicht verdanken wir ihm manches bequemere, ohne daß doch je das weſentliche darunter gelitten hätte. Aber ſchon ſeit mehreren Jahren fühlte er immer beſonderen Drang ſich dieſes Amtes zu entledigen, und konnte nur eine Zeit lang durch Rükkſicht auf das Wohl der Akademie davon abgehalten werden. Er legte es aber nieder, noch ehe er ſich jene allgemeine Entbindung erbat.

Ich bin an meinem Ziele angekommen, und wünſche mir Glükk, daß ich nicht mehr übernommen habe. Sollte ich von der Zeit reden, nachdem er aufgehört unter uns wirkſam zu ſein, von dieſer Zeit, die zumal in Vergleich mit einem ſolchen früheren kein Leben mehr war, ſondern nur der noch nicht gekommene Tod, von jenem allmähligen Verfall nicht des Geiſtes wollen wir zwar ſagen aber doch ſeiner Wirkſamkeit und Aeußerungskraft, nur weil der Leib ihm täglich mehr den Gehorſam verſagte: ſo würde ich der Wehmuth meines Gefühls erliegen. Sollte ich ihn darſtellen rein menſchlich in ſeinem ganzen Weſen, in der männlichen Kräftigkeit ſeines ganzen Lebens, in der nie verlezten Achtung für die Freiheit anderer, in ſeinem lebendigen Eifer für das gute und wahre und ſeiner gänzlichen Abneigung von allem Parteiweſen, in der großartigen Freiheit ſeiner ſittlichen Geſinnung

und in seiner fast ängstlichen bürgerlichen Gesezlichkeit, in der lebendigen ächt christlichen Frömmigkeit seines Herzens und der antiken Ungebundenheit seines Mundes, in dem wahren Ernst seiner Handlungsweise und der unbeschreiblichen Milde seines Urtheils, in der unübertrefflichen Kekkheit seines Wizes und seiner Laune und der immer gleichen Weichheit für das Mitgefühl fremden Leidens: ich thäte, was denen doch nicht befriedigend sein könnte und noch weniger anschaulich, die ihn nicht kannten, und was doch überflüssig wäre für uns die wir ihn kannten — und nicht leicht einer der unsrigen ist in unserem Kreise so ganz gekannt so übereinstimmend gewürdigt so ungetheilt geliebt worden, als er.

17.

Am 3. August 1830. *)

Sehr verschieden nach der Zeiten und Personen eigenthümlicher Art ist immer die Frage beantwortet worden, welches Loos glükklicher sei, zu herrschen oder beherrscht zu werden. Aber keine auch, über welche sich beide Theile so leicht täuschen können, die beherrschten, welche der Schimmer der Gewalt, weil sie ihm fern genug stehen, nur lokkt ohne sie zu stechen und zu ermüden, die herrschenden, wenn sie die stille Verborgenheit des Lebens in dem magischen Halbdunkel erblikken, welches sie sich selbst künstlich nicht natürlich nachbilden in ihren einsameren Sizen. Eine ehrwürdige Stimme des Alterthums von einem Manne dieser Täuschung weniger ausgesezt wegen großer Schärfe des geistigen Blikkes und großer Erfahrenheit des Lebens, das sich in solcher Nähe von allen heimischen Gestaltungen der Gewalt bewegt hatte, in welcher jede Täuschung verschwindet, läßt sich dahin vernehmen, daß diejenigen, welche am meisten oder vielmehr allein geschikkt wären zu herrschen, dessen am wenigsten begehrten und nur durch eine aufgelegte Nothwendigkeit dazu könnten vermocht werden. Somit entscheidet der sokratische weise gegen das Glükk

*) Gelesen am 5ten Aug. 1830. Anmerk. Schl's.

der Herrſcher; denn das ſteht ihm immer voran, daß keiner ſich wohl befinden könne, der ſich in einem Geſchäft bewegt, wozu er nicht geeignet iſt. Aber welches ſind ihm nun jene geeigneten, die ſich nur freuen, wenn ſie der Nothwendigkeit des Regierens glükklich wieder entkommen? Beſinnen wir uns, daß es diejenigen ſind, welche ſich mit dem Urquell alles Seins, der ſelbſt über das Sein hinausliegt, mit der wahrnehmbaren Dinge allein wahren Begriffen, welche nur das innere Auge erſchaut, und mit den ewigen Geſezen der Maſſen und ihrer Bewegungen am meiſten beſchäftigen; denken wir uns, dieſe ſollen, wenn ſie nach einer Reihe von Jahren aus ihren einſamen Denkſtätten herabſteigen in das geſellige Gewühl, nicht nur im Beſiz ſein der rechten Principien über das gute und rechte — denn das vielleicht könnten wir ihnen zugeſtehen — ſondern auch in dem Beſiz ihrer richtigen Anwendung auf das vorliegende Leben: was für eine unbewegte faſt leblos ruhige Welt muß dann vor ihnen liegen, und wie fremd erſcheint uns deshalb, wie unangemeſſen dem Boden, auf welchem wir ſtehen, dieſe Entſcheidung des Streites. Dennoch ſcheint es faſt, als hätte man oft und lange Zeiten hindurch auch in der modernen Welt nach dieſer Entſcheidung ſich gerichtet. Denn wenn man die durch ihre Geburt zur Herrſchaft beſtimmten an alle mit derſelben verbundenen zum Theil beengenden Lebensformen von Kindheit an gewöhnte, damit ſie das beſchwerliche davon weniger fühlen möchten, ſie aber zugleich nicht nur von jenen erhabenen Erkenntniſſen zurükkhielt, ſondern auch von vielen, welche der Aufgabe, das Maaß und den Werth der menſchlichen Dinge richtig zu beſtimmen, bedeutend näher liegen: was kann dabei anders zum Grunde gelegen haben, als wenn auch nur eine bewußtloſe Sorge ſie das nicht koſten zu laſſen, woneben ihr nächſter Beruf ihnen unſchmakkhaft werden müßte. Doch auch dieſe Zeiten liegen uns zu fern, als daß wir uns ihre Denkart aneignen könnten. Indeß finden wir auch in der unſrigen einen etwas verſchiedenen aber nicht min-

der triftigen Grund zu ähnlicher Entſcheidung, nämlich die unter uns weit verbreitete Scheu eine große und umfaſſende Verantwortlichkeit zu übernehmen Je zuſammengeſezter die Verflechtung der Verhältniſſe, je größer der Umfang von Gegenſtänden, welcher überſchaut werden muß, je mannigfaltiger beweglich die Kräfte, die geleitet werden ſollen, je getheilter die Intereſſen derer, die von den Einrichtungen des Herrſchers ihre Befriedigung hoffen, je unüberſehbarer die Möglichkeit ſtörender Einwirkungen von außen: um deſto leichter beſchuldigen wir den der Unkunde ſeiner ſelbſt und der Verhältniſſe, die ihn erwarten, der ſich plözlich und ohne Nothwendigkeit in einen ſolchen Strudel hinabſtürzt; um deſto mehr beklagen wir denjenigen, der dieſer Nothwendigkeit nicht entgehen kann.

Allein auch aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet findet ſich in den Verhältniſſen beider Theile, der Herrſcher und der beherrſchten, eine faſt unüberſehbare Mannigfaltigkeit, und ſie entwikkeln ſich von einer dem Anſchein nach vollkommnen Gleichheit zu der höchſten Spannung aber durch dieſe hindurch auch wieder zu der ſchönſten Uebereinſtimmung und zur lebendigſten Mittheilung deſſen, was auf jeder Seite das glükklichſte iſt, an die andere. Es giebt in kleinen Geſellſchaften von geringer Entwikklung einen ſolchen Zuſtand vollkommner Gleichheit, daß, weil alle daſſelbe Maaß halten und innerhalb derſelben Grenzen gebunden ſind, auch der Alleinherrſcher — denn einen ſolchen ſezen wir — nicht nur in ſeinem beſonderen Leben daſſelbe iſt und thut, was auch ſeine untergebenen, ſondern auch wo er gebietet, wiewol es wenig zu gebieten giebt, doch nichts anderes iſt als der Ausrufer deſſen, was auch jeder von ſelbſt würde gethan haben. Es giebt große Völker, unter denen ein ganz anderes Maaß der Gewalt des Herrſchers gilt, ja das größte was man ſich denken kann. Ohne alle Zwiſchenſtufen ohne alle beſtimmte Form hängt das Leben eines jeden an ſeinem Wink; der heute begünſtigſte Diener hat morgen ſchon ſein Daſein dem gebietenden Willen

mit Leichtigkeit geopfert, oder wandert gleichgültig in eine von aller Theilnahme an der Macht weit abgelegene öde und hoffnungslose Verbannung. Aber keine noch so rasche That bringt den Machthaber zur Besinnung über eine zu schwere Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhe; er selbst und alle, die er beherrscht, sind von einem gemeinsamen Gefühl beseelt, dem eines über alle gleichmäßig waltenden Fatum, und in diesem finden sie sich alle gleich. Es gab große Völker, bestimmt in einer gewaltigen Aufregung roher Kräfte bedeutende geschichtliche Wirkungen hervorzubringen, die schon zerfallenden Reiche umzurennen durch ihren Stoß, und indem sie sich zur Ruhe sezen den Grund zu legen zu einer neuen Welt. Der Herzog giebt das Zeichen, die Schaar folgt: aber alles bewegt sich durch denselben unverstandenen Impuls eines allen gemeinsamen gewaltigen Lebens. Nur wenn das Bewußtsein sich weiter entwikkelt, wenn das besondere Leben und das gemeinsame bestimmter auseinandertreten, wird der Unterschied wahrgenommen zwischen denen, die ihr einzelnes Leben dem gemeinsamen unterordnen, in welchem sie nichts selbstständiges thun können, und dem, der von seinem einzelnen aus vermittelst des gemeinsamen Lebens, das aus jenem seine Impulse bekommt, dem besonderen Leben vieler tausende freien und anmuthigen Raum geben kann oder auch störend und verwirrend in dasselbe eingreifen. Wird nun dieser Unterschied so aufgefaßt, daß der Herrscher weniger beneidet wird wegen seines Einflusses als die Last seiner Verantwortlichkeit mitgefühlt: so ist das nicht etwa nur eine gutmüthige Regung, geeignet die leichter zu trösten, in Bezug auf welche von oben herab scheint etwas versehen worden zu sein; sondern auch wenn wir uns ganz außerhalb des Verhältnisses stellen, müssen wir gestehen, der Unterschied zwischen der Verantwortlichkeit eines Alleinherrschers und der eines einzelnen Unterthan ist so groß, daß auch der größte Unterschied der Einsicht, der Geisteskräfte überhaupt und aller Momente in dem einzelnen dagegen wie nichts verschwindet. Dieser leztere Unter-

schied bleibt, ja wenn wir die neuere Geschichte im ganzen fragen, werden wir wol sagen müssen, der Unterschied zwischen dem großen Mann oder dem schöpferischen und begeisternden Genius und dem einzelnen im Volke nimmt eher ab von einer Generation zur andern, als daß er zunähme; je mehr aber die Bevölkerung wächst, je höher der Wohlstand steigt, und je mehr die Quellen desselben sich vervielfältigen: in diesem zusammengesezten Maaß wächst auch der Einfluß aller einzelnen Bestimmungen, welche von dem Herrscher ausgehen. So daß kaum zu denken ist, ein einzelner sollte freiwillig und besonnen eine so unverhältnißmäßige Last auf sich nehmen, sondern nur die Nothwendigkeit macht es begreiflich, sei es nun, daß einen einzelnen das Loos treffe nach dem gesezmäßigen Gang der Dinge, oder daß ein gemeinsamer Nothstand eintrete, aus welchem kein anderer Ausweg sich darbietet als dieser.

Sollen wir es auf die Stärke und Allgemeinheit dieses richtigen Gefühls zurükkführen, wenn die Völker sich bereit erklären alle Verantwortlichkeit abzulenken von dem Herrscher auf die von ihm selbst gewählten Diener und Werkzeuge? Eine solche Institution mag den Völkern selbst heilsam sein, nicht nur weil ihnen für jeden Fall Einer hingestellt ist, an den sie sich halten können auf dem gesezlichen Wege, sondern noch mehr weil nun jeder um so bestimmter daran gewiesen ist das Bild des Einen unter seiner schweren Last heilig zu halten. Für den Alleinherrscher selbst hat sie, wie weise sie auch gestellt sein mag und wie sehr verbrieft, in der Hinsicht, daß sie ihn von einem Theil seiner Verantwortlichkeit befreit, keinen Werth. Denn die Diener werden ihm nicht gegeben, sonst hörte er auf Monarch zu sein, sondern er wählt sie, und muß sich alles zuschreiben, was sie in ihrem Wirkungskreise thun, und wenn sie schuldig befunden werden, muß er sich in seinem Gewissen auch schuldig finden. Geht man noch weiter, werden Formen aufgestellt, nach welchen der Monarch über alle Gegenstände, welche er zur Frage bringt, etwas

ansehn kann als die gemeinsame Stimme derer, die kundig an dem Gegenstande theilnehmen, das ist eine hülfreiche Einrichtung, wiewol nicht leicht in unsern Tagen und bei unserer Lebensweise ein Fürst sich täuschen wird über die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen, wenn sie selbst schon klar darüber sind und sich nicht feindlich entgegenstreben. Noch wohlgemeinter und hülfreicher sind Formen, welche die lezte Entscheidung schüzen sollen vor jeder Uebereilung; wiewol einerseits wo viel auf dem Spiel steht schon von selbst am wenigsten sollte an Uebereilung zu denken sein, andererseits diese durch keine äußere Form kann verhütet werden, sondern nur durch die innere Durchbildung und Reife der zusammenschauenden geistigen Kraft. Diese Anstalten können heilsam sein um das Volk zu wekken und wach zu erhalten, aber dem Herrscher wird dadurch das drükkende Gewicht der Verantwortung auch nicht im mindesten erleichtert: immer bleibt über jedes wichtigste in dem Gesammtleben von Millionen die lezte Entscheidung bei demselben Einen; immer kann er durch einen einzigen Mißgriff einzelne ins Elend stürzen oder den ruhigen Gang des ganzen stören und hemmen, statt des Wohlstandes die Noth, statt der Uebereinstimmung die Zwietracht hervorrufen. Wie vermöchte ein nicht ganz frevelhaftes Gemüth auf so schlüpfriger Bahn fröhlich zu wandeln; und doch wenn jemand sollen die Herrscher ein heiteres Leben führen. Wenn nun die Ungleichheit zu groß ist, das ist der natürliche Lauf der menschlichen Dinge, so bricht der verlezte durch und sucht auf jede Weise einen Zustand herbeizuführen, welcher der Gleichheit näher kommt. Wird dem Herrscher in einem vorgeschrittenen Volk die Last der alleinigen Verantwortlichkeit zu schwer, kommt er in Gefahr in Sorgen zu ermüden, oder wo die Umstände am dringendsten sind da am leichtesten in Unentschlossenheit zu erstarren; hat ihm die Erfahrung gezeigt oder hat ihn sein Sinn gelehrt, wie wenig mit jenen Formen, die ihn berathen und sicher stellen sollen, für das, was ihm die Hauptsache ist, gewonnen werden kann: was bleibt

ihm übrig als seine Unterthanen auf alle Weise aufzuregen, daß sie sich nicht nur jeder in seinem besonderen Leben tüchtig rühren, denn das thun sie schon, sondern daß sie inne werden, es sei Trägheit für das ganze alles von oben her zu erwarten, und es gezieme ihnen einen Antheil daran selbst zu übernehmen, und durch freie Vereinigung der Kräfte etwas für das ganze zu schaffen. Sind sie nun dazu entwikkelt, so daß, wenn des Herrschers Anordnung das heilsame andeutet, sie dann auch frei ohne auf das Gebot zu warten sich zusammenthun um es zu fördern oder vorzubereiten, so haben sie sich selbst mit verantwortlich gemacht und ihn entledigt. Findet er aber für seine Andeutungen diese freie Willigkeit nicht: so ist er besser gewarnt als die abstimmende Mehrheit irgend einer Versammlung ihn warnen könnte. Eilt irgendwo die freie gemeinsame Thätigkeit seinem leitenden Worte voran: so weiß er sicherer was er zu schüzen zu ordnen zu befreien hat, als durch irgend eine ihn um ein Gesez angehende Petition. Wo im Staatsleben alles wird durch Anmuthung von der einen Seite, die ihre Zustimmung findet auf der andern, da bleibt Regieren und Regiertwerden in ungestörter Ordnung, aber die Verantwortlichkeit ist getheilt und das Gewissen gemeinsam. Nur durch solche freie gemeinnüzige Thätigkeit eines wohl unterrichteten kräftig entwikkelten Volkes stellt sich mitten in dem großartigsten und vielseitigsten Leben jene schöne Uebereinstimmung auf einer höheren Potenz wieder her, die nur dem ruhigen nie dem bewegten Zustand der Natureinfalt anzugehören schien, daß nämlich Herrscher und Volk wie von selbst und von innen heraus nur dasselbe wollen und thun, Eine Richtung verfolgend und weit entfernt sich einander dies oder jenes Schuld zu geben vielmehr sich mit einander und an einander erfreuend des glükklichen Laufs und des immer edleren Daseins. Sagt dann der Fürst, Ich bin der Staat: so will dieses sonst so gefürchtete Wort nichts sagen, als daß des gesammten Volkes Geist und Leben in ihm Gestalt gewonnen hat. Sagt dann das

Volk, Der Fürſt iſt unſer: ſo heißt das nur, daß er dem Volke gehört mit allen ſeinen Kräften und aller ſeiner Liebe.

Wie ruhig konnten wir die Frage aufwerfen! es war nicht möglich, daß ſie einen Verdacht wekkte oder einen Argwohn erregte. Wie leicht ward es uns ſie zu beantworten. Wir durften nichts erſchließen nichts zuſammenſinnen, ſondern nur zeichnen, was vor uns liegt. So iſt unſer Entwikklungsgang; ſo haben unſere Könige ſich ihr Volk aus der Unmündigkeit heraus erzogen und angebildet, ſo ſind wir von oben gereizt und gepflegt zu einem friſchen vielſeitig gebildeten Leben herangereift.

18.

Am 7. Julius 1831.

Auch die unausgeführt gebliebenen Entwürfe großer Männer sind etwas nicht außer Acht zu lassendes, so oft wir das Gedächtniß derselben auffrischen, um die Beziehungen zwischen ihrem und unserm wissenschaftlichen Leben zu erneuern. Nicht leicht vergönnt das Geschikk, welches hienieden waltet, denen, in welchen ein reicher Schaz geistiger Kraft niedergelegt ist, alles wozu die Keime sich in ihrem innern regen auch aus sich heraus zum unabhängigen Dasein zu gestalten. Was nun so immer durch andere Werke und Thaten aufgehalten zurükkblieb, das muß von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht werden, ob sich nicht ein verwandter Geist finde, der sich geeignet fühlt den zerrissenen Faden wieder aufzunehmen. Anderes bleibt zurükk aus Schuld der Unempfänglichkeit der Zeiten, wie denn nicht selten einzelne Geister so weit voraneilen, daß ihre besten Gedanken nur als Ahndungen hervortreten aus ihren strengen Aeußerungen über die Mängel ihrer Zeitgenossen. Dann lohnt es von Zeit zu Zeit denselben Spiegel den späteren Geschlechtern vorzuhalten, ob nun einer weit genug vorgeschritten ist um Hand anzulegen an die Verwirklichung dessen, was früher nur als Weissagung konnte ausgesprochen werden. Endlich unterliegen nicht selten auch ausgezeichnete Forscher einem tükkischen Zauber, indem sie sich mit

Liebe an Fantome hängen, denen kein wahres Leben einwohnt. Haben ſie aber den Gedanken nur ausgeſprochen, der troz ihrer Liebe doch nicht gemacht war in die weitere Entwikklung der Wiſſenſchaft einzugreifen, und mit zu wenig Lebenskraft ausgeſtattet war, als daß er hätte können zur vollen Reife ausgetragen an das Licht der Sonne treten: aber auch dann bleibt es auf mancherlei Weiſe lehrreich nicht nur zu ſehen, auf welche Weiſe auch große Männer dem Irrthum anheimfallen, ſondern noch mehr zu ihrer Rechtfertigung zu unterſuchen, wie nahe ſie auch da wo ſie fehlſchoſſen dem Ziele geblieben ſind.

Ein ſolcher embryoniſcher Gedanke iſt immer der unſeres Leibnitz geblieben der Metaphyſik für immer eine feſte Begründung zu geben und allen Streitigkeiten auf dieſem Gebiet eine eben ſo leichte als ſichere Löſung zu bereiten durch ein Syſtem von allgemeinen Charakteren, welches zugleich ſollte eine Technik der Erfindung und der Kritik abgeben; aber zu entſcheiden welcher von jenen Klaſſen er angehöre iſt nicht leicht. Wenn wir hören, daß nicht nur in ſeinem Knabenalter, als Leibnitz nur eben anfing die Spize des Fußes in jenen oft durchkämpften Wellen des weltumſchließenden Oceans der Metaphyſik zu nezen, alſo auf einer Entwikklungsſtufe, wo es nur zu leicht iſt verſchiedenartiges verwechſelnd ſich in einer großen Aufgabe zu vergreifen, dieſer Gedanke in ihm auftauchte, ſondern daß auch der Jüngling ſich ſeine Laufbahn mit einer Arbeit *) eröffnete, die er in Beziehung auf dieſe immer noch nicht weiter entwikkelte Aufgabe gedacht hatte; wenn der Greis noch zwei Jahre vor ſeinem Tode eben dieſen Gedanken brieflich einer neuen Bekanntſchaft vertraut **), bei der er gern das beſte gelten wollte: ſo mag der Aufſaz, der die beſtimmteſte Notiz darüber enthält, welchem Zeitraum immer angehören, es iſt unläugbar, daß Leibnitz dieſen Gedanken bis an das Ende ſeines Lebens feſtgehalten hat. Leſen

*) De arte combinatoria.
**) Lettre a Mr. de Remond.

wir nun, wie wenig ihm ſelbſt nur ſchien an der Ausführung zu fehlen, wie ſehr er zu bedauern ſcheint, daß ihm die Kräfte nicht zur Verwendung geſtanden, die ſich damals anfingen zu gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Werken von großem Umfang zu verbinden; erzählt er uns, wie leicht wenige ausgezeichnete Männer in nicht mehr als einem Luſtrum zuerſt das große Elementarwerk Grammatik und Wörterbuch der Urzahlen der Dinge vollbringen konnten und dann gleichſam im Umſehen Metaphyſik und Moral, dieſe beiden leitenden und alles was noth thut in ſich faſſenden Diſciplinen auf unwiderlegliche Rechnung zurükkführen; zeigt er uns im Hintergrund pythagoriſche Weisheit und knüpft ſeinen Gedanken an die erſten Anfänge der Weltweisheit an: ſo können wir kaum anders als eine tief verborgene Wahrheit ahndend die Unempfänglichkeit der Zeiten ſchelten, welche dem Manne, den ſie ſo oft nicht nur bewunderten, ſondern auch zum Führer nahmen, doch zu ſeinem größten Werk einen ſo unbedeutenden Beiſtand verſagten. Bedenken wir hingegen, wie auch die folgenden Zeiten in derſelben Unthätigkeit blieben, und wenige mehr abenteuerliche als wiſſenſchaftlich ausgerüſtete Männer abgerechnet niemand jene Aufgabe eines allgemeinen auf jede Sprache gleich leicht und ſicher zurükkzuführenden Syſtems allgemeiner Bezeichnung, deren Elemente die wahren Zahlen aller Dinge ſein ſollten, wieder aufgenommen hat: ſo legen wir behutſam den allgemeinen Inſtinkt in die andere Schale, damit die des großen Mannes nicht zu raſch emporſchnelle, und müſſen glauben, es ſei doch wol eine warnende Stimme geweſen, die auch ihn ſelbſt zurükkgehalten, nicht mehr Zeit und Kräfte in ein Unternehmen zu verwenden, welches keinen Ausgang haben konnte, und wir fangen an durchzuſehen, daß, wenn er ſelbſt geſteht, es ſei ungemein ſchwer auch nur einiger Dinge wahre Zahl als den richtigen Ausdrukk ihres Weſens und ihrer Verſchiedenheit von anderen zu finden, hinter dieſem Geſtändniß eigentlich ſchon das unentwikkelte Bewußtſein lag, es ſei gleich unmöglich alle ſolche zu finden oder auch nur Eine. Ja wir haben es leicht zu ſagen, es

habe nur im Rauſch mathematiſcher Begeiſterung geſchehen können, daß er die Grenzſcheidung zwiſchen beiden Gebieten überſehen, und nur die natürliche Freude an den ungeheuern Erfindungen auf dem einen Gebiet habe ihm die Möglichkeit aufs neue vorgeſpiegelt Begriffe in Zahlen aufzulöſen und durch mathematiſche Künſte auch den philoſophiſchen Stein der weiſen zu entdekken.

Geſtehen wir dieſes ein; aber fragen wir nun auch zu ſeiner Rechtfertigung, wie nahe Leibnitz gefehlt, und nach welchem Ziel er eigentlich dieſen irrenden Pfeil abgeſchoſſen.

Wenn alles, was wir irgend im engeren Sinne Wiſſenſchaft nennen, Anſpruch darauf macht daſſelbige zu ſein für alle ohne Unterſchied des Ortes und der Zeit und der Sprache, überall zu gelten wo das gleiche Beſtreben erwacht iſt; wenn eben dieſes vorzüglich gelten muß von der Metaphyſik, der Wiſſenſchaft aller wiſſenſchaftlichen Principien, oder wie wir ſonſt immer daſſelbe meinend dieſe höchſte Richtung des Denkens in verſchiedenen Beziehungen mit verſchiedenen Namen benennen; wenn aber dieſes immer nicht erreicht wird, weil die Sprachen nicht nur nicht rein in einander aufgehn ſondern auch innerhalb einer jeden ſelbſt der Werth der Wörter nirgend genau auszumitteln iſt, wo wir nicht das bezeichnete neben das Zeichen hinſtellen können, und eben deshalb dieſer Werth immer ſchwankt und wechſelt; wenn unter allen Wiſſenſchaften die Mathematik am wenigſten ihre Entwikklung durch Widerſprüche vollbracht hat, und am meiſten in der That dieſelbige geworden iſt für alle, weil ſie am wenigſten Sprache verbraucht: wie natürlich war es nicht zu verſuchen, ob nicht auch der Metaphyſik und durch ſie dann allen andern Wiſſenſchaften dadurch geholfen werden könne, daß man ſie auf Mathematik zurükkführe. War alſo die Methode wie wir fürchten müſſen verfehlt: ſo war doch die Aufgabe richtig gefaßt, nämlich die Philoſophie über die Irrungen hinauszuheben, welche nothwendig ſowol aus der Irrationalität der Sprachen gegen einander als aus der Unbeſtimmtheit der Elemente einer jeden unver-

meidlich entstehen und kein System zu einer allgemeinen Geltung gelangen lassen. Haben wir nun diesen Anspruch nicht aufgegeben und doch den Weg, den Leibnitz eingeschlagen, nicht weiter verfolgt: so sind wir ihm Rechenschaft schuldig, was wir denn seit seiner Zeit unsererseits gethan um die Aufgabe zu lösen.

Leibnitz selbst war was die Ausgleichung verschiedener Sprachen gegen einander betrifft am wenigsten in Verlegenheit. Er selbst bediente sich zu seinen philosophischen Mittheilungen mit gleicher Leichtigkeit der lateinischen und der französischen; aber man kann diese für den wissenschaftlichen Gebrauch eben auch kaum als zweie ansehn, da fast alle eigentlich philosophischen Ausdrükke der modernen doch von der alten und mittelst derselben zum Theil von der griechischen entlehnt waren. Aber seitdem auch wir die gemeinsamen Sprachen verlassend den Franzosen und Engländern nachfolgend angefangen haben uns auch für die Philosophie der Muttersprache zu bedienen: was für Fortschritte haben wir gemacht in der Lösung der zwiefachen Aufgabe? Wie hat unser Philosophiren auf die Sprache gewirkt, um sich ein dem Bedürfniß entsprechendes Gebiet zu bilden, innerhalb dessen, wie mannigfaltig sie sich auch außerhalb desselben mögen verschieben und hin und her wenden lassen, jedes Wort und jede Form feststehe als für alle und in allen Verbindungen dasselbe, vollkommen klar und vollkommen bestimmt? Wie haben wir dieses Gebiet bearbeitet um unsere eigene philosophische Kunstsprache auch den andern Sprachgenossen eben so zugänglich zu machen, und auch die ihrige mit Sicherheit in die unsere zu übertragen? Auf zweierlei Methoden scheint man was geschehen ist zurükkführen zu können. Früher drükkten wir am nächsten die Fußtapfen der Franzosen und suchten eine Kunstsprache zu bilden, welche möglichst deutsch sich doch als möglichst getreue Uebertragung an die lateinische Schulsprache anschlösse, wie sie sich seit der Reformation von Barbarismen, die nur leeren Spizfindigkeiten dienen konnten, gereinigt und in milderer Form erneuert hatte. Späterhin, und Kant ist hier der große Urheber, haben wir uns

einer ungezähmten Sprachmengerei hingegeben nicht etwa nur fremde Elemente reichlich einsprengend sondern so, daß ein großer Theil unseres philosophischen Sprachschazes nur der äußeren Form nach deutsch war, die ganze Masse aber ausländisch, und unsere Säze zwar durch deutsche Partikeln vermittelt, aber der ganzen Bildungsweise nach undeutsch sind. Zwischen beides zieht sich nun noch sei es auch scheinbar untergeordnet eine puristische Tendenz hindurch, die philosophische Kunstsprache immer mehr aus unserm alten Eigenthum dadurch zu bereichern, daß Wörter und Phrasen, die sich unbestimmt und abgegriffen im gemeinen Verkehr umtreiben, mit mehr oder weniger Willkühr zu einem bestimmten wissenschaftlichen Werth gestempelt werden. Und dieses alles hat sich immer mehr durch einander gerührt zu einem abenteuerlichen Gemenge, lächerlich durch seine Buntschekkigkeit, abstoßend durch seine widerborstige Oberfläche, aufs bitterste getadelt von allen wahren Sprachkünstlern, jedem muthwilligen Spott tausend Blößen gebend und selbst aus der Mitte unseres vielleicht nur zu ernsthaften Volkes die ergözlichste Parodie fast mit Gewalt hervorlokkend. Das ist unsere philosophische Sprache geworden. Welches sonderbare Geschikk hat uns so zu absoluten Antipoden jener mathematischen Einfachheit gemacht, zu welcher Leibnitz uns hinführen wollte. Doch sollen wir darüber uns oder vielmehr den geschichtlichen Gang unserer Entwikklung vor dem großen Mann rechtfertigen, darüber, daß wir seine Bahn auch mehr als nöthig war scheinen verlassen zu haben: so müssen wir das Werk der Wissenschaft an der Sprache aus dem Gesichtspunkt einer allgemeineren Aufgabe betrachten, der es doch als ein Theil ihrer Lösung angehört.

Vorüber ist einmal für immer die Zeit des Hochmuths einzelner sich selbst überschäzender Völker, die des eignen Ursprunges vergessend allein glaubten in ihrem Dasein die wahre Menschheit auszuprägen, alles andere um sich her als der Knechtschaft würdig nur zu allerlei Gebrauch bestimmt geringschäzend oder als zur Ausrottung verurtheilt haßten. Diese durften wähnen, die

Muſen ſeien in ihre Sprache gebannt, alles andere nur barbariſches Getön. Jezt verbreitet ſich immer weiter um die Erde der Gürtel der geiſtigen Schönheit, innerhalb deſſen wir genöthigt ſind bei aller Verſchiedenheit der Geſtaltung doch die gleiche Bildſamkeit mithin die Gleichheit des geiſtigen Lebens anzuerkennen. Thun wir dies mit Recht auch da, wo die einheimiſche Selbſtthätigkeit urſprünglich gering iſt, aber doch beim Hinzutreten eines fremden Lebenshauches die ſchlummernde Empfänglichkeit plözlich hervorbricht oder ſich allmählig entwikkelt: ſo ſprechen wir dadurch die Hoffnung aus, daß auf dieſem Wege der Lebensübertragung das Gebiet der geiſtigen Entwikklung ſich immer weiter verbreiten werde, bis jener Gürtel die ganze Erde umſchlingt. Weder dann aber noch auch jezt ſchon darf ſich innerhalb deſſelben irgend ein Volk ganz in ſeine Sprache verſchließen, ſondern alle ſollen mit allen Gemeinſchaft haben nach Vermögen. Doch darf dies auf keine Weiſe dadurch bewirkt werden, daß etwa alle Sprachen allmählig untergingen in Einer, die als die vollkommenſte Siegerin bliebe in dieſem Kampf. Denn ſoll auch die Abgeſchloſſenheit aufhören, ſo ſollen doch die Eigenthümlichkeiten bewahrt bleiben. Hiezu nun iſt, was die Sprache betrifft, vor allen die Dichtkunſt geſezt, welche um dieſes heiligen Heerdes zu hüten zu Hauſe bleibt, wenn die andern Triebe des Menſchen das geſammte Gebiet des Geiſtes durchwandern, um auch in dem fremden die heiligen Bilder zu ſchauen. Was jene auch zurükkbringen von ihren Wanderungen, ſie eignet ſich nur an für ihre Werke was in heimiſchen Tönen verkündbar iſt; ſie iſt am unerbittlichſten um eingedrungene Fremdlinge, durch welche doch immer beides die Stätigkeit des Klanges und die Urſprünglichkeit der Darſtellung gefährdet wird, zu vertreiben, ſobald ſie nur erſezbar ſind durch einheimiſches. Aber das Gleichgewicht herſtellend fördert der Kunſtſinn die Vielſprachigkeit. Für die edlere Gaſtfreiheit der Völker, welche alles umher zum Mitgenuß des individuellen Lebens einladet, giebt es keine größere Befriedigung, als wenn jedes die eignen Gedichte in ihrer urſprünglichen Zunge

auch aus fremdem Munde vernimmt; so wie dem liebenden Wunsch sich in fremde Art hineinzuschauen und zu leben nichts größeres gelingen kann, als theils selbst aus dem eigenen Sein für einen Augenblikk herausgetäuscht in fremder Zunge zu reden, theils auch das, worin sich die fremde Eigenthümlichkeit am bestimmtesten ausprägt, in die eigene Sprache zu übertragen. — Diesem selbstthätigen Festhalten und freundlichen uneigennüzigen Austausch der Sprachen gegenüber erblikken wir das Menschengewühl auf dem geschäftigen Weltmarkt, der, wie er das allgemeine Leben ist, aus welchem sich alle bestimmten Völkerverhältnisse in dieser neueren Zeit entwikkeln, so auch das allgemeine Auflösungsmittel aller Sprachen ist. Der ist ein Thor, der hier etwas eignes festhalten will, auch die Sprache opfert jeder willig wie es das Gesez des gegenseitigen Vortheils erheischt, und nach dessen Gebot mischt sich alles bunt durch einander. Ist auch auf dieser Küstenstrekke die eine, auf andern die andere Sprache überwiegend herrschend: immer mischt sich fremdes angrenzendes sowol als entferntes hinein. Bald sind es die Arten des Verkehrs und die dabei zu beobachtenden Vorsichten, bald sind es die Stoffe und ihre Behandlungsweisen, welche bald von ihrem Ursprunge her ihren Namen wie mannigfaltig auch verstümmelt durch die halbe Welt fortführen, bald nach Art der Sieger, welche die Sprache der überwundenen annahmen, durch ihren Namen nicht von ihren Urhebern Zeugniß ablegen, sondern von denen, welche sie verbrauchen.

Zwischen den beiden jezt dargestellten Gebieten in der Mitte steht in derselben Beziehung die Wissenschaft. Sie will nicht volksthümlich sein wie die Dichtkunst, auch nicht mit dem Vorbehalt einer auf alle Weise erleichterten gegenseitigen Anschauung des so gebildeten, sie strebt nach allumfassender Geltung, sie will wahrhaft Eine sein für alle. Aber wenngleich sich bewußt, daß auch sie das Loos alles irdischen theilt, will sie doch nicht Eine sein für alle um den Preis einer solchen rastlosen Beweglichkeit

eines solchen fließenden Wechsels, ohne bestimmte Regel ohne klares Bewußtsein des Verfahrens, wie man sich auf dem Gebiet des Weltverkehrs gegenseitig verstattet. Aber um ohne volksthümlich beschränkt zu werden doch zu einer möglichst festen Sprachbildung zu gelangen, hat sie doch keinen neuen Weg einzuschlagen, sondern kann nur einen von jenen beiden einschlagen oder beide verbinden. Etwas anders thun dies die realen Wissenschaften, etwas anders die Speculation. Von jenen sollte man denken, daß sie am leichtesten könnten sowol in jeder Sprache für sich zu einer festen Sprachbildung gelangen, weil sie ihre Gegenstände aufzeigen können, als auch der Forderung unseres Leibnitz genügen und sich auf Calculus zurükkführen lassen, sobald nur feststeht, was als das einfache und primitive zu betrachten sei, und es fehlt auch nicht an solchen Versuchen. Aber die ursprünglichen Einheiten wollen nicht feststehn. Die Entdekkungen überholen einander und erzeugen neue Theorien und jede wirft die vorigen Einheiten um. Was fest bleibt sind die aufzeigbaren Gegenstände; aber indem jedes wissenschaftliche Volk von diesen hinzubringt und Recht hat das gefundene zu benennen: so bilden sich sehr verschiedene Massen in die wissenschaftliche Sprache hinein, aus den verschiedensten Sprachen herrührend; aber wenn sie die erste Probe der Haltbarkeit bestanden haben, mit großer Leichtigkeit von jeder in diesem Fach mitarbeitenden Sprache aufgenommen und angeeignet, eine Masse, welche ganz der Formel entspricht, die Leibnitz aufgestellt hat, daß sie nämlich in jeder mit andern zu einer solchen Gemeinschaftlichkeit verbundenen Sprache Zeichen aufstellt, die mit derselben Leichtigkeit und vollkommen übereinstimmend gelesen werden. Waltet also hier das wissenschaftliche Streben nach Allgemeingültigkeit vor und überwindet die Schranken der Sprachverschiedenheit, vergegenwärtigt sich in der Mischung selbst sogar in der Fortdauer solcher Bezeichnungen, die zu nicht mehr geltenden Theorien gehören, die Geschichte der Wissenschaft sehr anschaulich:

ſo können wir an der Angemeſſenheit dieſes Sprachverhältniſſes zu dem Zuſtande jener Wiſſenſchaften ſelbſt nicht zweifeln.

Und nicht weit entfernt ſich doch hievon das vorher flüchtig gezeichnete Bild von der Beſchaffenheit unſerer philoſophiſchen Kunſtſprache, ſo unvortheilhaft es auch zu ſein ſchien. Anmuthiger würde es freilich ſein, wenn unſere Speculation wie die der Griechen ſich ganz in der eigenen Sprache bewegte; aber unmöglich würde es uns ſein auch durch eine völlig puriſtiſche Umbildung daſſelbe zu erreichen. Entweder übertragen wir möglichſt buchſtäblich die philoſophiſchen Elemente aus den andern Sprachen in die unſrige mittelſt neugebildeter Zuſammenſezungen, denen man doch immer anmerken muß, daß ſie keine urſprünglichen Sprachgebilde ſind, und das wäre dann nicht die ſprachbildende Kraft, und alſo auch nicht die Spracheinheit des Platon oder Ariſtoteles, ſondern nur die des Cicero. Oder wir wollen unſere Sprache rein deutſch bilden eben ſo verfahrend wie Platon und Ariſtoteles, nämlich, da man nicht Sprachelemente erfinden kann für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch, aus den am meiſten angrenzenden Gebieten auswählen was am mindeſten abgegriffen iſt und am leichteſten für dieſen beſonderen Gebrauch durch Umgebungen zu bezeichnen oder auf ſprachgemäße Weiſe zu beugen. Dieſes nun iſt auch niemals unter uns vernachläſſigt worden; vielmehr hat jeder, der irgendwie Erfinder geworden iſt in der Philoſophie, mit mehr oder weniger Glükk hier das ſeinige gethan, und es wäre nicht unbelohnend zuſammenzuſtellen, was für ein Schaz von rein deutſchen gangbaren Sprachelementen und Formeln ſeit Wolf's Zeiten in unſere philoſophiſche Terminologie aufgenommen und für ſie bezeichnet und geſtempelt worden iſt. Ja es iſt dies eine Gerechtigkeit, welche wir unſerer Sprache deſto mehr ſchuldig ſind, je weniger wir uns mit ihrem Reichthum allein begnügen können. Denn es kommt auf dieſe Weiſe ans Licht, wie bewußtlos tiefſinnig ſie ſich zu ſolchen Zeiten und auf ſolchen Gebieten entwikkelt hat, denen die beſtimmten Auf-

gaben des Tiefsinns völlig fremd waren. Allein dies gilt von allen neueren Sprachen, in denen die Wissenschaft getrieben wird, gleichermaßen. Aber möchten wir es sein oder andere, welche diese Richtung ausschließlich verfolgen wollten, um hierin gänzlich den Griechen uns gleich zu stellen: so müßten wir auf der einen Seite den geschichtlichen Zusammenhang des philosophischen Denkens zerreißen, der für jene nicht da war, welche in diesem Vernunftgebrauch zuerst vorangingen, auf der andern Seite müßten wir den der Wissenschaft natürlichen Anspruch auf wahrhaft allgemeine Geltung aufgeben, und uns begnügen, wenn unsere Philosophie nur eigentlich gilt für uns und nur so sehr es geschehen kann als solche auch verstanden wird von andern.

Stellen wir nun auf der einen Seite diesen Anspruch fest, daß jede Wissenschaft im engeren Sinne des Worts dieselbe sein soll für alle, die eigentliche Philosophie aber ganz vorzüglich, und bedenken auf der andern Seite, daß keine Sprache rein philosophische von jedem andern Gebrauch gesonderte Elemente besizen kann, daß also jene Gültigkeit wesentlich davon abhängt, daß im wissenschaftlichen Gebrauch auch nur der wissenschaftliche Werth eines Ausdrukks aufgefaßt und nachconstruirt werde: so werden wir gestehen müssen, daß der Grundidee unseres Leibnitz wenn auch nicht was die Technik der Erfindung betrifft doch für die Sicherheit der philosophischen Verständigung und für die Erleichterung der Kritik nichts näher kommt als grade das Verfahren, in welchem wir Deutsche schon seit geraumer Zeit begriffen sind, daß wir nämlich für die philosophische Kunstsprache aus allen in unserm Geschichtskreise liegenden philosophirenden Sprachen diejenigen Elemente in Besiz nehmen, in welchen sich der speculative Gehalt am reinsten vorfindet und was ihnen aus andern Gebrauchsweisen anhaftet am leichtesten auszusondern ist, so daß dieses, wo sie in philosophischem Zusammenhang vorkommen, gar kein Mißverständniß hervorrufen kann. Und diese Besizergreifung geschieht unter beiden Formen, durch

Assimilation an die Sprache oder durch eine Uebertragung in dieselbe, welche den fremden Ursprung nicht zu verläugnen sucht. Auf diesem Wege sollen wir allmählig dahin kommen für die Wissenschaft eine Kunstsprache zu gewinnen, bei deren Gebrauch der Unterschied zwischen einem wissenschaftlichen Werk in einer Sprache und seinen Uebersezungen in andere möglichst gering ist ja allmählig verschwindet, und das heißt wie Leibnitz es wollte ein System von Bezeichnungen, welche jeder mit Leichtigkeit in seiner Sprache und als seine Sprache liest.

19.

Am 26. Januar 1832.

Ein großer Herrscher, der sein Volk einem würdigen und edlen Ziele zuführt, ist nicht selten genöthiget wegen schon obwaltender Verhältnisse oder leicht vorherzusehender Krisen solche Institutionen aufzustellen, welche nachtheilig wirken, wenn sie, wie es vermöge der menschlichen Trägheit oft geschieht, länger fortbestehen als die Umstände, durch welche sie bedingt waren. So ist es auch unserm zweiten Friedrich ergangen, und viele Vorwürfe sind ihm hintennach mit Unrecht gemacht worden, weil man seine Anstalten nach ihren späteren Wirkungen beurtheilte, und nicht nach dem Gedanken, der ihnen zum Grunde lag. Seine ausländischen Werbungen, die ganz natürlich auf der Betrachtung ruhten, daß so lange es nicht an Menschen fehlte, die zufrieden waren sich ihren Lebensunterhalt als Söldner zu verdienen, es besser sei diese woher auch immer zu entnehmen als zuviel einheimische Hände ihrem friedlichen Beruf zu entziehen, waren wohl berechnet, so lange der Soldat nur als eine möglichst vollkommne Maschine verwendet ward: aber sie konnten nicht anders als schlechte Resultate geben, sobald man bei Vertheidigung des Landes auch auf die Benuzung moralischer Kräfte in der Masse rechnen mußte. Seinen immer wieder auseinanderlaufenden Kolonien, größtentheils aus dem schlechtesten Abhub des menschensprudelnden Schwa-

benlandes herbeigelokkt, war es ſpäterhin leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, wenn ſie die ausſchweifendſten Anſprüche darauf gründen wollten, daß ſie als Mehrer des Reichs aus der Ferne hergerufen wären, und jezt iſt es uns ganz einleuchtend, daß Fremdlinge faſt nur ſcheinbar die Kräfte des Staats vermehren: aber damals war es dringende Noth die Bevölkerung des jungen von mächtigen und verdächtigen Nachbarn umgebenen Reiches ſo ſchnell als möglich zu ſteigern, wenn es ſich auf der höheren politiſchen Stufe erhalten ſollte, zu der es ſich nur eben erhoben hatte. Seine künſtliche Unterſtüzung der Fabrication und ſeine Monopole ſehen wir jezt als ein tadelnswerthes Syſtem an: aber ſie mögen wol ganz gerechtfertigt werden können als eine tranſitoriſche Maaßregel um ein trägeres Volk ſchneller mit einer großen Mannigfaltigkeit von Erwerbszweigen bekannt zu machen und ſeine Unabhängigkeit vom äußeren Verkehr für den Fall der Noth deſto eher zu ſichern. Ohnſtreitig haben wir von allen dieſen Maaßregeln reiche Früchte geerndtet, und Nachtheil konnte nur daraus entſtehen, wenn man ſie über ihr natürliches Ziel hinaus noch immer forthauern ließ.

Wenn nur nicht jemand auch von der Handlung des großen Königs, auf welche ſich unſere heütige Feier bezieht, daſſelbige ſagt. Die Wiederherſtellung unſeres gelehrten Vereins ſei wol vielleicht auch eine nüzliche Maaßregel geweſen für damals, aber, daß ſolche Körperſchaften auch jezt noch fortbeſtehen, ſei der Höhe und Freiheit, zu welcher ſich die Wiſſenſchaft emporgeſchwungen, eben ſo wenig angemeſſen, als wenn die vorher beſchriebenen Einrichtungen auch bei der jezigen Entwikklung unſeres politiſchen und induſtriellen Syſtems gewaltſam ſollten aufrecht erhalten werden. Ziemt es mir aber auch in einer Verſammlung wie dieſe ſo mißtönende Reden vernehmen zu laſſen? Mir kommt dabei ein Jugendfreund ins Gedächtniß, der keinen geringeren Maaßſtab der Unparteilichkeit anerkennen wollte, als wenn ſich einer in vollkommner Unbefangenheit und Klarheit mit dem, der ihm nach dem Leben trachtet, nicht nur über die Sittlichkeit der

That im allgemeinen ſondern auch über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derſelben in dem vorliegenden Fall unterhalten könnte. Warum alſo nicht auch wir, da wiſſenſchaftliche Männer ja nach jenem Lobe vorzüglich ſtreben ſollen? Müſſen wir doch ſolche Reden genug hören, ob gerade auf unſeren Verein beſonders bezogen oder nicht, das kann völlig gleich gelten, aber jedes Landes Akademien ſind oft genug in öffentlichen Schriften und in der Geſellſchaft Gegenſtände eines ſolchen lächelnden Bedauerns, als ſeien ſie abgeſtorbene Körperſchaften, die nur noch als Schatten umhergingen; und von jedem öffentlichen Auftreten derſelben wird geredet wie wenn in die Geſellſchaft des Tages eine Anzahl Perſonen in veraltetem Coſtüm einträten, die ſich daher mit ihren Bewegungen auch nicht in die der andern zu ſchikken wüßten. Was würde es helfen zu thun als hätten wir dergleichen nie vernommen? Alle Akademien aber ſind verſchwiſtert und führen nicht umſonſt denſelben Namen; und iſt die ganze Idee veraltet, ſo iſt es unſer Verein auch.

Von dieſem nun könnte man insbeſondere ſagen, damals als Friedrich ihn aus der Nichtigkeit, in die er durch ungünſtige Behandlung verſunken war, heraushob und neu gründete, ſeien die Wiſſenſchaften in ſeinem Lande nicht einheimiſch geweſen; er aber habe nicht nur ganz richtig geahndet, daß ſein Staat ſich nur auf ein Uebergewicht geiſtiger Kräfte verlaſſen könne, ſondern auch das ſei ihm klar geweſen, daß das ganze Gebäude einer mannigfaltigen Bildung nur feſtſtehe, wenn die Wiſſenſchaft in dem eigentlichſten und ſtrengſten Sinne der Schlußſtein des Gewölbes ſei. So habe er denn recht gethan wiſſenſchaftliche Männer wie exotiſche Pflanzen aus ihrer Heimath zu verſchreiben, und zur gedeihlichen Pflege derſelben beſondere Einrichtungen zu treffen. Wie viel oder wenig nun dieſe beigetragen haben die Wiſſenſchaft einheimiſcher zu machen in unſeren Gegenden, das möge dahingeſtellt bleiben: aber nun ſie ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß wir vollkommen ſicher darüber ſein können, wirklich einheimiſch iſt und überall im freien gedeiht, wozu noch ſo beſorgliche

nur mit beträchtlichem Aufwand zu unterhaltende Anſtalten, welche ſich doch im ganzen des wiſſenſchaftlichen Verkehrs nur eben ſo ausnehmen, wie ein mühſam und ſorgfältig unterhaltener botaniſcher Garten aus lauter wild wachſenden Pflanzen! Denn welcher Akademiker möchte wol behaupten, daß er nicht ſeines gleichen habe außerhalb der Akademien, oder daß er ſo hervorragend nur geworden ſei in der Akademie und durch dieſelbe? Welche ernſte Bedenklichkeiten erregt nicht dieſe Rede! Ja wenn ſich an dieſelbe nur Vorhaltungen knüpfen könnten, die uns insbeſondere zu machen wären: ſo könnte ſie uns nur zu unſerer Verbeſſerung gereichen; aber es handelt ſich um das Leben ſelbſt und zwar aller ſolcher Geſellſchaften. Denn müßten wir bei jener längſt erfüllten Beſtimmung ſtehen bleiben, können wir nicht fortwährende und eigenthümliche Leiſtungen angeben, die von dieſen Vereinen ausgehen: ſo wird der alte Spruch, daß alles überflüſſige ſchadet, mit ſeiner ganzen Strenge uns ereilen und unſer Todesurtheil fällen. Und doch iſt alles, was man zu Gunſten der Akademien anführen kann, je offener es zu Tage liegt um ſo weniger haltbar. Jede ſolche Geſellſchaft giebt ihre Denkſchriften heraus: aber wie lange ſind die Zeiten ſchon vorbei, wo es eines Vereins bedurfte, der ſelbſt etwas daran zu ſezen hatte, damit nur Abhandlungen von einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Gehalt das Licht der Welt erblikken könnten! wie wimmelt es jezt überall von Zeitſchriften für alle Gebiete des Wiſſens, und welcher Aufſaz eines Akademikers, wie tiefſinnig wie ſchwierig er auch ſei, fände nicht an mehr als einem ſolchen Ort den bereitesten Plaz! Und noch dazu wieviel freier arbeitet ſichs für eine Zeitſchrift. Denn wer iſt nicht beengt vor gewiſſermaßen gezwungenen Zuhörern von ſehr ungleichem Intereſſe an der Sache! und wer möchte gern einen bedeutenden Theil der Schuld auf ſich nehmen, wenn ein Band von Denkſchriften zu einer unförmlichen Corpulenz anſchwillt. Doch man ſagt, für diejenigen, die ohnedies ſchreiben würden, bedürfe es keiner Akademien, aber es gebe ſo viele gelehrte von dem reichſten Wiſſen, die aber leider

— nicht etwa es nicht von ſich geben können, denn dies iſt veraltet und darf nicht mehr geſagt werden — aber die alles nur für ſich allein beſizen wollen und denen an der Mittheilung nichts gelegen iſt. Werden aber ſolche Männer in eine Akademie aufgenommen, und das iſt ein Ehrenruf, den es einmal nicht gebräuchlich iſt abzulehnen, dann ſind ſie gefangen, dann müſſen ſie bald mit dieſem bald mit jenem hervortreten, und tragen doch ſo ihre Schuld ab an die Welt. Aber iſt die Ehre mächtig: ſo üben doch auch Schmeichelei und wenn ich es ſagen darf Langeweile eine große Gewalt aus. Und wie ſchmeicheln die Redactoren und Verleger der Zeitſchriften, wenn ſie einen kirren wollen zum Mitarbeiter, wie hören ſie nicht auf zu drängen und zu quälen, und hat einer aus Ungeduld ein Verſprechen gegeben: ſo iſt er doch eben ſo gebunden, als wenn er auf der Liſte einer Akademie ſteht. Wahrlich, die wenigen, die hiegegen unerbittlich bleiben, ich will ſie hiermit ungenannt aufs ehrenvollſte begrüßt haben: aber das Mißverhältniß zwiſchen Zwekk und Mittel wäre doch ungeheuer, wenn um ihretwillen Akademien ſollten geſtiftet und erhalten werden! Wohl, werden wir beſſer fahren bei unſern Kritikern, wenn wir ihnen zu bedenken geben, daß doch in jeder Wiſſenſchaft gar vieles theils gar nicht theils weit unvollkommner geleiſtet werden könne von einzelnen, und deshalb müſſe es ſolche Vereinigungspunkte geben, wo mehrere ſich zuſammenfinden? Schwerlich werden ſie etwas anderes ſagen als, auch das gelte nur von Zeiten die längſt vorüber ſind. Jezt bei dieſer Allgemeinheit des wiſſenſchaftlichen Verkehrs wiſſe jeder gelehrte, den es zu einer ſolchen Unternehmung drängt, auf das genaueſte, wo er den rechten Mann zur Hülfe findet, wogegen grade in einer Akademie er ſchwer zu finden ſein würde; denn je mehr dieſe alle Zweige der Wiſſenſchaft in ihrem Kreiſe haben wolle, um deſto weniger könne ſie in irgend einer einzelnen Richtung mehrere Mitglieder beſizen. Aber auch den Fall angenommen von Unternehmungen, wozu ſich gelehrte von verſchiedenen Beſtrebungen vereinigen müſſen: wie wenig bedarf es dazu ſol-

cher feſtſtehenden Genoſſenſchaften, und wie vieles dieſer Art geſchieht nicht ohne ſie zu vollkommner Zufriedenheit! Iſt es nicht in der wiſſenſchaftlichen Welt grade wie in den Sachen des Handels und der Gewerbe? Wie leicht bilden ſich Vereinigungen mehrerer zu beſtimmten Zwekken, wie natürlich giebt die neue Freundſchaft auch der Thätigkeit einen raſcheren Schwung, als wenn ſie aus alten und immer doch ziemlich lau betriebenen Verhältniſſen hervorgehen ſoll! Und iſt der beſtimmte Zwekk erreicht und das Werk vollendet: nun dann löſt ſich die Verbindung wieder auf, und es bleibt nur ein erfreuliches Andenken zurükk, aber keine läſtige Feſſel. Und ſolche Privatvereine ſind es am meiſten, neben welche geſtellt die Akademien auch in dem öffentlichen Urtheil ſo oft den kürzeren ziehen. Denn ſolchen freien Privatvereinen ziemt es ganz wohl von ſich reden zu machen und die Aufmerkſamkeit des Publicums für ſich in Anſpruch zu nehmen, denn das gehört zu ihrem Gedeihen. Auch rühmen ſie ſich ſelbſt, wie viel kräftiger ſie ihr Werk anzufaſſen wüßten, wie viel freier ſie ſich in ihren Bewegungen zeigen, wie vortheilhaft ihre ganze Führung abſteche gegen die ſchwerfälligen akademiſchen Formen. Und die Beſtimmung der Akademien alle Zweige der Wiſſenſchaft in ſich zu faſſen, ſo wie die Nothwendigkeit, welche ihre Verbindung mit dem Staat ihnen auflegt, daß ſie nämlich müſſen in manchen Stükken auf eine ähnliche Weiſe wie die öffentliche Verwaltung verfahren, kann nicht anders als nachtheilig wirken. Das leztere bringt natürlich Weitläuftigkeiten in den Geſchäftsgang und führt Formen herbei, denen nicht ohne Zeitverluſt genügt werden kann, welches immer den Eifer wiſſenſchaftlicher Männer etwas abkühlt. Das erſte muß je mehr ſich der wiſſenſchaftliche Stoff anhäuft, ſo daß die einzelnen nur einen geringeren Theil des ganzen umfaſſen können, um deſto mehr das Intereſſe aller an den Früchten der Bemühungen einzelner verringern, und dies muß ſich um deſto mehr bemerklich machen, je mehr eine ſolche alles umfaſſende Geſellſchaft doch als ungetheilte Einheit erſcheinen will. Wahr iſt wenigſtens ſoviel, daß

ſolchen Vereinen die Beſchränkung eigenthümliche Vorzüge giebt. Wollen ſie an den beſtimmten Zwekk, der nur ein kürzeres Zuſammenleben fordert, etwas immer dauerndes anknüpfen: ſo ſezt ſich ihr friſches bewegliches Leben in eine ſteife Kleinſtädterei um, und erweitern ſie ihre Beſtrebungen zu einer großen Allgemeinheit: ſo rükken ſie auch früher oder ſpäter in die Reihe der incorporirten Akademien ein und ſuchen auch ähnliche Bevorrechtungen zu gewinnen. Können nun aber auch gemeinſame wiſſenſchaftliche Werke auf dieſem kürzeren Wege zu Stande kommen, was bleibt als die eigenthümliche Leiſtung der Akademien übrig? Sollen wir uns nur hinter das Mißverhältniß zwiſchen den Geldmitteln der gelehrten und den Aufgaben der Wiſſenſchaft verſtekken, als ob deshalb ſolche vom Staat dotirte Anſtalten nothwendig wären, weil es ſo viele Beobachtungen Verſuche und Unterſuchungen zu machen giebt, wozu der Aufwand nicht gedekkt werden kann durch den Gewinn, den auch im günſtigſten Fall die Darſtellung oder der Gebrauch des Ergebniſſes gewähren würde? Schwerlich möchte die Erklärung hinreichen, und ſchwerlich möchte auch der Sache in dieſem Fall eine richtige Berechnung zum Grunde liegen. Denn jede freiſinnige und nicht über die Gebühr beſchränkte Regierung, wieviel ſolche Verſuche unterſtüzt ſie nicht noch ganz außerhalb der Akademie, die von ihr dotirt wird, wozu ſollte ſie ſich alſo die übrigen noch um den Betrag dieſer Dotation vertheuern? Und genau betrachtet um weit mehr. Denn wenn eine Akademie angehende gelehrte auffordert dieſe oder jene Hülfe zu einem Unternehmen zu leiſten: ſo fordert der Anſtand, daß ſie freigebig ſei. Die gewöhnlichen Geſchäftsmänner der Wiſſenſchaft aber, die Buchhändler, dürfen ſich ſparſam zeigen und werden immer dieſelbe Hülfe um einen geringeren Preis zu ſtellen im Stande ſein. Immer würde alſo ohne die Firma einer Akademie daſſelbe von denſelben Männern, alſo auch eben ſo vollkommen aber mit minderen Unkoſten vollbracht werden. Läßt ſich alſo auch darauf nicht das Fortbeſtehen der Akademien gründen: ſollen wir noch weiter ſuchen, oder ſol-

ten wir einfach geſtehen, das Geheimniß unſeres Daſeins ſei nur das ſo vieles erhaltende Geſez der Trägheit, vermöge deſſen nicht gern aufgehoben wird, was beſteht, auch wenn die zureichenden Gründe zum Fortbeſtehen lange nicht mehr vorhanden ſind? Was ſoll uns auch weiteres Suchen helfen, wenn wir doch bei dem nicht bleiben könnten, was ſich Friedrich, als er die Akademie gründete, gedacht hat. Denn hätte ſich irgendwann unſere Beſtimmung geändert: ſo wären wir dann gewiß nicht mehr derſelbe Verein, und führten unſer Daſein mit Unrecht auf den großen König zurükk. Denn dieſe Bewandniß hat es mit allen ſo genannten moraliſchen Perſonen; der Staat wechſelt nicht nur beſtändig die Individuen, er erweitert ſich und zieht ſich zuſammen, er macht Fortſchritte und rükkgängige Bewegungen, ja er kann ſeine ganze Form ändern, tyranniſch werden aus der Demokratie, republicaniſch aus der Monarchie, er kann den ganzen Kreis der Formen mehrfach durchlaufen und bleibt doch derſelbe, weil ſeine Beſtimmung dieſelbe bleibt. Und eben ſo könnte umgekehrt die Akademie noch aus denſelben Männern beſtehn, die Friedrich hier zuſammenrief, hätten ſie aber irgendwann im Widerſpruch mit ſeiner Abſicht ihrer Verbindung einen andern Zwekk untergelegt: ſo wäre doch ſeine Stiftung aufgehoben und an ihre Stelle etwas anderes getreten, und wir müßten unſern Anfang nur von dieſem lezten Akt an rechnen. Könnte aber wol irgend etwas einzelnes von dem, was wir jezt unterſucht haben, ſein Gedanke geweſen ſein? Das wird wol niemand behaupten wollen, denn es iſt auch ſo jenen Zeiten nicht angemeſſen; theils hängt es wol zuſammen mit den Ordnungen der Akademie, oder gehört zu ihren Facultäten, aber die Idee drükkt es nicht aus. Aber ſollte er ſo wie wir anfangs hörten beſtimmte Erwartungen von dem Einfluß der Akademie auf den Unterricht überhaupt oder auf die allgemeine Bildung gehegt haben? Das geht wenigſtens aus der Art, wie er ſie hingeſtellt hat, nicht hervor, und kann ihm nur ſehr unbeſtimmt und in der Ferne vorgeſchwebt haben. Gehört es aber unſtreitig zu unſerm Begriff einer Ak-

demie, daß sie kein Privatverein ist, sondern vom Staat ausgegangen, begründet sowol als ausgerüstet, warum betrachten wir sie nicht gleich so als ein Werk der königlichen Kunst? Ja ich möchte auch auf dieses den bekannten Charakter eines Kunstwerkes anwenden, daß ihr eine Zwekkmäßigkeit zukommt ohne Zwekk. Bei jedem einzelnen Zwekk, den wir solchem Verein unterlegen, kommen wir mit der Rechnung zu kurz. Aber von welchem Gedanken dieses Institut der Ausdrukk sei, das haben wir oben schon angegeben, es ist die positive thätliche schlechthin uneigennüzige Anerkennung der Wissenschaft in ihrem abgesonderten selbständigen Leben. Die Universitäten drükken dieses nicht aus, denn sie sind in den Geschäften des Staates wirksam; aber indem der Staat eine Akademie gründet: so erkennt er an, daß es ein Gut für ihn sei, denn nur ein solches kann er hervorrufen wollen, daß die Wissenschaft in seiner Mitte ein freies selbständiges Leben führt. Alle Privatvereine ignorirt er nur, oder wenn er ihnen etwas gewährt, so ist das nur eine Begünstigung wohlberüchtigter Personen, die Akademie aber sezt er, und sie spricht also etwas von seinetwegen aus. Aber er sezt sie zu keinem bestimmten Geschäft. Es ist eine Beeinträchtigung, wenn er von ihr fordert, daß sie in den Unterricht eingreifen solle, wenn er von ihr fordert, daß sie die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben angeben solle, sie ist nur um so mehr was sie sein soll, je weniger er von ihr fordert und nur alles von ihr erwartet. Akademiker als solche sind nur zu freier Muße gesezt. Wie sie diese ausfüllt und in sich gesellig gestaltet, wie sie die ihr entstehenden Lükken ausfüllt, wie sie mit den Ergebnissen ihrer Thätigkeit öffentlich hervortritt, denn freilich wenn sie sich gar nicht manifestirte, so spräche sie auch die Idee des Staates nicht aus und wäre also auch nicht; aber alles dieses, ingleichen was für Verhältnisse sie mit wissenschaftlichen Männern außerhalb anknüpft, das bestimmt sich durch ihre Ordnungen, aber sie ist auch nur ganz Akademie, wenn sie sich diese Ordnungen selbst weiter ausbildet und nach den Bedürfnissen der Zeit umgestaltet,

und die Regierung dies nur anerkennt, wenn ſie ihre Mitglieder aller Art ſelbſt wählt und — was jedoch nie geſchehen möge — ausſchließt, und die Regierung dies nur anerkennt. Je mehr leztere hierin noch ſelbſtthätig einwirkt, um deſto mehr iſt noch die Regierung gleichſam im Aufſtellen der Akademie begriffen, und hat ſie noch nicht als vollendet proclamirt. Iſt ſie aber ſo zu ihrer vollkommnen Stellung gelangt: ſo kann auch wol nicht vorausgeſezt werden, daß ſie dem wiſſenſchaftlichen Streben außerhalb ihres eignen Umkreiſes fremd bleibe, vielmehr iſt ihr davon die vollkommenſte Kenntniß zuzumuthen, und das Verhältniß des Staats zur Wiſſenſchaft iſt erſt zur vollkommnen Conſequenz geſtaltet, wenn auch die Regierung von dieſer Vorausſezung ausgeht. Keinesweges etwa als ob ſie ſollte von der Akademie Rath begehren oder gar ihr die Entſcheidung anheimgeben über das Perſonal oder die Organiſation des öffentlichen Unterrichtsweſens; denn dieſes gehört zu den Geſchäften des Staats, denen die Akademie ganz fremd bleibt. Aber wenn die Regierung rein wiſſenſchaftliche Unternehmungen von einzelnen oder von Privatvereinen durch beſondere Begünſtigungen unterſtüzt: wäre dafür nicht, wenn ſie ihrem eigenen Grundgedanken treu bleiben will, die Akademie das natürliche Tribunal, um über die Würdigkeit der bittſtellenden und die Angemeſſenheit der Unterſtüzung zu entſcheiden, da es ja mit zu ihrem Beruf gehört nach Maaßgabe ihrer Ausſtattung auch einen Theil ihrer eigenen Mittel auf ähnliche Weiſe anzuwenden? Daher ſcheint immer ein leiſes Mißverhältniß angedeutet, wenn anders verfahren wird, es müßte denn ſein, daß der Staat ſolche Unterſtüzungen nicht um der Wiſſenſchaft willen ſondern aus andern Motiven ertheilt, über welche dann natürlich die Akademie gar kein Urtheil hat. Sonſt aber iſt immer wenn etwas dieſer Art ohne ſie geſchieht vorauszuſezen, daß die Organe der Regierung entweder der Akademie die Vollſtändigkeit nicht zutrauen, daß ſie den wahren Berichterſtatter über den Gegenſtand in ſich hätte, oder daß ſie ſie nicht frei halten von einer parteiiſchen Einſeitigkeit. Doch nicht allein

dieſes gehört zu der Vollkommenheit, welche die Akademie anſtreben muß, daß ſie das anerkannte Senſorium des Staats werde für alles rein wiſſenſchaftliche Leben innerhalb deſſelben, und der allgemeine Kanal, durch welchen dieſem Gebiet alle beſonderen Begünſtigungen der Regierung zufließen, ſondern in dem Begriff derſelben liegt auch, daß ſie zwiſchen der Wiſſenſchaft des Landes, dem ſie angehört, und aller auswärtigen die anerkannte Vermittlerin ſei. Keineswegs als ob ſie ein Monopol begehrte zum auswärtigen wiſſenſchaftlichen Verkehr, oder als ob ſie das unendliche Geſchäft der wiſſenſchaftlichen Uebertragung aus fremden Sprachen in die eigene zu leiten habe; nein, kein Streben werde durch die Akademie gehemmt, keine Schranke durch ſie aufgerichtet, keine Anmaaßung müſſe ihr mit Recht Schuld gegeben werden können. Sondern nur ſo iſt es gemeint. Der Staat, indem er die Akademie unter der aufgeſtellten Idee einſezt, erkennt zugleich die Wiſſenſchaft als weſentlich Eine an. Sie modificirt ſich zwar, die verſchiedenen Zweige derſelben in verſchiedenem Grade, für jedes Volk beſonders in ſeiner Sprache: aber wie die vollkommenſte Gemeinſchaft der Sprachen auch die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt als die höchſte Selbſterkenntniß des Menſchen, ſo muß auch die Akademie in der Löſung derſelben immer begriffen ſein. Darum geziemt ihr Organe zu haben in allen zur Wiſſenſchaft gebildeten Sprachgebieten, welches ja der vorherrſchende Gedanke iſt bei ihren correſpondirenden Mitgliedern, aber für dieſen Zuſammenhang muß ſie auch über alle Zufälligkeiten, die ſich in den Verhältniſſen der Völker und Staaten ereignen, hinausgeſtellt ſein. Auch in Zeiten der Verwirrung und des Krieges gehen billig ihre Briefe unverlezt und unbeargwohnt in das feindliche Land; ſie reiche ungehindert auch in ſolchen Zeiten dem gelehrten deſſelben den wohlverdienten Ehrenkranz, und ohne ſcheel dafür angeſehen zu werden, ohne daß deshalb ein Zweifel erhoben werde gegen die geſezliche Treue oder gegen den vaterländiſchen Eifer ihrer Mitglieder ſtelle ſie doch in

ihrem innern Leben den unverlezlichen heiligen Frieden dar, der in dem Lande der Betrachtung thront.

Iſt nun dieſes lezte allerdings das ſchwierigſte für den Staat: ſo können wir, weil grade dieſes unverkennbar der Sinn des großen Königes war, der dem Kriege deshalb weil er ihn eifrig führte doch nicht minder abhold blieb, wir können ſage ich hieraus um ſo ſicherer ſchließen, daß auch das andere, womit dieſes aus einem Stükk iſt, bei der Stiftung unſeres Vereins in ſeinem Gedanken lag. Wir können daher ihn nicht beſſer ehren, als wenn wir dieſen ſoviel an uns iſt immer deutlicher zur Anſchauung bringen. Von Seiten des Staates iſt ſchon das meiſte geſchehen. Die ſchüzende Macht hat uns nie geweigert unſere Ordnungen zu verändern nach unſerer beſten Ueberzeugung, die Verwendung unſerer Mittel zu wiſſenſchaftlichen Zwekken hat nie Schwierigkeiten gefunden, die Wahl unſerer Mitglieder iſt in unſere Hände zurükkgegeben, und keinem Namen, den wir uns zuzugeſellen wünſchen hier oder in der Ferne zu thätiger Theilnahme oder zum Schmukk unſers Vereins, hat die königliche Beſtätigung, durch die jeder erſt der unſrige wird, jemals gefehlt. Wir nun unſererſeits haben der Nichtigkeit ernſt entgegenzutreten, mit welcher dieſes wie ja vieles andere gemeinſame von der lauten Menge behandelt wird, als ob Vereine wie der unſere nur dazu da ſeien, damit einige einzelne ſich größerer Annehmlichkeit erfreuen oder auf wohlerworbenen Lorbeeren beneidenswerther Ruhe pflegen. Wenn wir jeder nach ſeiner Art der Augenblikke mit Treue wahrnehmen wann die Liebe zur reinen Erkenntniß in uns wirkt und geſtaltet, wenn wir kein ſchönes Ziel überſehen, welches wir durch vereinte Kraft erreichen können, wenn wir umſichtig und frei, gerecht und weiſe, Unvollſtändigkeiten, welche die Erweiterung der Wiſſenſchaft herbeiführt, zu ergänzen, und die Lükken auszufüllen ſuchen, welche durch das gemeinſame Geſchikk in unſeren Reihen entſtehen: ſo werden wir freilich nicht ſo uns gleich bleiben, daß nicht unſer Verein bald mit glänzenderem bald mit bedekkterem Lichte ſtrahlen ſollte; wir werden nicht immer

daſſelbe Bild der ganzen Wiſſenſchaft darſtellen, ſondern bald wird dieſes Gebiet unter uns ausgebildeter erſcheinen und jenes zurükkbleibend, bald umgekehrt; wir werden nicht jeden Verluſt erſezen können, den wir erfahren, aber mit alle dieſem Wechſel werden wir doch in größeren Zeitabſchnitten ſagen dürfen, daß wir nicht ſchlechter ſeien als unſere Väter, vielmehr den Gedanken, durch den wir da ſind, immer vollkommner entwikkeln und den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in unſerm Vaterlande würdig vorangehen.

Dieſes Bekenntniß aber, daß wir nicht vermögen jeden Verluſt zu erſezen, liegt uns heute beſonders nahe, da wir an dieſem Tage die Veränderungen, die in der Akademie vorgegangen ſind, dem Publicum in Erinnerung zu bringen haben. Denn faſt nur Verluſte haben wir zu melden. Erworben hat ſich die Akademie in dieſem Jahre kein anweſendes ordentliches ſondern nur als auswärtiges Mitglied Herrn Heeren in Göttingen; er gehörte uns aber ſchon vorher an als Correſpondent. Verloren dagegen haben wir, ich darf um denen nicht vorzugreifen, die dereinſt ihre Gedächtnißreden vorzutragen haben, nur ihre Namen nennen, verloren haben wir Herrn Seebeck, Herrn Fiſcher, Herrn Niebuhr. Lezterer zwar hatte ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſeinen Wohnſiz nicht mehr unter uns, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen ihn nicht immer als ordentliches und nur zufällig abweſendes Mitglied zu betrachten, wie er denn auch in ununterbrochener Verbindung mit uns geſtanden hat.

20.

Am 24. Januar 1833.

Zweierlei habe ich schon oft gehört fehle noch an der Verherrlichung des großen Königs, ein dieser Hauptstadt und der gegenwärtigen Zeit eben so sehr als seiner würdiges Denkmal aus der Werkstatt der bildenden Kunst, und eine im Zusammenhang seines Privatlebens und seiner königlichen Thaten sein geistiges Bild ähnlich und vollständig wiedergebende Geschichtschreibung.

So dringend scheint der Wunsch, daß schon öfter gleichsam ohne zu bedenken, von wem allein der Impuls dazu ausgehen kann, auch öffentlich an ein großartiges Denkmal ist gemahnt worden. Wie oft und seit wie langer Zeit haben sich schon die Künstler damit beschäftigt, und wie mancher Entwurf mag schon im stillen mehr oder minder ausgebildet worden sein! Auf dem friedrichstädtschen Markt nicht etwa zwischen beiden Domen, wo das Schauspielhaus steht, damals noch das erste stand, sondern mit Aufopferung dieser Gebäude auf ihrem gemeinsamen Raum, und noch größer wollte er die Grundfläche genommen haben, sollte sich eine Riesentreppe vierseitig pyramidalisch erheben bis an die Höhe der Kuppeln und dort auf einem Raum, noch groß genug um eine Menge Beschauer mit Sicherheit zu fassen, sollte sich die Reiter-

ſtatue des Königs erheben in verhältnißmäßiger Größe, das iſt ein Entwurf, den ich am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem geiſtreichen Manne jener Zeit öfters mit Begeiſterung erörtern hörte. Mit welcher Freude ſah er im Geiſt jene koloſſalen Gebäude, die doch auch den König ins Gedächtniß zurükkrufen, ihrem Urheber wieder zu Füßen gelegt und verſchwunden! wie großartig, daß nun die ſtattlichen Häuſer die den Plaz umgeben nur erſcheinen würden wie ein mäßiges Staket um jenes Denkmal! Nicht mehr ſollten hier Stätten ſein für jene gemeinſame Verehrung des höchſten, der ja ſo viele erbaut ſind in beiden Sprachen, nicht mehr ſollten in dem vorhandenen Raume zwiſchen beiden fremde Geſchichten verſinnlicht oder an dem, was nach des Dichters Ausdrukk der misère begegnen kann, die Sitten einer kleinlichen Zeit beſpöttelt und wo möglich ſpottend veredelt werden: ſondern in dem großen Mann ſollte hier das weltordnende Weſen als in ſeiner ſchönſten Gabe geprieſen, durch das mächtig ergreifende Standbild des Helden hier wie mit einem Zauberſchlage alles kleinliche aus den Gemüthern vertrieben und alle in Einem gewaltigen Gefühl der Vaterlandsliebe erhoben werden. So ſah er hier die Waller niemals ausgehn, nur jezt mehr vereinzelt dann in größeren Maſſen ſich auf- und abwärts bewegen, und von hier aus nach allen Seiten in die Kirchen und Schulen, auf die Uebungsplaze der Truppen, in die Gebäude des öffentlichen Dienſtes ſo wie in die Stätten des Gewerbes denſelben begeiſterten Eindrukk hinübertragen, jeder voll von dem, was der große König für das ganze geweſen, was er auch für eines jeden beſonderen Beruf gethan und gewollt hat. Und gewiß vieles iſt ſchön an dieſem Gedanken. Sogar das traurige, daß die Thürme mit ihrem Anhang zum Fundament ſollen verwendet werden, iſt nicht ohne Bedeutung! Denn iſt auch der preußiſche Staat in ſeiner europäiſchen Bedeutſamkeit das geiſtige Denkmal, das der König ſelbſt ſich errichtet hat: ſo mußte ja, damit ſich dieſes zu ſeiner vollen Höhe erhöbe, ſchon manches eingeriſſen

werden, was er mit Liebe gebaut hat. Und wenn man scherzhafterweise schon das als einen Vorzug rühmen könnte, der ihm würde vor seinem großen Ahnherrn, wenn er so hoch gestellt wäre, daß es nicht leicht einer gewöhnlichen Fantasie einfallen kann ihn bei nächtlicher Weile herabsteigen und als ehernen Gast umgehen zu lassen: so ist dieses doch im Ernst wünschenswerth, daß er zugleich so hoch stehe und doch so zugänglich sei, nicht in dem Grade, daß man ihn leicht im Vorübergehn mit einem leichten Blikk beehren könne, sondern daß jeder wollen muß und sich mühen, der den Eindrukk in der Nähe haben will, aber doch daß es dazu nicht eines bewaffneten Auges bedarf, und daß die Beschauung auch in der unmittelbarsten Nähe noch eine gesellige in bedeutendem Maaßstabe sein kann. Denn das ist ein Anspruch, den wir machen müssen an ein solches Denkmal, wenn es jemals zu Stande kommen soll. Nicht nur sei es königlich sondern auch volksmäßig, nicht nur sei es ein Meisterwerk der Kunst sondern es übe auch eine lebendige politische Wirksamkeit aus.

Der Laie kann nur Forderungen aussprechen, wie ihnen zu genügen ist findet der Künstler. Mögen denn unsere glükklichen Genien nur fortfahren auch aus diesem Gesichtspunkt sich mit Entwürfen zu beschäftigen, damit der Gedanke im Gange bleibe. Bis aber ein glükklicher Augenblikk einen solchen ans Licht fördert, der nicht ein bloßes Gesicht bleibt, wie jenes, sondern wirklich ausführbar ist, wollen wir das Denkmal selbst nicht vermissen. Wer sich bis dahin auf ähnliche Weise von dem großen König durchdringen will, der gehe die Potsdamer Straße entlang und besteige zunächst jene Höhe jenseit des Stroms, von der wir die beiden durch den schönen Lusthain verbundenen Paläste erblikken, die er sich erbaut, den einen für sein stilles Leben und Wirken, den andern für königlichen Pomp und Feste, und wenn er dann die Gegenwart vergessend voll dieser Erinnerung näher tritt, die Stufen zu Sanssouci hinansteigt, sich in dem Gebäude die tägliche Lebensordnung des Mannes wiederholt und ihm dann bald

ein schöner Zug aus seinem nur zu engen Einzelleben, bald eine von seinen öffentlichen Thaten einfällt, oder er an diese und jene seiner schriftlichen Ergießungen sich erinnert, und so der Geist Friedrichs ihn von allen Seiten umweht: wie sollte der wol ein Denkmal vermissen!

Und jezt vermißt es noch niemand, die lebendige Ueberlieferung dauert noch fort. Die jezt Großväter sind haben seine Gestalt noch geschaut näher oder ferner, und können noch auf ihre Enkel das Bild übertragen; von ihren Vätern her kennen sie seine Uebungen seine Heerschauen seine Reisen, des siebenjährigen Krieges Bedrängnisse und Errettungen, Niederlagen und Siege, was er angebaut und urbar gemacht, sein Walten in Krieg und Frieden. Jezt noch nicht, aber nicht lange mehr. Noch eine Generation weiter hin, und die Ueberlieferung hat nicht mehr dieselbe Haltung; alles, was jedem ins Auge fällt, die Gestalt und Ordnung des Heeres, die Art und Weise der Staatsverwaltung, das Verhältniß selbst des Unterthanen zum Oberherrn, hat sich über das gewöhnliche Maaß hinaus verändert, die Einzelheiten in Wort und That sind nicht mehr so klar und verständlich, das Bild dunkelt immer mehr nach, die Züge werden sagenhafter, und die Wahrheit des Bildes muß ihren Siz in der Schule suchen, ich meine überhaupt in dem Einfluß, den um es kurz zu sagen der lesende Theil des Volks auf das übrige ausübt; und so entsteht auf dieselbe Weise freilich bald das Bedürfniß einer Geschichte des Königs und eines Denkmals für ihn, welche beide nur in Verbindung mit einander die Stelle der lebendigen Ueberlieferung vertreten können.

Doch man wird sagen, was hat die Schule für das Volk mit einer solchen Geschichte gemein, welche in gleiche Linie gestellt werden soll mit einem großen Nationaldenkmal? Lezteres hat seinen Ort in der Hauptstadt des Reichs, dem Kern des ganzen, der sich aus den geläutertsten Lebenssäften bildet. Da ist es für alle und muß der besten jezigen und künftigen würdig

ſein, und nur Abriſſe davon, unvollkommen genug natürlich, verbreiten ſich nach allen Seiten hinaus unter das Volk. Von einer Geſchichte aber, die eben ſo als ein Meiſterwerk der wiſſenſchaftlichen Kunſt der beſten aus mehreren Generationen werth wäre, der Stolz der Preußen die Bewunderung des Auslandes, was kann davon unter das Volk kommen? Die Schule des Volks ſind die Kinderbücher und der Kalender. Sehr wahr! aber wir wollen uns nicht ſchämen den Zuſammenhang derſelben mit den edelſten Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft einzugeſtehen. Die uns verſchwiſterte Akademie der Künſte und die Gewerbſchulen in unſern Provinzen ſind eine wohlverbundene Kette, und bald werden dieſe lezten Glieder derſelben ihren Einfluß auf die ganze Landſchaft erſtrekken. Wir wollen immer anfangen uns umzuſehen, ob die Bilder der königlichen Perſonen, die uns auf allen Straßen aufſtoßen, nicht einen Anflug bekommen von dem gegenwärtigen Zuſtande der Kunſt. Nicht umſonſt auch in dieſem Sinn war früher der Kalender unter die Aufſicht der Akademie geſtellt, ihr Einfluß hat viele Thorheiten daraus vertrieben, und darin wird mit zwekkmäßiger Bedächtigkeit vorgeſchritten werden; und je mehr dieſe verſchwinden, deſto mehr Raum wird gewonnen für angemeſſene Rathſchläge und Belehrungen aus unſerm Schaz erweiterter Naturkunde. Und eben ſo iſt es auch mit der Geſchichte. Auch die geſchichtliche Seite unſeres Vereins, wiewol auf keine Weiſe zur Mittheilung der ſchon erworbenen und ſichergeſtellten Kenntniſſe beſtimmt und verpflichtet, ſteht doch mit unſern Hochſchulen in vielſeitiger Berührung, und an dieſe reiht ſich eine ununterbrochene Kette bis zu denen, die unmittelbar am Unterricht des Volks arbeiten. Der Stoß, den das Volk empfängt, beginnt bei dem oberſten Glied, und wie dieſes die Geſchichte auffaßt und behandelt, davon hängt ab, ob was dem Volk, ſei es auch in Kinderbüchern und im Kalender, von Geſchichte mitgetheilt werden kann, es auch wirklich lebendig ergreife, mit dem ganzen befreunde und geiſtig erhebe.

Glauben wir aus unserer vaterländischen Geschichte Persönlichkeiten im Volk lebendig erhalten zu können, die über die Reformation hinausliegen, so würden das leere Hoffnungen sein; denn diese finden gar keinen Anklang mehr in der Unmittelbarkeit des Lebens. Vom großen Churfürsten werden sich noch einzelne Erinnerungen fortpflanzen, aber der große König ist die erste Gestalt, welche mehr im Zusammenhang festgehalten werden kann. Und nur ein geschichtliches Meisterwerk über ihn wird auf alle untergeordneten mehr vereinzelten Darstellungen den rechten reinigenden und belebenden Einfluß üben. Werden wir ein solches bald erhalten? Man sagt zwar, Geschichte dürfe nicht zu früh geschrieben werden, und es wäre sehr überflüssig die Wahrheit, die hierin liegt, erst auseinandersezen zu wollen; aber gewiß trifft das mehr den Verlauf großer und verwikkelter Begebenheiten als das einzelne Leben. Für dieses tritt eher der Zeitpunkt ein, wo alle Materialien, die wirklich ersprießlich sind, auch zusammengebracht werden können, und wiederum eher auch der, wo manche Verhältnisse nicht mehr in ihrem wahren Licht können betrachtet werden, mithin auch der Geschichtschreiber störende Verzeichnungen schwerer vermeidet. Jezt können noch zwekkmäßige Vorarbeiten geliefert werden durch Sichtung des vorhandenen Materials und durch Sammlung von vielem vielleicht, was noch außerhalb des Gebietes der Oeffentlichkeit verborgen gelegen hat, und möge nur keiner, der dies in einem größeren Maaß und mit einer gewissen Ausführlichkeit thut, verleitet werden zu glauben, er sei schon der Geschichtschreiber, der uns freilich nun gewiß erwünscht sein wird, sobald die großen Bewegungen sich gesezt haben.

Was für eine Literatur besizen wir nicht schon über den König! Wie strömten gleich nach seinem Tode, als hätten sie nur darauf geharrt, die einzelnen Züge aus seinem Leben in zahlreichen Sammlungen hervor. Welche Lobreden folgten, und selbst unter dem Drang der umstürzenden Weltbegebenheiten hörte er

nicht auf die Federn zu beſchäftigen. Sehen wir von allem ab, was nur — und zwar oft ſehr problematiſcher — Stoff iſt oder ganz einſeitige Betrachtung: ſo bleiben drei untergeordnete Formen ſtehen, in welchen ein ſolcher Gegenſtand behandelt zu werden pflegt, die eigentliche Lebensbeſchreibung, die Regierungsgeſchichte, die Charakterſchilderung. Von denen Individuen nicht zu reden, über die weil ſie nur der Maſſe angehören ſich gar nichts ſagen läßt, und mit erwogen, daß, wo es eine Amtsführung einen Beruf giebt, in dem der einzelne nicht ganz untergeordnet bleibt, da auch eine Regierungsgeſchichte iſt: werden wir geſtehen müſſen, daß keine Generation eines gebildeten Volkes gänzlichen Mangel haben darf an ſolchen, die eines von dieſen verdienen. Wie ſinnlos wäre es auch und nichtig, daß immerfort ſo viele Perſonen gedichtet werden, wenn nicht das Bewußtſein dabei zum Grunde läge, daß ſo viele wirkliche verloren gegangen ſind, denen ihr Recht nicht widerfahren iſt, oder daß die gedichteten wirklich müſſen geweſen ſein, wenn auch unbekannt. Und jede Zeit auch die ſcheinbar ruhigſte hat ihre Bewegungen und Gegenſäze, die ſich oft am klarſten in einem einzelnen Leben ſpiegeln, welches rein in ſich ſelbſt betrachtet wenig merkwürdiges darbieten würde. Daher kann es an ſolchen nicht fehlen, an die eine von dieſen Beſtrebungen gewendet werden ſollte, wer aber alle drei verdient, dem widerfährt auch durch alle drei nicht ſein Recht, ſondern ihm gebührt ein höheres, und ein ſolches iſt die Geſchichte, die ich meine. Eine Lebensbeſchreibung des Königs in jenem engeren Sinne könnte ſogar im Gebiet der Chronik ſtehen bleiben als Tagebuch oder Annalen, und es gehörte nur ein mäßiges Geſchikk dazu, daß es doch ein lebendiges und erregendes Werk ſei, aber mit gleichem Recht könnte dabei ſein Geiſt und Gemüth auf die verſchiedenſte Weiſe vorgeſtellt werden. Eine Regierungsgeſchichte, wie bedeutend müßte ſie nicht ſein, wenn ſie auch nichts wäre als ein aus einer europäiſchen Staatengeſchichte deſſelben Zeitraums gleichſam ausgeſchnittenes Kapitel,

worin von dem Könige nur auf dieselbe Weise gehandelt würde, wie es Recht und billig ist bei manchem regierenden Haupt, wo es gleich gilt ob man sagt, der Fürst der König, oder der Hof das Kabinet die Regierung that ordnete entschied dies und jenes. Und eine Charakterschilderung, wenn sie auch nur aus den einzelnen Zügen, die in solcher Masse vorliegen, eine verständige Auswahl in wohlhergebrachten psychologischen oder ethischen Kapiteln zusammenstellte, und sie mit Fragmenten aus seinen Herzensergießungen in Briefen und Gedichten durchwirkte: wie ergreifend könnte sie nicht sein, wenngleich die rechte Einheit zu alle diesem jeder sich doch um so freier selbst construiren könnte, je mehr ihm die Darstellung die entwikkelnden Veranlassungen aus dem Auge rükkte, und je weniger sie zugleich irgend etwas enthielte von seinem Einfluß auf die Welt. Nun aber denken wir uns jede von diesen dreien in ihrer höchsten Vollkommenheit, so daß uns dann im einzelnen nichts wesentliches fehlt: doch werden wir nicht befriedigt sein durch diese Vereinzelung. Sondern wenn wir hier einen Zauberschlag thun könnten, wie er uns auf dem Gebiet der Natur hie und da zu Gebote steht, daß wie von einem elektrischen Funken entzündet alle drei sich vollkommen durchdrängen, keines für sich wäre sondern jedes in den andern: das würde die Geschichte sein, die ich wünschte. Auch hier nun möchte ich sagen, der Laie kann Forderungen aussprechen; wie ihnen zu genügen sei, das finde der Künstler. Allein die Werkstätten dieser Künstler sind nicht so zugänglich wie die der Bildhauer, man kann ihre Werke nicht so auf jeder Stufe ihres Fortschritts beobachten, wie die der Bauherren, und darum kann ich wol der Frage nicht ganz ausweichen, in welcher geistigen Temperatur denn jener elektrische Schlag erfolge, der den Geschichtschreiber macht. Ich sage aber, Gebt mir einen Mann, dem nichts zu groß ist und nichts zu klein, nichts zu nahe und nichts zu fern, der sich so ins einzelne einlebe mit seinem Helden, daß er jede Wolke, die sich auf dem beweglichen Antlitz

erhob, eben ſo gut verſteht wie der wohlgehegte Diener, jeden leiſen Ausdrukk der Schwermuth wie die ſchweſterliche Freundin, der wenn er an ſeine Jugend denkt nicht nur das Bild der zerfallenen Häuslichkeit, in der er aufwuchs, vor Augen hat, ſondern auch die geſammte erhabene Geſellſchaft der gleichzeitigen europäiſchen Fürſtenſöhne, der einen Blikk dafür hat, wie ſich ſein Auge für die Welt öffnete, wie ſich die Geſchichte in ihn hinein arbeitete, wie er das Treiben der Regenten und der Völker um ſich her anſah, wie er die Bedeutung der ihm angewieſenen Stelle auffaßte. Er muß in ſich beſtimmt unterſcheiden, und wenn er auch aus Mangel an Zeugniſſen nicht wagt ſein Urtheil auszuſprechen, was der König geliebt und was er ſich nur vorgeſchrieben, was er an und für ſich als gut gewollt und was er nur als vorübergehend nothwendig geordnet.

Doch ehe ich noch am Ende bin, unterbricht mich die Frage, ob denn wer dies vermag Zeit und Kunſt verwenden ſoll an die Darſtellung eines einzelnen Lebens. Ich will mich nicht darauf zurükkziehn, daß es für den Geſchichtſchreiber nichts zu kleines giebt und nichts zu großes; er wähle das kleinſte und die ganze Zeit muß ſich darin ſpiegeln, ſondern unumwunden ſagen, woran dieſe Forderung hängt. Nicht jeder Fürſt, auch nicht jeder rühmliche und ſegensreiche, kann in demſelben Maaß ſeinen eignen Geſchichtſchreiber verlangen. Aber es liegt ein eignes Geheimniß in der Grenze zweier Zeitalter. Ein ausgezeichnetes Individuum, welches da eine waltende Stelle findet und gleichſam auf der Hut ſteht, iſt ein eminenter Gegenſtand für die Geſchichte. Da ringen entgegengeſezte Kräfte, da walten geheimnißvolle Ahndungen, Gegenhalten und Vorbereiten, Abwehren und Anlokken, große Maaßregeln, ſcheinbare Uebereilungen, leiſe Anfänge und vergebliche Verſuche, alles hat einen tieferen Zuſammenhang. In dem, was ſich weit umher regte, liegt der Schlüſſel zu ſeiner Entwikklung, in dem, was er geweſen iſt und geleiſtet hat, liegt der Schlüſſel zu dem, wie die Stöße des krachenden Welttheils auf

den von ihm umfaßten Boden gewirkt haben, und zu vielem, was sich noch aus diesen Wirkungen gestalten wird. Diese Wechselwirkung zwischen dem einzelnen und den allgemeinen Lebensbewegungen ist der Geist der Geschichte, und wer die Darstellung Friedrichs II. nicht auf diese Weise faßt, muß sie auch wesentlich verfehlen.

21.

Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer

am 3. Julius 1827.

Wenn Sie, mein Herr, aus Rükksichten, welche wir jedem einzelnen, gegenüber einer Genossenschaft, gern zu gute halten, es nicht ganz unbedenklich finden sich einem Verein wie der unsrige anzuschließen: so hat auch unsere Körperschaft, in deren Mitte Sie zuerst zu begrüßen ich jezt die Ehre habe, ihre Bedenklichkeiten und muß die größte Vorsicht beobachten bei der Wahl ihrer Mitglieder. Wie es deutscher Art und Sitte überhaupt nicht zusagen könnte, wenn alle großen wissenschaftlichen Talente in Einer oder seien es auch zwei Hauptstädte vereinigt wären: so sind bei uns auch Vorkehrungen hiezu nicht getroffen; und es bedarf keiner gar langen Zeit um schmerzhafte Erfahrungen darüber zu machen, wie schwer es gelingt, wenn es einmal gilt einen Mann von der ersten Virtuosität in seinem Fache von auswärts her unserm akademischen Vereine zu gewinnen, um so schwerer allemal als wir ihn am liebsten für uns allein erobern möchten. Desto mehr müssen wir uns daher hüten, daß nicht auch minder reichlich ausgestattete Geister sich uns durch ihre Nähe und durch die freundlichen Verhältnisse, welche diese mit sich bringt, zu dringend empfehlen, und wir so allmählig, von der rechten Höhe des

wissenschaftlichen Standpunktes hinabsteigend, uns den ebneren Gefilden nähern; desto eifersüchtiger müssen wir darauf sein, daß nicht diejenigen, welche wir uns gewonnen haben, früher oder später überwiegend theils vom Staatsdienst in Anspruch genommen werden, theils die verdienstvollen Geschäfte des öffentlichen Lehramtes sie tieferen und mehr akademischen Forschungen mehr oder minder entziehen. Wie sollte es also in einer solchen Lage nicht auch unserer Akademie bisweilen begegnen, daß sie theils — und niemand wird sich wundern, daß grade ich dieses erwähne — sei es nun durch versprechende frühere Leistungen bestochen oder von gemüthlichen Aufwallungen einzelner Mitglieder hingerissen auch ungenügende Genossen sich aneignet, theils auch von den glänzenden Geschikken, welche einzelnen Mitgliedern bestimmt sind, überwunden, sich solche Männer auf kürzere oder längere Zeit fast entfremdet sieht, von denen sie die reichste Erndte zu erwarten berechtiget war.

Die Wahl, welche Sie, mein Herr, mit uns verbindet, droht uns mit keinem Mißgeschikk irgend einer Art. Ihre Leistungen liegen der Welt und uns vor Augen, und eine sichrere Bürgschaft dafür, daß ein Mann sein Leben ausschließend der Wissenschaft widmen wolle, giebt es nicht, als welche Sie geleistet haben, indem Sie eine politische Laufbahn voll der glänzendsten Aussichten verließen, aber in einem solchen Sinne und unter solchen Maaßnehmungen, welche einen lange überlegten und wohlgeordneten Entschluß zu Gunsten der Wissenschaft deutlich aussprachen.

Mögen die anwesenden es mir verzeihen, wenn ich diesen Umstand nicht berühren kann ohne sei es auch nur im Vorbeigehen Ihnen wohlzuthun und mich zu ehren, indem ich jenes trefflichen Mannes gedenke, der eine der schönsten Zierden unserer höheren Lehranstalt war, und zwischen dem und Ihnen eine von den wissenschaftlichen Zeitgenossen allgemein gekannte und gepriesene Freundschaft bestand, welcher Sie aber auch für die Nachwelt durch Ihren Antheil an der Anordnung und Bekanntmachung seines Nachlasses ein bleibendes Denkmal gesezt haben.

Auch er hatte in der Laufbahn des Staatsdienstes glükkliche Fortschritte gemacht, und nicht geringere Ehren winkten dort dem reichbegabten Manne als irgend einem andern; aber er lenkte ab der Wissenschaft zu Liebe noch zeitig genug, daß er, wäre ihm nur Zeit vergönnt gewesen, auch den ersten nicht würde nachgestanden haben. Er indeß, nachdem er einen der edelsten Dichter des Alterthums unsere Sprache gelehrt, widmete sich immer ausschließender jenen tiefsinnigen Speculationen, welchen aus einer Genossenschaft wie die unsrige wenig wesentliche Förderung entstehen kann, welche aber einer mehr als hundertjährigen Erfahrung zufolge am kräftigsten ja fast ausschließend auf unseren Universitäten in dem erfrischenden Leben mit forschbegieriger Jugend gedeihen.

Sie hingegen, mein Herr, verließen Ihre öffentliche Wirksamkeit im Staate nur um sich ganz dem Anbau der Geschichte zu widmen. Was mit dieser großen Selbstbetrachtung des menschlichen Geistes zusammenhängt, das neueste wie das älteste, wenn nur auch jenes in dem reinen Gebiet der darstellenden Betrachtung bleibt, bildet diejenige Hälfte unseres Vereins, welche zunächst gewünscht hat, daß Sie der ihrige werden möchten. Wir sezen gern voraus, daß jeder, der auf diesem Gebiet mit einem nicht unbedeutenden Eigenthum angesessen ist, sich gern und je tiefer er forscht um so lieber eines engeren Vereins mit treuen Genossen und eines bestimmten Anrechtes auf ihre Theilnahme an seinen Arbeiten erfreut. Vorzüglich aber hat die Erfahrung seit der neuesten Gestaltung unserer Akademie auf das erfreulichste gezeigt, wie überall auf diesem Gebiet die Thätigkeit des öffentlichen Lehrers und die des Akademikers in den verschiedensten Verhältnissen wohl zusammen stimmen. Gern versammeln sich diejenigen unter uns, welche an der hiesigen höheren Lehranstalt die verschiedenen Zweige dieser Kenntnisse auf die Jugend fortzupflanzen bestrebt sind, in unsern engeren Mauern zu vertraulichen Mittheilungen, und, auch die sich mit dem größten Eifer jenem Lehrgeschäft widmen, werden immer auf Forschungen ge-

führt, die jedes akademischen Vereins würdig sind und sich allgemeiner Anerkennung erfreuen.

Sie, mein Herr, haben schon während Sie noch Staatsmann waren als politischer Schriftsteller in Ihren Dialogen Ueber Krieg und Handel, in Ihrem brittischen Besteuerungssystem, gezeigt, wie derjenige die Gegenwart betrachtet, welchem die Entwikklung der menschlichen Dinge in ihren allgemeinen Grundzügen wie in den eigenthümlichen Formen verschiedener Zeiten und Zonen lebendig vorschwebt. Seitdem haben Sie sich keinem von den verschiedenen Zweigen, welche diese Klasse der Akademie in sich vereinigt, fremd gezeigt. Sie haben uns mit einer geschichtlichen Darstellung des Alterthums beschenkt, Sie haben für das Mittelalter aus verborgeneren Quellen mit einsichtsvoller Auswahl geschöpft, auch das orientalische hat sich Ihrer berichtigenden Theilnahme erfreut, und was ist nicht von einem Manne zu erwarten, welcher kaum auf dem Gipfel des männlichen Alters angelangt ein Geschichtswerk wie das Ihrige, von dem Sie nicht nöthig gehabt hätten einen schnöden Vorwurf abzuwälzen, nachdem er es eine Reihe von Jahren in der Stille gehegt und bis zur Vollendung ausgearbeitet hat, plözlich hervortreten läßt, so daß es kaum erschienen seinen Ruf über den ganzen Raum der deutschen Literatur verbreitet?

Wenn Ihre Bescheidenheit versichert, daß Sie in diesem Werke Ihre beste Kunde des Mittelalters schon mitgetheilt haben, und daß Ihre geschichtliche Darstellung immer dem allgemeineren Bedürfniß zugewendet gewesen sei: so erlauben Sie auch uns zu wissen, wieviel tiefere Untersuchungen, welche unserm Kreise eigenthümlicher angehören, theils diesen Darstellungen zum Grunde liegen, theils durch dieselben bei Ihnen angeregt sind, und nur eines Sporns wie unser Verein ihn darbietet erwarten, um ans Licht gefördert zu werden. Wenn Sie sich in Ihrem Lehramte überwiegend mit der neueren Zeit und der Gegenwart beschäftigen, und zu besorgen scheinen, daß Ihnen wenig Zeit bleiben werde sich mit Ihren Forschungen wieder der Vergangenheit zu-

zuwenden: so zweifeln auch wir nicht daran, daß schon an sich, am meisten aber für denjenigen, der die Vergangenheit sich wissenschaftlich gestaltet hat, auch das neuere und gegenwärtige einer eben so sehr dem Gehalt nach tiefsinnigen als der Form nach wissenschaftlichen Behandlung fähig ist.

Darum lassen Sie uns gemeinschaftlich mit gutem und wohlbegründetem Vertrauen dem, was Sie unserm Kreise sein und in demselben leisten werden, entgegensehen! Und wenn ich es, aus Gründen welche ich eben angedeutet, ohne alle schmerzliche Empfindung bemerklich mache, daß ich in den zwölf Jahren, seit ich der Wortführer der philosophischen Klasse gewesen bin, nicht ein einziges mal Gelegenheit gehabt habe ein neues Mitglied in unserm Kreise willkommen zu heißen: so freue ich mich, daß mir diese gleich zu Theil wird, wie ich nur in der Stelle des Wortführers der historischen Klasse auftrete, und mit herzlicher Freude bewillkomme ich den Geschichtschreiber der Hohenstaufen, um seinen Namen in die Rolle einzutragen, wo — damit ich keinen anwesenden nenne — die Namen Müller und Niebuhr schimmern. Wenn jener leider, nachdem lange seine äußeren Lebensverhältnisse dem wissenschaftlichen Streben gedient hatten, doch zulezt seine gelehrte Thätigkeit in einem unfruchtbaren Staatsdienst untergehen ließ, Niebuhr aber, wie Sie, politisch angefangen, dem Staatsdienst aber zur guten Stunde Lebewohl gesagt hat, um dem, was die Wissenschaft an ihn zu fordern hatte, je ungetheilter desto vollständiger zu genügen: so werden Sie nur um so eigenthümlicher der dritte sein zu beiden, wenn, wie Niebuhr sich ganz dem Alterthume zugewendet hat, und das bisher allgemein gültige Bild desselben mit der tiefsinnigsten Kritik beleuchtet und mit eben so kühner als kundiger Hand hineinbessert und es umgestaltet, Sie im Gegentheil sich dem widmen wollen, was der Gegenwart näher liegt, um in den für die meisten noch allzu beweglichen und ihrer Nähe wegen oft verwirrenden Erscheinungen theils die ewigen Gesezе des Verlaufs menschlicher Dinge zur Anschauung zu bringen, theils die

Verhältniſſe der Gegenwart zu den früheren Zeiten, auf denen ſie ruht, ins Licht zu ſezen, auf alle Weiſe aber den ernſten und ſtrengen Geiſt der Wiſſenſchaft auf einem Gebiete geltend zu machen, deſſen Betrachtung eben ſo oft durch eitle Frivolität als durch verderbliche Parteiſucht herabgewürdiget wird.

II.

Zur Aesthetik.

Ueber den Umfang des Begriffs der Kunst in Bezug auf die Theorie derselben.

1. *)

Unsere Theorie der schönen Künste, auch Aesthetik, Theorie des schönen genannt, und was sonst noch für schwankende Benennungen von dem Schwanken des Gegenstandes zeugen, wird in ihrem dermaligen Zustande schwerlich bei irgend genauer Betrachtung auch nur einigermaßen befriedigen. Wir haben es an beiden Enden versucht; aber weder hat sich einer von beiden Wegen, der speculative oder der empirische, irgend allgemein geltend gemacht, noch ist es bisher gelungen beide mit einander auf die rechte Weise in Berührung zu bringen. Jede philosophische Schule, wie sie neue ideale Elemente aufstellt und nicht nur aus diesen auf neue Weise die Erscheinungen der geistigen Welt erklärt sondern auch neue Combinationen aus jenen Elementen als Beweise der eigenen Schöpfungskraft hervorruft, hat sich auch wenigstens beiläufig mit der speculativen Seite dieser Theorie beschäftigt. Aber die Regeln der künstlerischen Ueberlieferung, nicht nur die, welche es mit der Handhabung des Stoffs und der Werkzeuge zu thun haben, sondern auch jene höheren, welche auf

*) Gelesen am 11. August 1831 in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. J.

jedem Gebiet die Erfindung innerhalb gewiſſer Schranken zuſammenfaſſen wollen, ſo daß ſich keine zu weit von der Aehnlichkeit mit den vorhandenen Formen entferne, haben von dieſem Wechſel wie raſch auch und wie gänzlicher Umwälzung gleich kaum die mindeſte Kenntniß genommen. Ja kaum in der äußerſten Gefahr überläßt ſich der ausübende Künſtler dem Philoſophen, ſondern er befindet ſich erſt wieder wohl, wenn er mit Arion ausruft, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn; und doch können als Geſezgeber für die Kunſt beide nur ihre Haltung finden in ſolcher Gemeinſchaft und gegenſeitigen Berufung auf einander. Bis dieſe hergeſtellt iſt, ſtreben vergeblich die Regeln der einzelnen Künſte dem geflügelten Genius Zaum und Gebiß anzulegen, und beweiſen eben in dieſem Unvermögen ihre Unwahrheit. Der Genius, wenn er ſein Werk geltend gemacht hat, zwingt den Geſezgeber zu einem neuen ihn rechtfertigenden Kanon, der aber wieder nur ſo lange gilt, bis ein folgender Meiſter die Schranken durchbricht. Kurz je mehr auf ein einzelnes Kunſtgebiet ſich beſchränkend und von der Anſchauung der darin vorhandenen Kunſtwerke ausgehend, um deſto mehr nimmt die Theorie die Richtung nicht ſowol den Prozeß der Erfindung zu verſtehen als nur ihn mit ſchüzenden Vorſichtsmaaßregeln zu umſtellen, und nur wenn faſt zufällig einer von der Höhe der Speculation her bis in dieſe Gegend ſich verliert, zeigen ſich einzelne Tendenzen zu einer poſitiven Theorie. Auf dieſer Höhe nun entſteht freilich die Aufgabe, die künſtleriſche Thätigkeit, wenn ſich doch in allem menſchlichen Daſein Spuren derſelben finden, wenn ſie ſich unter günſtigen Umſtänden harmoniſch mit allen bedeutenden Ausſtrömungen des Geiſtes entwikkelt, auch in ihrem Zuſammenhang mit dieſen zu verſtehen, und ſie treu und lükkenlos nach dem ganzen Verlauf von ihrem innerſten gemeinſamen Keime aus ihren Verzweigungen folgend bis zu den äußerſten Spizen der Mannigfaltigkeit ihrer Formen zu begleiten. Dies erſcheint mir als die vollſtändige Aufgabe unſerer Aeſthetik. So wurzelt ſie mit ihren allgemein-

ſten Säzen in der Ethik oder in der Wiſſenſchaft von den Lebensthätigkeiten des Geiſtes, und trennt ſich nur deswegen von derſelben als ein beſonderer Ausfluß oder eine angewendete Disciplin, weil ſie in ihren weiteren Ausführungen auf gegebene Bedingungen des Daſeins eingehen muß, um das mannigfaltige zu begreifen und ſo weit zu gelangen, daß auf jedem einzelnen Kunſtgebiet die techniſchen Regeln ſich mit Leichtigkeit eben ſo an die Aeſthetik anſchließen, wie dieſe ſelbſt ihre Wurzeln hat in der Ethik. Vielleicht widerſpricht dieſer Rede auch der vortreffliche Mann nicht, welcher freilich zunächſt nur von der bildenden Kunſt redend den Rath giebt ſie mehr aus der Wiſſenſchaft von der Natur als aus der Lehre von der Seele begreifen zu wollen; denn was wir hier unter Ethik verſtehen iſt wichtiger und umfaſſender, als was wir die Lehre von der Seele zu nennen gewohnt ſind. Aber doch auf der einen Seite ſezt ſie das Verſtehen der Seele als des im vereinzelten Leben erſcheinenden Geiſtes voraus, und auf der andern Seite müſſen wir jedem von beiden ſeine eigenen Anſprüche zugeſtehen an unſere Theorie. Die Kunſtthätigkeit muß in ihrer Einheit als Geiſtesthätigkeit begriffen werden aus der Natur der Seele und in ihrer Mannigfaltigkeit aus der Wiſſenſchaft der Natur, weil doch dieſe die Bedingungen des Daſeins enthält; und es würde mißlich ſtehen um die Einheit des Begriffs der Kunſt, wenn das Verhältniß der bildenden Kunſt zu beiden von dem der andern Künſte zu denſelben anders als nur dem Grade nach verſchieden wäre. Eben dieſe Einheit des Begriffs der Kunſt iſt nun der nächſte Gegenſtand dieſer Abhandlung. Sie will nicht an die in andern Abhandlungen aufgeſtellten Elemente der Ethik die erſten Principien unſerer Theorie anknüpfen, welches in gehöriger Form und weit genug entwikkelt, um erſprießlich zu ſein, in einem ſolchen Raum nicht geſchehen könnte. Sie will nur einen untergeordneten aber doch nicht unwichtigen Dienſt leiſten, indem ſie die Frage aufs neue vorlegt, ob und in wiefern die verſchiedenen Hervorbringungen, welche alle wir durch den gemeinſamen Ausdrukk Kunſt

zu bezeichnen pflegen, wirklich als Thätigkeit des Geistes Eins sind, woraus ja erst folgen muß, ob und wiefern sie gemeinsame Principien haben und ein gemeinsames Maaß. Denn ich glaube nicht, daß die Antwort schon erwünschterweise gegeben ist. Das Gebiet der Kunst müßte uns sonst als ein völlig abgeschlossenes begriffen sein, das gemeinsame aller und das besondere einer jeden deutlich auseinandertreten, und jeder einzelnen Kunst durch den Zusammenhang aller selbst ihr Gebiet und ihre Aufgabe genau abgegrenzt sein. Aber welche Unsicherheit in diesem allem tritt uns statt dessen entgegen. Wie zweifelhaft ist die Selbständigkeit des einen Gebiets, wie bestritten das Bürgerrecht eines andern, und welche Verlegenheit entsteht oft im einzelnen, wenn bestimmt werden soll, ob diese oder jene Leistung zur Kunst gehöre oder nicht. Ja wenn es fast noch das beste in dieser Hinsicht ist, daß bald diese bald jene Kunst aus dem Standpunkt einer andern behandelt wird, so daß man von malerischem in der Musik, von plastischem in der Poesie und von poetischem überall redet: so werden hiedurch gegenseitige Beziehungen mehr angedeutet als begründet, und die tanzende Bewegung, in der jede Kunst bald diese bald jene vertraulich begrüßt, vergönnt keinen Schluß auf eine nothwendige oder auch nur feste ursprüngliche Stellung derselben gegen einander. So steht die Sache, und daß sie noch so steht, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn die Beantwortung unserer Frage wird auch dadurch noch erschwert, daß die Ausübung der verschiedenen Künste überall so anfängt, daß jede nur auf sich sieht. Diese Ausübung ist immer schon bedeutend vorgeschritten, ehe etwas von Theorie auch nur keimt. Entsteht dann endlich eine: so bildet sie sich ihre Sprache von der Ausübung her, also vom einzelnsten aus nach dem allgemeinen hin, so daß das allgemeinste in jeder schon ein eigenthümliches ist, verschieden von dem allgemeinsten in anderen, und so sind sie auf alle Weise von einander getrennt, ehe von dem hohen wissenschaftlichen Interesse aus die Frage nach ihrer Einheit aufgeworfen wird. Haben wir nun hiezu keine andere Handhabe

als den Namen Kunſt: wie wenig iſt dieſer daſſelbe in der antiken Grundſprache und in der modernen. Unſer deutſches Kunſt hängt mit Können zuſammen und bezeichnet eben ſo die Meiſterſchaft in der Ausführung wie Kunde die in der Auffaſſung, das helleniſche τέχνη hingegen mit Erzeugen und Gebären. Bei uns alſo wollte die Kunſt von dem äußerlichſten an das mechaniſche ſtreifenden benannt ſein, dort von dem innerlichſten und lebendigſten. Welch ein verſchiedener Ausgangspunkt! Wie natürlich, wenn jene unter demſelben Namen mehr zuſammengefaßt hat, was dem eigentlichen Kunſtgebiet nur ähnlich iſt durch Mühe Fleiß und Geſchikk, und dieſe hinwiederum ſolches, was ihm nur ähnlich iſt wegen des heimlichen verborgenen Erſinnens! Wie alſo iſt die Grenze zu ziehen nach der einen und nach der andern Seite? Ja auch die Stellung der Frage ſchon iſt eben wegen dieſes Ganges der Sache ſchwierig. Ob wir fragen ſollen, Was von dem vielen Kunſt genannten läßt ſich als wahrhaft gleichartig, weil von derſelben Geiſtesthätigkeit ausgehend, in ein abgeſchloſſenes Gebiet mit Zurükklaſſung des übrigen zuſammenfaſſen? oder, Auf wie vielerlei Art kann ſich jene in aller wahren Kunſt eine und ſelbige Geiſtesthätigkeit äußerlich manifeſtiren? das wäre, wenn das Wort des Räthſels ſchon gefunden wäre, völlig gleich. Bis dahin aber können wir nicht nur nicht erwarten auf dem einen Wege zu demſelben Ergebniß zu gelangen wie auf dem andern, ſondern nachdem wir auf den lezten ſchon vorläufig verzichtet wird ſchwer zu vermeiden ſein, daß wir, wenn wir den erſten einſchlagen, doch auf eine ganz willkührliche Weiſe beginnen, wenn wir doch nur einiges können mit in Rechnung ziehen und anderes müſſen mit ſeinen Anſprüchen abweiſen.

Denn wenn jede Kunſt als Thätigkeit ihr Ziel findet in ihren Werken, was macht nicht alles Anſpruch darauf ein Kunſtwerk zu ſein! Ich rede nicht von dem, was irgend einem Bedürfniß abhilft, oder irgend einem Zwekke dient, und wäre es auch der erhabenſte wiſſenſchaftliche: denn es iſt jezt ſchon eine

alte Rede, daß was nach der Angemeſſenheit zu irgend einem beſtimmten Zwekk beurtheilt werden muß, aus dem Gebiet der eigentlichen oder ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen bleibt. Aber wenn wir uns auch auf dieſe Weiſe der mechaniſchen Künſtler in Betreff ihres eigentlichen Berufs entledigen: ſo kehrt doch ein großer Theil von ihnen mit neuen Anſprüchen zurükk, indem ſie uns zeigen, wie ſie aus reinem Intereſſe an dem ſchönen ihren Erzeugniſſen ſchöne Formen geben, die für den Zwekk derſelben ganz gleichgültig ſind, indem unbeſchadet deſſelben die nämlichen Werke anderwärts roh und ungeſtaltet ſind. Und wenn wir doch geſtehen müſſen, unſer Wohlgefallen an dieſen Formen ſei der Art nach daſſelbe wie das an den eigentlichen Kunſtwerken: wie könnten wir umhin ihren Anſprüchen unſere Anerkennung zu geben, da keinen Unterſchied zu machen zwiſchen groß und klein eher göttlich iſt als verwerflich! — Und wie iſt es mit dem Verhältniß zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft? Nicht ſo, daß wir beide auf der einen Seite einander gegenüberſtellen, auf der andern nicht zu läugnen begehren, daß, wie es eine Wiſſenſchaft geben ſoll von der Kunſt, ſo es auch eine Kunſt giebt in der Wiſſenſchaft? Wie oft huldigen wir nicht trefflichen wiſſenſchaftlichen Productionen aus allen Fächern ohne Unterſchied, ſelbſt mathematiſche nicht ausgenommen, wie ſehr auch der Calculus mit der Kunſt ſcheint in Widerſpruch zu ſtehen, doch zugleich als wahren Kunſtwerken! Und zwar nicht nur wegen kunſtreicher Behandlung der Sprache, ſelbſt wenn dieſe für die unmittelbare Abzwekkung wenig austrägt, ſondern tief aus dem innern heraus geht uns die Schönheit hervor in dem Ebenmaaß und der Fülle der wohlgerundeten Theile, in dem Reichthum der Beziehungen, in der klaren Ueberſichtlichkeit des Zuſammenhanges. Und wenn wir ſo der Analogie der Eindrukks folgen und ſagen, was ſo geartet iſt und erſcheint, das iſt ein Kunſtwerk: warum ſollen wir den Ausdrukk auf das beſchränken, was der einzelne hervorbringt, und was eine beſtimmte Einheit in ſich ſelbſt hat? Wenn an feſtlichen Tagen große Volksmaſſen ſich in mannigfaltigen

Verhältniſſen ordnen und ſich mit Würde und Leichtigkeit bewegen, wenn bald einzelne dies und jenes kunſtreich darſtellend hervortreten, bald die Maſſen ſelbſt ſich ſpielend zerſtreuen und wieder ſammeln, wenn in ſolchem Gewühl Freiheit und Ordnung ſich gegenſeitig unterſtüzen und lebendig erhalten, und auch mitten darin jeder ein ſicheres Gefühl hat von der freudigen Zuſammenſtimmung und der leichten Entwikklung des ganzen: iſt nicht eine ſolche Fülle ſchöner freier Bewegung, ein ſolcher Inbegriff von Kunſtdarſtellung und unmittelbarem Lebensausdrukk, deren Wechſel doch nur als Skizze angeordnet iſt, das beſte in der Ausführung aber improviſirt wird, nicht auch wieder ein Kunſtwerk für ſich, ohnerachtet keiner es hervorbringt? Und werden wir nicht daſſelbe zugeben müſſen von den Verſammlungen der frommen, wenn ſich erhabener Geſang und würdige Rede, bedeutſame Handlungen und ausdrukksvolle Bewegungen zu einem ergreifenden ganzen bilden, daß auch dieſes, nicht nur in dem Maaß als jeder der einzelnen Theile kunſtgerecht iſt, ſondern auch für ſich als Einheit dieſer Theile ein Kunſtwerk ſei? Doch auf eben dieſe Weiſe werden wir uns nicht erwehren können, auch noch weiter gehend uns über das menſchliche überhaupt zu erheben. Oder ſollte der Eindrukk, den uns die unſern Kunſtwerken verwandten natürlichen Gegenſtände aufdringen, ſich als ein anderer erkennen und beſchreiben laſſen? und enthüllt ſich nicht unſern Blikken ſo wie wir ſie nur hierhin wenden eine eben ſolche nur unermeßliche vom kleinſten bis zum größten in tauſendfältigen Abſtufungen ſich erſtrekkende Reihe von göttlichen Kunſtwerken? Sehen wir nicht an der Productivität der Erde, und auch gleichgültig gleichſam für ihre Hauptbeſtimmung, dieſe Fülle von Zierlichkeit in den Geſtaltungen, von Farbenſchmelz und Pracht in den Culminationsmomenten des vegetabiliſchen Lebens? Und an den Denkmälern der mannigfaltigen Umgeſtaltungen, durch welche erſt der Planet ſich zum Wohnſiz der Intelligenz entwikkeln konnte, iſt uns nicht an dieſen als Zugabe geſchenkt dieſe Fülle pittoreſker Schönheit und Erhabenheit an den Abhängen

des gewaltſam emporgetriebenen Bodens, auf den alten Kampfplätzen des ſtarren und des flüſſigen; und ſind nicht an dem unentbehrlichen lebenbringenden Tanz, in dem ſich Erde und Sonne bewegen, ein zufälliges und freies Kunſtſpiel jene muſikaliſchen Fantaſien, welche täglich zum Willkommen und Abſchied die Sonne ausführt auf dem diatoniſchen Farbenklavier unſerer Atmoſphäre? Und dann wieder nicht an ſondern in der Anordnung und Vertheilung des Lebens, welcher Reichthum von Harmonien in den aufſteigenden Stufen und in der Verſchiedenheit des gleichen, worin doch das geübte Auge daſſelbe Weſen und dieſelben Grundformen mit Leichtigkeit entdekkt. Und welche Vollkommenheit der Conſtruction ahnden wir erſt in der Zuſammenſtellung in den verborgenen Beziehungen eines jeden Syſtems von Weltkörpern. Ja werden wir nicht ſagen müſſen, es ſei nur die Unvollkommenheit unſerer Einſicht, nur die eigennüzige Befangenheit unſerer Betrachtungsweiſe Schuld daran, daß wir die göttliche Kunſt nur einzeln als an anderm und in anderm erblikken; aber doch ſollten wir getroſt behaupten, daß ſich die Welt in der geſammten Einheit ihrer Entwikklung wie das Eine alles umfaſſende Kunſtwerk verhalte, und daß die höchſte Beſtimmung des Geiſtes in dem Genuß dieſer göttlichen Kunſt beſtehe, die es eigentlich auch jezt ſchon allein ſei, wodurch wir künſtleriſch aufgeregt werden, die aber wenn ganz erkannt erſt den Menſchengeiſt zu ewiger Muſik und Poeſie beleben wird. Denn erſt in dem Maaß wir erkennen, wie Gott in der Schöpfung Künſtler ſei, können auch wir in der Kunſt ſchöpferiſch werden; und das ſei der wahre und tiefere Sinn der Formel, daß die Kunſt Nachahmung der Natur ſei, nicht Nachahmung im eigentlichen Sinn, ſondern wie im großen alles gedichtet werde und gebildet, ſo wiederhole ſich im kleinen daſſelbe durch das einzelne Bewußtſein. Löſet ſich aber auf dieſe Weiſe alles in der Einheit der göttlichen Kunſt auf, deren Werk dann auch die künſtleriſche Art und Richtung des menſchlichen Geiſtes iſt: ſo müſſen wir wol davon abſtehen das beſondere Gebiet der menſchlichen Kunſt nach

derſelben Formel auszumeſſen, indem wir nämlich zuſammenſtellen, was in uns daſſelbe reine Wohlgefallen erwekkt, und was wir zugleich nicht auf beſtimmte Zwekke zu beziehen wiſſen. Nichts aber liegt uns alsdann näher als die Frage, wie eben dasjenige, was wir als Werk in daſſelbe Gebiet mit der göttlichen Kunſt ſtellen, auf ſeine eigene Weiſe als menſchliche That und unterſchieden von andern menſchlichen Thaten zu Stande komme. In dieſer Frage ſelbſt liegt aber ſchon die Aufforderung, damit wir leichter zu einer einfachen Antwort gelangen, das künſtleriſche, wie es an einem andern oder in einem anderen vorkommt, vorläufig bei Seite zu ſtellen und uns zunächſt nur an die ſelbſtändig auftretende Kunſt zu halten, welche Werke, die nichts anderes ſein wollen, zu Tage fördert.

Aber auch dies iſt nicht leicht und einfach auszuſcheiden, ſondern — um nur Eines anzuführen — ein großes Kunſtgebiet iſt ſchon lange ein ſtreitiger Gegenſtand, ob es zu den ſelbſtändigen Künſten gehöre, oder ob es nur Kunſt ſei an einem anderen. Wenn die einen von der Größe und Höheit der baukünſtleriſchen Werke hingeriſſen die Architektur eher vor als nach allen andern als eine ſelbſtändige Kunſt verehren und ſie vertheidigen, daß ſie ſich nur ihres guten Rechts bediene, wenn ſie um Raum zu gewinnen und ſich Bahn zu machen ſich gern ſo anſtelle, als wolle ſie nur beſcheiden allerlei würdigen menſchlichen Zwekken dienen, dann aber ſich leicht auch um der geringſten künſtleriſchen Rükkſichten willen über alle Zwekkmäßigkeit faſt ſpottend hinwegſezt: ſo bleiben andere ſtreng und feſt dabei, jedes eigentliche Gebäude ſei nur ein gemeinſchaftliches Gewand für mehrere oder ein Gefäß, innerhalb deſſen Menſchen zuſammengehalten werden und ſich bewegen, und alle ſchönen oder erhabenen Formen ſeien nur inſoweit zuläſſig, als zuvor der Zwekk, für den das ganze errichtet werde, ſichergeſtellt ſei, und nicht einmal wollen ſich dieſe zu einer Theilung verſtehen, daß nämlich das kunſtmäßige der Wohnungen und Geſchäftsgebäude allerdings nur an einem anderen ſei, die Baukunſt aber in allen

den Werken, welche nur dem feſtlichen öffentlichen Leben angehören, auch als eine ſelbſtändige Kunſt müſſe angeſehen werden. Und ein ähnlicher zwar nicht ſo laut und wiederholt geführter aber doch nicht minder intereſſanter Streit erhebt ſich auf der ganz entgegengeſezten Seite ſo weit als möglich entfernt von dem körperlichen Stoff, den die Baukunſt behandelt. Nämlich wenn doch die Tugend Schönheit ſei, ſagen einige: ſo müſſe, wie alles ein Kunſtwerk ſei, deſſen Element die Schönheit iſt, auch ein in einer Reihe von freien Handlungen und wohlüberlegten Thaten in einer gewiſſen Vollkommenheit ſittlich durchgeführtes Leben als eine in ſchönem Ebenmaaß zuſammengehaltene Fülle von Thätigkeiten ein treffliches Kunſtwerk ſein, oder vielmehr ein ſolches, welches, wie die Welt die Geſammtheit göttlicher Kunſtwerke in ſich ſchließt, alles was einzeln ſo genannt werden kann als ſeine Theile in ſich hat; denn jede einzelne Kunſtleiſtung müſſe doch vor allen Dingen als Element eines ſolchen Lebens gerechtfertigt werden können. Andere hingegen meinen, der ſittliche Menſch könnte zwar in dieſem Sinne ein göttliches Kunſtwerk ſein, nichts aber könne für ein menſchliches gelten, was einen natürlichen Anfang habe und ein natürliches Ende, mithin nicht in ſeiner Abgeſchloſſenheit vorher aufgefaßt geweſen ſei. — Iſt nun hier ſo vieles ſtreitig: wie ſollen wir einen Standpunkt gewinnen um unſere Aufgabe zu löſen? Denn wollen wir von oben herab von dem Weſen des Geiſtes ausgehen, ſei es an ſich oder ſo wie er ſich in dem leiblichen Leben offenbart, um die beſondere Thätigkeitsweiſe zu beſtimmen, welcher alle wahren Kunſtleiſtungen aber auch nur dieſe entquillen: ſo müßte es erſt auf dieſem Gebiet etwas allgemein anerkanntes geben, damit wenn wir davon ausgingen auch jeder folgen müßte. Wollen wir uns aber unten hinſtellen und den Begriff der Kunſt ſo beſchreiben, daß alle eigentlich ſogenannten Künſte aber auch nur ſie Raum darin haben: ſo müßten wiederum erſt jene Streitigkeiten über einzelne Gebiete geſchlichtet ſein, ohne doch daß wir einen Richterſtuhl anzugeben wüßten, vor welchem. Und ſo ſcheinen dieſe

nigen leider Recht genug zu haben, welche behaupten, nichts einzelnes könne gewußt werden als nur zugleich mit allem anderen. Was bleibt uns alſo übrig als nur ſehr unkünſtleriſch und eben ſo unwiſſenſchaftlich irgendwo in der Mitte uns feſtzuſezen und zu verſuchen, ob es uns gerathen will, und wenn wir auch bald zugeben bald wieder abnehmen müſſen, doch endlich etwas feſtes und ſicheres zu finden.

So wollen wir uns denn zunächſt halten an eine alte Rede, die ſich aber auch in dem Munde neuer Meiſter wiederholt, daß alle Kunſt entſpringt aus der Begeiſtung aus lebhafter Bewegung der innerſten Gemüths- und Geiſteskräfte, und an eine andere eben ſo alte tief in unſere Denkweiſe eingewurzelte, daß nämlich jede Kunſt ihr Werk muß aufzuweiſen haben. Und ſo wäre wol das nächſte, zuzuſehen inwiefern in den verſchiedenen Künſten auf dieſelbige Weiſe aus der Bewegung das Werk entſteht. Aber der Schwierigkeit der Sache wegen möchte es gerathen ſein den Verſuch bei denen Künſten zu beginnen, wo der Weg zwiſchen beiden Punkten nur kurz ſein kann, und der Prozeß ſehr einfach erſcheint. Und glükklich wären wir und hätten einen guten Wurf gethan, wenn wir auf der einen Seite neben dem Kunſtwerk auch ein verwandtes kunſtloſes fänden, um zeigen zu können, wie das eine ſich von dem andern unterſcheidet, und auf der anderen Seite das gefundene auch auf die anderen Künſte übertragen könnten, bei denen der Weg nicht mehr ſo kurz iſt und das Verfahren nicht mehr ſo einfach. Nun können wir wol Freude und Schmerz ohne nach Inhalt und Veranlaſſung beſonders zu fragen ohne weiteres als ſolche auch zu der innerſten Quelle des Lebens durchdringende Erregungen aufſtellen. Beide haben ihre entſprechenden Aeußerungen im Ton und in den willkührlichen leiblichen Bewegungen. Aber freilich wie die ausgelaſſene Freude ſpringt und ſich in kreiſenden Bewegungen ermüdet, wie ſie umarmend an ſich reißt und fahren läßt, wie ſie halb inarticulirte Töne bunt durch einander in mancherlei Höhe und Tiefe ausſtößt; und wie eben ſo auch der Schmerz

chne Maaß und Regel seufzt und schreit, sich in kläglichen Windungen umherwirft, und so die Tonleiter auf- und abläuft und alle barokksten willkührlichen Bewegungen am häufigsten wiederholt: so ist bei diesen Aeußerungen an ein Kunstwerk nicht unmittelbar zu denken. Und doch sind dies unläugbar die Naturanfänge zweier Künste, das kunstlose zu Tanz und Gesang als dem kunstmäßigen, zwei Künste, aus denen sich doch die größeren Gebiete der Mimik und der Musik nur durch natürliche Erweiterung entwikkelt haben. Was ist aber nun der specifische Unterschied zwischen dem kunstmäßigen und kunstlosen? Dies unstreitig, daß die rohen und ungeschlacht wechselnden Bewegungen unter Maaß und Regel gebracht werden; aber diese haben in der ursprünglichen Erregung je stärker sie ist um so weniger ihren Grund. Vielmehr ist es das Wesen jenes kunstlosen Zustandes, daß Erregung und Aeußerung identisch sind, und völlig gleichzeitig durch ein bewußtloses Band vereinigt mit einander beginnen und mit einander verlöschen, oder noch genauer zu reden sind beide wahrhaft eins und nur von dem draußen stehenden Beschauer willkührlich getrennt; wogegen in jeder Kunstleistung diese Identität wesentlich aufgehoben ist. Die Erregung für sich weiß nichts von Maaß und Regel, sondern finden wir ihre gewohnten Aeußerungen unter die Ordnung gebracht und in Kunstelemente verwandelt, da ist auch was äußerlich erscheint innerlich vorgebildet gewesen. Eine andere höhere Gewalt ist zwischen eingetreten und hat das sonst unmittelbar verbundene geschieden; ein Moment der Besinnung schlägt gleichsam trennend ein, bricht auf der einen Seite schon durch das Anhalten durch die Weile jene rohe Gewalt der Erregung und bemächtigt sich zugleich während dieses Anhaltens der schon eingeleiteten Bewegung als ordnendes Princip. Dieser Moment ist es also, durch welchen sich die Kunst von dem bloßen Naturprozeß unterscheidet, es ist der Moment der Conception, in welchem was hernach äußerlich hervortritt sich innerlich vorbildet. Eine innere Erregung muß vorausgegeben werden, welche irgend eine nach außen gehende Function aus

dem Schlummer wekkt und aufregt, eine Thätigkeit in dieſer muß eingeleitet ſein durch jenen Impuls; aber dies ſind nur die Bedingungen der Kunſt. Kunſtthätigkeit entſteht nur in ſofern, als wo jene eintreten auch ein kräftiges Maaß dieſer Beſinnung vorhanden iſt, welche die Naturthätigkeit über ſich ſelbſt erhebt und zu einer Offenbarung des ſich ſeiner bewußten und die Erregung beherrſchenden Geiſtes adelt. Und dieſes iſt der tiefere urſprüngliche Sinn der Formel, daß die Leidenſchaften oder vielmehr die leidentlichen Zuſtände gemäßigt werden durch die Künſte. Wo der Trieb ſtark genug iſt, welcher jede aufgeregte Bewegung in reine Darſtellung verwandelt, da wird auch zurükkgewirkt auf die Empfindungen und Gefühle, denn die Begierden freilich, welche einem beſtimmten Ziele zueilen, ſind dieſem Geſez nicht unterworfen. Unterſcheidet ſich nun auf dieſem Gebiet das kunſtmäßige von dem kunſtloſen weſentlich durch dieſe zwiſchen eintretende vorbildende Beſinnung, und finden wir dieſe zugleich in allen Künſten: ſo werden wir es vorläufig wenn auch nur als einen gewagten Saz aufſtellen dürfen, daß dieſe das Weſen jeder Kunſt als ſolcher ſei. Iſt aber durch die vorbildende Beſinnung das unmittelbare Zuſammenſchlagen von Erregung und Aeußerung aufgehoben: ſo ändert ſich natürlich auch das ganze Verhältniß zwiſchen beiden. Wirkt nämlich in dem kunſtloſen Zuſtand der Erregungsmoment nur unmittelbar: ſo erſchöpft er ſich auch größtentheils durch einen kleinen Kreis von Bewegungen, und wenn er zu ſchwach iſt bewirkt er gar nichts. Auf dieſe Weiſe entſtehen dann von jeder Erregungsweiſe aus analoge und verwandte Aeußerungen, aber alle geringfügig und vereinzelt. Wird aber der Prozeß durch die vorbildende Beſinnung aufgehalten: ſo kann noch während dieſer Hemmung ein zweiter erregter Zuſtand entſtehen, der vielleicht für ſich gar nichts bewirkt hätte, der aber nun doch etwas zur Darſtellung hinzubringt und ſie über jenes Maaß hinaus erweitert. Auf dem Gebiet der Kunſt alſo kann es Darſtellungen geben, die ſich auf eine Reihe von Erregungsmomenten beziehen. Und dieſes wirkt auf die ganze

Eintheilung des Lebens, denn je mehr Kunstsinn in einem Volk um desto mehr bilden sich in demselben festliche Zeiten. Was den Menschen unter den Geschäften des Lebens innerlich bewegt, das bleibt innerlich verwahrt, die vorbildende Thätigkeit regt sich, aber tritt wieder zurükk um sich nicht ins kleine zu zersplittern, und die festliche Zeit ist nichts anders als der gemeinschaftliche Entladungsact für die aufgesparte Darstellung. Aber ebenso läßt sich nun auch denken, daß es Erregungsmomente giebt, die so tief das ganze Wesen ergreifen, daß sie eine gleichsam unendliche Aufgabe für die urbildliche Besinnung werden. Ein einzelner Act auch nach dem größten Maaß genügt ihr nicht, die Erregung ist noch nicht gestillt und fährt fort nach außen zu drängen, und Ein Moment, der mit einem Uebermaaß von erregender Kraft das ganze Wesen durchzieht, erhält auch die vorbildende Besinnung immer rege und wird das Thema eines ganzen Lebens. Und betrachten wir die Verhältnisse, welche zwischen den drei aufgezählten Elementen, der Erregung, der Vorbildung und der Ausführung, stattfinden können: so erkennen wir daraus fast alle die verschiedenen Gestaltungen, welche die Geschichte der Kunst uns bekannt macht. Nämlich fehlen gänzlich kann keines von allen dreien, wenn überall etwas von Kunst anfänglich zu Stande kommen oder zulezt übrig bleiben soll, aber fast bis zum Verschwinden kann sich das eine gegen die andern zurükkziehen oder im Uebermaaß über die andern hinausragen. Denken wir uns zuerst, was leider häufig genug vorkommt ja gewissermaßen einzelne Perioden ganzer Künste charakterisirt, daß nämlich die organische Fertigkeit nicht gehörig entwikkelt ist, welcher obliegt das vorgebildete zur wirklichen Darstellung zu bringen: so klagen wir über eine Ungeschikktheit, welche den Genuß der geistreichsten Erfindungen verkümmert, und auch einem kräftigen Genius die Freude einer allgemeinen Anerkennung verbittert. Eine Unvollkommenheit, an welcher in der ersten Periode der Productivität jeder geistreichste Künstler am meisten leidet, bis er seinen eigenthümlichen Styl in der Ausführung troz der Dürftigkeit seiner

Umgebungen oder aus dem Kampf mit einer abgeſtorbenen Ueberlieferung glükklich herausgearbeitet hat. Und iſt es unvermeidlich, daß auch die Erfindung ſich dürftiger geſtaltet, wenn das Bewußtſein ſie hemmt, wie wenig die Mittel zureichen, und muß ſie, wenn ſie ſich über dieſe Dürftigkeit erheben will und es verſchmäht ſich zurükkſcheuchen zu laſſen, doch wegen der Unfähigkeit den äußeren Anforderungen zu genügen nothwendig unvermögend erſcheinen: ſo bleibt dann nichts übrig als eine vergeblich ringende Genialität, welche zwar den geiſtigen Werth der Perſönlichkeit wenngleich einer unerzogenen verkündigt, aber zu dem gemeinſamen Kunſtſchaz wenig oder nichts bleibendes hinzufügt. Wenn hingegen die Erfindungsgabe, in welcher eigentlich erſt die zur wahren Begeiſtung geſteigerte urſprüngliche Erregung ſich kund giebt, nur dürftig eintritt, während es doch einer lebendigen Natur nicht an erregenden Momenten fehlt, und auch die organiſchen Fertigkeiten auf einem beſtimmten Gebiet ſo weit entwikkelt ſind, daß ſie auch einer kräftigeren Erfindungsgabe genügen könnten: ſo wird nicht etwa, wie man denken könnte, der alte kunſtloſe Zuſtand wieder eintreten, denn weder kann ſich dieſer erhalten, wenn einmal in einer Geſammtheit nur überhaupt Kunſtſinn und ein Kunſtleben ſich entwikkelt hat, noch kann auch das kunſtloſe Hervortreten dem ſelbſt genügen, in dem der Organismus irgend einer Kunſtübung ſich genugſam gebildet hat um auch größeres zu leiſten. Vielmehr wenden ſich dann beide, die Erregbarkeit, die ſich äußern will, und die organiſche Fertigkeit, welche nach Beſchäftigung verlangt, an eine fremde beiden am nächſten zuſagende Erfindungsgabe, und ſo entſteht dann in der Kunſt das weite und reich beſezte Feld der Nachahmung. Wir verſtehen aber darunter zweierlei, nämlich nicht nur die fremden Muſtern folgende und daher das Kunſtgebiet nicht erweiternde Production, welche in jeder Gattung und jeder Periode einen ſo breiten Raum einnimmt, daß ſie vorzüglich die Maſſe der Kunſterzeugniſſe bildet, aus der man die einzelnen urſprünglichen Werke mühſam herausſuchen muß. Sondern auch

diejenigen gehören hieher, welche fremde Werke, die in dem Gebiet liegen, für welches sie selbst erregt sind, sich und andern wiederholt zum Genuß darbieten, wie denn Uebersezer und Rhapsoden oder kunstreiche Vorleser auf diese Weise den Dichtern dienen, Kupferstecher, sofern sie auch selbst noch an der Kunst Antheil haben, wie man es freilich von den Formgießern der Bildhauer nicht sagen kann, den Malern, und die Virtuosen auf allen Instrumenten, die menschliche Stimme mit eingeschlossen, den Tonkünstlern. Alle diese haben einen selbstthätigen Antheil an der lezten Ausübung des Künstlers, ja er überläßt ihnen diese oft ganz, und bedarf solcher ausführenden Virtuosen nicht minder als sie seiner. Und diese Befreundung zwischen denen, bei welchen die künstlerische Erfindung so überwiegt, daß die organische Fertigkeit nicht Schritt halten kann, und denen wiederum, welche diese voraushaben jener aber ermangeln, beruht doch darauf, daß das, was jeder besizt von beiden, aus derselben Art erregt zu sein abstammt. Und nun dürfen wir nur denen, welchen schon die Gabe der Erfindung fehlt, auch noch die ausübende Fertigkeit nehmen: so haben wir den Ort gefunden für die selbst nicht productiven aber doch für die Kunst erregten Kunstfreunde, welche doch nicht so befriedigt sein könnten durch den Genuß und nicht so begeistert für das Gedeihen der Kunstthätigkeiten, wenn nicht auch sie mit den Künstlern selbst wenigstens die ursprüngliche eigenthümliche Erregung gemein hätten. Kaum scheint es möglich nach dem, was bisher gesagt worden, auch noch den dritten Fall einzuführen, nämlich daß die andern beiden Elemente vorhanden sein könnten, die Erregung aber fehlen, denn diese haben wir ja als den ersten Ursprung der beiden andern gesezt. Allein alle schlechten Zeiten in der Geschichte der Kunst haben grade diesen Ursprung. Hat in einem Volksleben die Kunst geblüht: so ist es auch ein Ehrenpunkt geworden oder ein Artikel des Luxus Kunstwerke nicht nur zu besizen sondern auch Kunstschüler in der Fremde bilden zu lassen. Und so wird denn die Kunst auch bei mangelnder Erregung noch fortgetrieben aus wenn auch nicht ta-

delnswürdigen doch allemal fremden Bewegungsgründen, wobei sie sich natürlich nur mehr in geistlosen Mechanismus oder falsche Tendenzen verliert, bis vielleicht ein neues Leben für sie anbricht. Können wir uns nun aus diesen einfachen drei Elementen so leicht die verschiedenen Stufen ja auch Ausweichungen in dem Leben der Kunst zurechtlegen: so fragt sich, ob wir nicht auch aus denselben sollten die übrigen verschiedenen Gebiete der Kunst bei genauerer Betrachtung entwikkeln können. Offenbar nun muß das Geheimniß liegen zwischen dem, was wir die Erregung, und dem, was wir die vorbildende Besinnung nannten; denn ist diese einmal an ihrem Werk, so ist auch das Kunstgebiet bestimmt. Die Stimme mit ihren nachahmenden Instrumenten, die Hand mit ihren mancherlei Werkzeugen, der ganze Körper selbst bringen nur das zur äußeren Erscheinung, was in dem inneren Urbilde schon gesezt ist; das innere Auge hat gesehen, das innere Ohr hat gehört, und nun wird für den äußeren Sinn gearbeitet.

Hiebei nun muß ich zuerst bevorworten, daß wenn vorher Freude und Schmerz im allgemeinen als solche Erregungen namhaft gemacht wurden, deren sich die kunstmäßig bildende Besinnung bemächtigen könne, dies weder allgemein gelten kann, als ob alle Kunstthätigkeit von diesen beiden ausginge, so daß die Begeistung in allen dieselbe wäre, und nur zu zeigen bliebe, wie so nun hieran bei dem einen sich die dichterische bei dem andern die malerische Vorbildung anknüpfe, noch auch ausschließend, als ob unmittelbar und ohne weiteres an jede von beiden sich die vorbildende Besinnung anlehne. Sondern nur sofern in beiden mitgesezt ist oder sich von selbst daraus entwikkelt der Trieb der Aeußerung; und nicht sind jene beiden die gemeinsame Begeistung aller Künstler, sondern jedes Kunstgebiet hat seine eigne. Daher gestaltet sich uns nun unsere Frage so, Welches ist bei jeder Kunst die ursprüngliche den Trieb auf die Aeußerung schon in sich schließende und von da aus in eine bestimmte Werkbildung übergehende Erregung, die wir in dieser lezten Hinsicht vorzüglich

Begeiſterung nennen? Und dann würde zu unterſuchen ſein, in wiefern dieſe ihrer Aehnlichkeit wegen, oder wenn wir es bis dahin bringen können, wegen ihres Verhältniſſes zu den übrigen Geiſtesthätigkeiten uns berechtigen ſie mit allen ihren Wirkungen unter Einen gemeinſamen Begriff zu bringen. Wie uns nun dieſes gelingt, in demſelben Maaß werden wir dem Begriff ſeinen Umfang beſtimmen können, wo nicht, ſo würden wir dann anheimzuſtellen haben, ob auch dieſer Verſuch vergeblich und auf eine andere Löſung der Aufgabe zu warten iſt, oder ob der Vermuthung Raum zu geben, die Künſte ſeien nur zufällige Erzeugniſſe, bald ſo bald anders ſich geſtaltend, verſchwindend und wieder zurükkehrend, ohne daß dies mit irgend etwas weſentlichem in der menſchlichen Entwikklung zuſammenhange. Stände es nun ſo mit der ſchönen Kunſt, ſo müßte ſich allerdings unſere Freude an ihr und unſere Liebe zu ihr gar ſehr herabſtimmen, ſie ſänke herab zu den unbedeutenderen Verſchönerungen des Lebens und es müßte von ihr gleichfalls gelten, daß ſie nur gefährlich und für die weſentlichen Verrichtungen des Menſchen ſtörend eingreifen müſſe. Daß nun dieſe Vermuthung um deſto mehr Raum gewinnt, je mehr vergebliche Verſuche die Theorie aufzuzeigen hat ..... *)

*) Hier bricht das Manuſcript ab. J.

2. *)

Wenn ich in der erſten Abhandlung ein Paar einzelne zwar ſehr alte und weit verbreitete Kunſtzweige in ihrem Verhältniß zu dem analogen kunſtloſen betrachtet und daraus die drei weſentlichen Momente jeder Kunſtthätigkeit, die Erregung die Urbildung und die äußere Darſtellung, abgeleitet habe: ſo iſt dabei keineswegs die Meinung geweſen, daß die Kunſtwerke ſollten aus denſelben erregten Gemüthszuſtänden entſpringen, welche ihren natürlichen Ausdrukk finden in dem kunſtloſen Ton und der kunſtloſen Gebehrde. Vielmehr um eine ſolche Behauptung zu widerlegen wäre nicht einmal nöthig zu fragen, ob wol jene mit der Natur wetteifernden Schöpfungen der Maler und Bildhauer, ja welche ihr Geſeze vorzuſchreiben ſcheinen, indem wir in denſelben das Maaß erblikken, an welches nur wenige von den Geſtalten, welche die Natur hervorbringt, hinanreichen, und ob wol jene Dichterwerke, in denen eine ganze Welt voll menſchlichen Lebens ſich vor uns bewegt, ob dieſes alles wol könnte aus einer eben ſolchen wenngleich noch ſo ſtark angeſpannten oder ſeit noch ſo langer Zeit aufgeſammelten Stimmung hervorgegangen ſein, welche in jenen kunſtloſen Ausdrukk ausgeht. Sondern gleich an das dort aufgeſtellte anknüpfend muß ja folgen, daß,

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 2. Auguſt 1832. Z.

ſobald ein Moment der Beſinnung zwiſchen eintritt, von welchem aus Maaß und Beſtimmtheit in Ton und Gebehrde übergeht, die Handlung ſchon dem Einfluß der bewegten Stimmung enthoben iſt; ſie iſt nun nicht mehr die Reaction des getroffenen und erſchütterten Gemüths nach außen, ſondern ſie wird von dieſem Augenblikk an das Werk des Künſtlers. Ja wir verlangen von dieſem, er ſoll uns außer Stand ſezen zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen Erregungen ſind oder die anderer, welche er zur Darſtellung bringt. Meine Abſicht bei jener Zuſammenſtellung ging auch zunächſt nur dahin, jenes Gebiet des kunſtloſen mit dem der Kunſt zuſammenzufaſſen unter dem gemeinſamen Triebe, auch die flüchtigſte innere Lebensbewegung an etwas äußerem feſtzuhalten, auch die, welche ſich leicht ganz verbergen könnte, heraustreten zu laſſen, damit alles auch das eigenthümlichſte nach Vermögen öffentlich werde und gemeinſam; und dieſen Trieb, der aber freilich, damit er ein Werk hervorbringe, irgend wie muß beſtimmt worden ſein, dieſen wollten wir als den Urſprung aller Kunſt anſehn. Um aber das Verhältniß beider zu einander noch genauer anzuſchauen, und uns dadurch den Weg zu unſerm weiteren Verfahren zu ebnen, müſſen wir noch eine andere Betrachtung hinzufügen. Außer dem kunſtloſen Ausdrukk nämlich und dem Kunſtwerk findet ſich noch ein drittes, was zu dieſem Triebe ebenfalls in beſtimmtem Verhältniß ſteht. Gehen wir von der Vorausſezung aus, nach welcher ich auch in der zweiten Abhandlung über den Begriff des höchſten Gutes der Kunſt ihren Ort angewieſen habe, daß nämlich jedes menſchliche Einzelweſen nach Maaßgabe ſeiner Entwikklung nicht nur räumlich und zeitlich eine beſondere Lebenseinheit iſt, ſondern auch — zugegeben allerdings, daß es Verhältniſſe giebt, unter denen der Unterſchied als ein unendlich kleines verſchwindet — doch in jedem auch der Geiſt ſelbſt ein beſonderer wird, die verſchiedenen weſentlichen Theile der Aufgabe unſeres Lebens in einem anderen Verhältniß auffaßt, ſich mit mehr oder weniger Neigung zu dem einen und dem andern hinwendend, dieſes aus einem höheren jenes aus ei-

nem niedern Geſichtspunkt auffaſſend, alles dieſes jeder anders als der andere; gehen wir hievon aus ſage ich: ſo wird auch zuzugeben ſein, daß aus jeder Reihe von Handlungen des Einzelweſens, je länger wir ſie faſſen können und je mannigfaltiger ſie iſt, auch um ſo mehr jene innere Einheit, die wir den Charakter des Menſchen zu nennen pflegen, ans Licht tritt und anſchaulich wird. Und ſo kommen wir auf jenes oft geſagte und auch hier ſchon früher angeführte zurükk, daß jedes ſittlich und folgerecht geführte Leben ſelbſt ein Kunſtwerk ſei, um deſto vollkommner je klarer es jene Einheit zur Darſtellung bringt. Aber doch unterſcheidet es ſich von dem eigentlichen Kunſtwerk in dieſer Beziehung auf entgegengeſezte Weiſe wie der kunſtloſe Ausdrukk. Denn wenn dem lezteren auch derſelbe Trieb zum Grunde liegt, aber er kommt nicht zum Bewußtſein, ſondern unwillkührlich wird das innere ein äußeres, und wenn hier nur inſofern das Heraustreten nicht etwas ganz unfreies iſt, weil es wenigſtens durch den Willen gehindert werden kann, wenn jemand die Abſicht hat ſich zu verſchließen und zu verbergen: ſo ſehen wir hier den umgekehrten Fall. Die geſammte Reihe von ſittlichen Handlungen entſpricht jener Aufgabe ſich ſelbſt kund zu machen in jedem beliebigen Grade, und keine unter ihnen iſt nicht aus einem freien Entſchluß hervorgegangen; aber die Abſicht war doch nicht auf dieſe Kundgebung gerichtet, ſondern bei jeder Handlung auf das, was ſie für die Geſammtaufgabe leiſten ſollte. Die Kunſt alſo im eigentlichen Sinn ſteht zwiſchen dieſen beiden Enden. Offenbaren kann ſich einmal das innere nur in der heraustretenden Thätigkeit, in der Production, aber um ein Kunſtwerk zu ſein muß die Offenbarung nicht unwillkührlich ſein ſondern bewußt und gewollt, und die Hervorbringung muß nichts anderes beabſichtigen als nur das Heraustreten und Kundwerden des inneren; alles was ſonſt dadurch bewirkt wird darf nur zufällig ſein und auf das Werk ſelbſt keinen beſtimmenden Einfluß ausüben.

Wollen wir alſo unſerer Aufgabe, den Umfang des Begriffs

der Kunſt in dieſem engeren Sinne des Worts zu verzeichnen, an dieſes allgemeine Merkmal knüpfen: ſo würde uns obliegen nicht nur ſolche Hervorbringungen nachzuweiſen, die nichts anderes bezwekken als dieſes Hervortreten des inneren, und die eben dieſes auch wirklich erreichen, ſondern wir müßten auch die verſchiedenen Arten derſelben ausſchließend zuſammenfaſſen können und deutlich machen, daß es mehrere als dieſe nicht geben könne. So dürfte uns auch nicht genügen zu wiſſen, daß jeder ſolche Kunſtzweig in der That gewiſſe Zuſtände ans Licht bringt, ſondern wir müßten ſicher ſein, daß entweder jeder für ſich, oder wenn das nicht, dann wenigſtens alle in ihrem Zuſammenwirken der ganzen Aufgabe vollſtändig entſprächen. Das erſte haben wir allerdings ſchon gethan. Denn giebt man zu, daß Ton und Gebehrde der natürliche Ausdrukk des irgendwie aufgeregten inneren ſind, und daß ſie nicht aufhören dieſes zu ſein, wenn auch der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen beiden Momenten aufgehoben und die muſikaliſchen oder mimiſchen Elemente unter ſich gemeſſen und geordnet ein ganzes bilden: ſo folgt auch, daß Mimik und Muſik nicht minder in ihrer entwikkeltſten Geſtalt als in ihrer urſprünglichen Einfalt ſolche der Aufgabe entſprechende Hervorbringungen ſind. Aber was iſt dieſer geringe Anfang gegen die ganze Aufgabe! Unmöglich ſcheint es auch alle anderen Künſte, denen nie jemand dieſe Würde ſtreitig gemacht hat, aus dieſen Naturelementen abzuleiten, und andere ähnliche ſcheint es nicht zu geben. Und doch wäre es beſſer die Aufgabe fallen zu laſſen als etwas zur Zeit noch gar nicht zu löſendes, als ſie zu verwirren durch jenes falſche aber auf dieſem Gebiet nur gar zu gewöhnlich gewordene Verfahren, welches bei der Erfahrung zu Borg gehend das was dieſe an die Hand giebt ſo lange hin und her zieht und zerrt, bis es ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſehend um ſo leichter dafür angeſehen werden kann, als ſei es ſelbſt gefunden und von oben her abgeleitet. Aber auch der Punkt, auf dem wir gegenwärtig ſtehen, iſt ſchwer feſt zu halten, und es will mit den Künſten gehen wie mit den Tugenden, daß

ſie bald als mehrere erſcheinen, bald wieder nur eine ſein wollen. Denn was iſt doch der Ton anders als auch Bewegung, wenn gleich nur eines einzelnen organiſchen Syſtems? und will man einwenden, das gelte doch nicht von den künſtlichen Tönen der Inſtrumente: ſo ſind dieſe genau genommen ja nichts anders als für die Stimme was die geſchliffenen Gläſer für das Auge ſind, mit dem Organ eins, zugebildete Anſäze an daſſelbe, um des Menſchen Fähigkeit zu tönen zu erhöhen und alles, was ahndungsvoll in ihm innerlich geklungen hat, auch dem äußeren Ohre zuzuführen. Wäre alſo gar Bewegung in dieſem weiteren Sinne des Wortes das einzige, wodurch ſich das innere Leben kund gäbe? Zwei Anknüpfungspunkte bieten ſich mir noch, indem ich auf die muſikaliſche und mimiſche Bewegung hinſehe. Zuerſt frage ich auf der einen Seite, worin hat denn dieſe leztere ihren Ort? und auf der andern frage ich, jene eigenthümliche Auffaſſung der Lebensaufgabe, jene beſondere Harmonie der einzelnen Neigungen, giebt ſie ſich nicht doch auch auf andere Weiſe kund als durch die geſammte Reihe der Handlungen? Auf beide Fragen weiß ich nur dieſelbe Antwort. Jene Bewegungen, durch welche ſich das eigenthümliche Leben in ſeinen beſtimmten Momenten und wechſelnden Zuſtänden kund giebt, haben ihren Siz in der Geſtalt. Und das eigenthümliche Leben in ſeiner ſich immer gleichen Einheit giebt ſich außer jener mittelbaren Anſchauung, die wir uns zuſammenſuchen aus der Reihe verſchiedener Thätigkeiten, auch unmittelbar kund durch die Geſtalt. Derſelbe Geiſt in ſeiner Beſonderheit leitet unmittelbar jene Bewegungen ein, um den Moment hervorzudrängen, derſelbe ſpiegelt ſich und ſein eigenthümliches Weſen ruhig ab in der von ihm gebildeten Geſtalt. Denn wer möchte läugnen, daß der Geiſt die Geſtalt entwikkelt, daß die Verhältniſſe der Theile nach ganz anderem Maaßſtab als es im thieriſchen Leben geſchieht ſich ändern, ſo wie die geiſtigen Verrichtungen mehr hervortreten; und geſchieht das vor unſern Augen: ſo iſt es auch geſchehen in der erſten Verborgenheit des Daſeins; die Geſtalt iſt prädeterminirt

in ihren erſten Grundzügen für die Beſonderheit des Geiſtes. Wie die Intelligenz ſich eigenthümlich ausprägt, ſo manifeſtirt ſie ſich auch als ſolches in der Geſtalt. Nicht als ob ich hierdurch wollte mit wenigen Strichen den alten Streit entſchieden haben über die Bedeutſamkeit der feſten Theile, des ſtarren und unverſchiebbaren an und für ſich; mir genügt, wenn man ſie nur zugiebt als bedingend die Bewegungen der weichen Theile, und die feſte Geſtalt erkennt für das Inſtrument, das nur für dieſen Kreis von mimiſchen Bewegungen gebaut iſt. Zuerſt nun ſtellten wir uns die bedeutſamen Bewegungen nur dar als Reactionen auf einen von außen empfangenen Eindrukk, aber ſie begleiten auch jeden Moment reiner Selbſtthätigkeit als Erſcheinung derſelben nach außen. Jezt haben wir die geſtaltbildende Thätigkeit des Geiſtes als urſprüngliche Offenbarung deſſelben in ſeiner eigenthümlichen Einheit betrachtet; aber wir finden ſie auch mitten im Verlauf des Lebens eben ſo wie die Bewegung als einen Verſuch den innern Gehalt eines Momentes nach außen zu bringen. Ich erwähne nicht der geheimnißvollen Uebungen dieſes geſtaltbildenden Talentes auch in der Form unwillkührlicher im Traum, auch nicht der Art, wie in erhöhter Spannung die Seele ihre inneren Bildungen mitten in die Wirklichkeit wenigſtens ſo weit herauswirft, daß ſie ſie erſt durch das äußere Auge in ſich aufzunehmen glaubt. Aber wie oft ſehen wir nicht das wirkliche anders als es iſt, alſo nicht rein das, was die Dinge unſerm Auge zubringen, ſondern vermiſcht mit dem, was wir, jeder nach ſeiner eignen Weiſe, ſie zu mildern oder um uns darein zu vertiefen, innerlich dazu bilden. Ja wenn wir nach der Verſchiedenheit unſerer Stimmungen, ſei es um uns herauszureißen oder um uns darin gehen zu laſſen, unſere Naturumgebungen wählen, jezt den dichteſten Schatten, dann die offene ſonnige Landſchaft, bald den überhangenden Felſen, bald das durchſichtige Gebüſch: je tiefer wir uns hineinſehen in das, was uns ſo harmoniſch anſpricht, je mehr wir nichts anderes ſehen wollen als dies, was iſt das anders als nur der abgekürzte

Prozeß des eigenen Bildens? wir freuen uns zu finden, was wir ſonſt würden ſelbſt gebildet haben. Aber wie oft bilden wir nicht auch ſelbſt oder vielmehr bildet es nicht in uns lebende Geſtalten, gleichviel ob aus der Erinnerung oder nicht, wenn es darauf ankommt uns beſonders einen geiſtigen Moment feſtzuhalten oder zu vergegenwärtigen. So ſehen wir denn bedeutſame Bewegung und eben ſolche Geſtaltbildung zuſammenwirken und ſich gegenſeitig ergänzen; beide gleich urſprüngliche und gleich unwillkührliche Veräußerlichungen unſerer momentanen Beſtimmtheit. Hat ſich die Kunſt der Bewegung bemächtigt und aus beiden Formen derſelben Kunſtgebiete entwikkelt: warum ſoll ſie ſich nicht auch eben ſo der Geſtaltbildung bemächtigen? Wenn uns die Geſtalten des Bildners und des Malers durch einen beſtimmten Eindrukk überraſchen: wie leicht tragen wir daſſelbe auf ſeine Werke über, was wir ſo oft bei den Werken der Tonkunſt empfinden, daß ſie recht unſer eignes inneres Tönen und Singen ans Licht zu bringen weiß. Und rechtfertigen wir uns nicht immer wieder durch den Eindrukk, den jene Kunſtgeſtalten machen, die Vorliebe für diejenigen, die ihnen in der Wirklichkeit des Lebens am nächſten kommen, wie auch unſern Widerwillen gegen das am meiſten davon abweichende? und gehen wir nicht auch dadurch auf unſer eignes innerſtes Bilden zurükk? Und der Landſchafter, giebt er uns nicht an jedem ſeiner Werke eine eigenthümliche Staffage für unſere verſchiedenen Empfindungszuſtände, ſo daß wir in dieſen richtig aufgefaßt auch wieder die beſte Staffage für ſeine Landſchaften ſein würden? So iſt es demnach auch hier das urſprünglich unwillkührliche, deſſen ſich die Kunſt bemächtigt; und wenn man vielleicht ſagen könnte, hier unterſcheide ſich die Kunſtthätigkeit weniger dadurch, daß ſie das Maaß hinzubringe zu dem urſprünglich ungemeſſenen, als vielmehr dadurch, daß ſie durch das Feſthalten und Veräußerlichen dasjenige zur Vollſtändigkeit und Klarheit bringt, was ſonſt nur als ein Schattenbild gleich wieder würde verſchwebt

ſein: ſo fällt doch beides wieder zuſammen. Der Mangel an Haltung iſt auch ein Mangel an Maaß, das bloße Erzeugniß des inneren Bildens hat ſeine Beſtimmtheit mehr in dem, was es bedeuten ſoll, als in ſich ſelbſt als Erſcheinung. Zweitens aber iſt auch wohl zu bemerken, daß mimiſche und muſikaliſche Bewegung, vornämlich aber die lezte, ſich faſt unfehlbar auch der Rede bemächtigt. Je ſtärker die innere Aufregung, von welcher Art auch, deſto mehr fordern wir, daß die ſich bewegende Geſtalt auch rede, daß der unbeſtimmt auf- und abſteigende Ton Worte finde; wo nicht, ſo beſorgen wir, daß die innere Bewegung ſich irgendwie gegen das Leben ſelbſt wende und in einen krankhaften Zuſtand ausbreche. Und nicht nur bei ſinnlicher Aufregung fordern wir, daß der Schmerz in beſtimmten Worten klage, die unerwartete Freude ſich in jubelnder Rede ergieße, und Schelten erwarten wir vom Zorn, Schmeichelreden von der Liebe: ſondern auch in geiſtigen Momenten gilt daſſelbe. Wenn die fromme Verſenkung ſich nur in der Gebehrde kund giebt, fürchten wir, daß ſie ſich allmählig in gehaltloſer Grübelei verzehre; wenn das tiefe Leiden des vaterlandliebenden Gemüthes bei öffentlichem Unglükk ſich wortlos zuſammenhält; ſo ängſtigen wir uns, ob es nicht leidenſchaftlich umſchlagen werde in verderbliche That. So natürlich erſcheint uns überall der Durchbruch des Tons und der Bewegung in die Rede. Aber was iſt hier der Gehalt der Rede? Nicht iſt ſie hier der Abdrukk des Gedanken, der doch immer irgendwie auf dem Wege zum Wiſſen liegt, vielmehr iſt von dieſem ein ſo aufgeregtes Gemüth ganz abgewender, keine Nachricht erwarten wir und keine Erkenntniß; nur erſchöpfen ſoll ſich die innere Aufregung in der Rede, indem ſie den Ausdrukk durch Ton und Bewegung noch ergänzt und verſtärkt. Wodurch ſucht ſie daher auch ihren Zwekk am liebſten zu erreichen? Sie beſchreibt Bewegungen, die dem aufgeregten verſagt ſind, ſie häuft Lob und Mißbilligung durch Wörter, die oft nichts anderes ſind als ſpecifiſche Interjectionen, und dieſe ſelbſt

ſind ja in der Sprache nur das, was dem unarticulirten Ton angehört. Nicht alſo mit der Rede, wie ſie unmittelbar dem Denken identiſch iſt, nicht mit der Rede, die dem Geſchäft dient, haben wir es hier zu thun, es iſt ein eignes Gebiet, ganz analog dem Ton und der Bewegung, an welche ſie ſich anſchließt, auch nur Kundgebung einer momentanen Beſtimmtheit, und der Hörer ſoll nur nachbilden was ihm als Ton als Bewegung nicht ſo leicht und ſicher konnte gegeben werden. Aber eben ſo abwärts bleibend vom Gedanken und vom Gebiet des Wiſſens geht auch jene innere Geſtaltbildung in Rede über. Das innere Bild, gleichviel wie einfach oder zuſammengeſezt es ſei, will heraus, aber es vermag ſich nur theilweiſe und zerſtükkelt mitzutheilen durch die Beſchreibung. Und doch wenn ich auch zuvor erinnere, daß auch den höchſten geiſtigen Zuſtänden dieſer unwillkührliche Ausdrukk zukomme, darf ich kaum hoffen auch nur angehört geſchweige geglaubt zu werden, wenn ich nun weiter fortfahre, daß ſich die Kunſt nun auch dieſer Ergänzung von Ton und Bewegung durch bewegte Rede, dieſer Uebertragung des inneren Bildens in wörtliche Darſtellung, bemächtige, und daß ſo die Poeſie entſtehe und den Reigen der Künſte abſchließe, ſo daß ſie alle aus jenem urſprünglichen und unwillkührlichen Ausdrukk des bewegten Gemüths entſpringen. Aber ich glaube doch, man wird zugeben müſſen, wenn man die Elemente im Auge behält, daß in der Poeſie alles Bild werden will. Der Gedanke hat keinen ſelbſtändigen Ort in der Poeſie. Auch in dem Gebiet der Lyrik kann die erhabenſte Sentenz, ſelbſt wenn ſie etwas aus den Tiefen der Naturanſchauung mittheilt, oder wenn ſie antreibend oder warnend die Charaktere menſchlicher Handlungen zeichnet, nicht daſſelbe ſein und bedeuten, aber eben deshalb darf ſie auch nicht auf dieſelbe Weiſe erſcheinen, ſondern ganz dem zugewendet, an allen dieſen Verhältniſſen einen innern Zuſtand darzuſtellen. So ſind auch in der ſogenannten didaktiſchen Poeſie, die aber freilich ſchon ſeit langer Zeit ein ſtreitiges Gebiet iſt, wenn ſie Poeſie

bleiben will, die Beſchreibungen der Dinge oder der Handlungen nicht eigentlich gegenſtändliche, und es iſt nicht etwa nur ein überverdienſtliches Werk ſondern ein unverdienſtliches, wenn man etwas daraus lernt, ſondern der Gegenſtand iſt nur der Faden, an welchem ſich die Darſtellung eines, gleichviel wie, innerlich beſtimmten Daſeins abwikkelt. Welch ein beſtimmter Unterſchied zwiſchen jeder geſchichtlichen Darſtellung, die nicht etwa ihre Grenzen überſchreitet, und einer epiſchen oder dramatiſchen! Aber auch die Ueberſchreitungen beweiſen von beiden Seiten. Wir tadeln den Geſchichtſchreiber nicht, wenn er urtheilt, lobt oder tadelt, aber gewiß wenn er uns zu ſehr merken läßt, wie ſein eigenes Daſein von den Zuſtänden afficirt iſt, die er beſchreibt. Denn ſo rein er auch ſeine Proſa halten mag, fühlen wir doch einen lyriſchen Ton durch ſein Werk ſich hindurchziehn. Und wenn der Epiker oder Dramatiker, wie ſchön auch die Verſe ſein mögen, ſeine Figuren reden läßt wie der Prolog es wol darf: ſo finden wir ihn nicht etwa nur dürftig, ſondern er ſcheint uns den Geiſt ſeiner Gattung zu verkennen. Und wie ſtreng zeichnet ſich nicht auch der Unterſchied zwiſchen einer wiſſenſchaftlichen Auseinanderſezung, zu der einer — man erlaube die Vorausſezung, daß dies nicht immer ungeſchikkt ſei — die Briefform gewählt hat, und einer romantiſchen Dichtung, welche in Briefen fortläuft! Wie betrübt, wenn dieſer aus dem lyriſchen ins lehrhafte fällt! wie lächerlich, wenn jener der Form zu Liebe glaubt ſeine verſtändigen Poſitionen mit Ergüſſen der Fantaſie verbrämen zu müſſen! Aber woran wollen wir den Unterſchied feſthalten? Dem Wort entſpricht die Vorſtellung, dieſe ſelbſt ſchwebt auf und ab zwiſchen der Formel und dem Bild, und alle Geſtalten der Rede, die dem Wiſſen angehört, ſtellen ſich gegen einander, je nachdem ihre Elemente mehr Formeln ſind oder mehr Bild. Aber die poetiſche Rede liegt nicht zwiſchen Formel und Bild; ſie iſt nicht das Bild, ſofern es daß ich ſo ſage die bekleidete Formel iſt, ein allgemeines Schema unter beſtimmte Verhältniſſe geſtellt; ſie ge-

hört gar nicht der logischen Seite der Sprache an, sondern der musikalischen. Nichts kann Poesie werden, was der Richtung auf das Wissen angehört und in derselben seinen Anfang gehabt hat, es müßte denn gänzlich umgestaltet und ein anderes geworden sein; vielmehr müssen alle poetischen Elemente zuerst gesehen und dann in Sprache umgesezt worden sein, ursprünglich aber an jener innern Gestaltbildung hangen, welche selbst auf die nämliche Weise wie Bewegung und Ton aus der innern Bestimmtheit des eigenthümlichen Seins geworden ist. Betrachten wir aber, diese Elemente vorausgestellt, das ganze der poetischen Leistung von der sich gliedern wollenden Interjection an bis zur Darstellung eines Welteindrukks im Epos oder Drama: so springt in die Augen, daß diese Kunst mehr als alle andern die ganze Aufgabe umfassen kann. Wie das eigenthümliche Sein des einzelnen nicht nur in der Reihe seiner Handlungen sich kund giebt, sondern schon in seiner Gestalt angeschaut werden kann: so sezt die Poesie diese Bilder um in Reihen von Handlungen und Zuständen, und kann also auf die mannigfaltigste Weise das umfassendste erreichen, wie sie auch am lebendigsten das kleinste darstellen kann. Das kleinste, wie sie den flüchtigsten Eindrukk wiedergiebt im Epigramm in der kleinsten lyrischen Form; das umfassendste, wie sie nicht nur das eigenthümliche Einzelleben sondern auch das eigenthümliche Volksleben in ihren großen Productionen zur Anschauung bringt. Aber in diesen verschiedenen Gebieten, Mimik und Musik, Malerei und Bildnerei, und in der allen andern sich gegenüberstellenden Dichtkunst hatten wir auch das ganze Gebiet der Kunst zusammengefaßt, wie sie das einzelne innere durch einzelnes äußeres in besonnener Gemessenheit zusammenstellend zur Anschauung bringt. Aber wenn gleich nur einzelnes durch einzelnes, so geht doch hervor, daß, wenn wir alle künstlerische Production zusammennehmen, da in allen geistigen Einzelwesen die ganze Welt sich spiegelt, aber in jedem anders, indem er sein eigenthümliches Wesen in seinen Lebensmo-

menten abwikkelt, auch gewiß die ganze Welt, und zwar nach allen verſchiedenen Weiſen, in ihr wiedergegeben wird.

Wenn wir nun aber das bisher geſagte zuſammenfaſſend zu unſern erſten Säzen zurükkgehen, wie freilich Ton und Bewegung aus dem Afficirtſein urſprünglich entſtehen, die Kunſt aber erſt da beginnt, wo der Zuſammenhang zwiſchen dem bewegten Zuſtand und dem äußern Hervortreten aufgehoben iſt, und wie man auch nicht mehr ſagen kann, daß die Kunſtthätigkeit aus dem bewegten Zuſtand hervorgehe, vielmehr, iſt einer ſelbſt bewegt und ſeine Aeußerung erhält Maaß und Beſtimmtheit ſei es nun als Ton oder Bewegung, das nicht mehr geſchieht, weil er ſo bewegt, ſondern weil ſchon ſonſt her eine Kunſtthätigkeit in ihm eingeleitet iſt, und dem Künſtler gleichgeltend ſein muß, ob er hemmend und maaßgebend in die eigne Bewegtheit oder in eine fremde eingreift, wenn er ſie nur recht erkannt hat: ſo könnte man zwar gelten laſſen, daß, ſofern die Kunſt an die unmittelbare Aeußerung gebunden iſt, es nicht mehrerlei Kunſtgebiete geben kann als die aufgeſtellten; aber die am Ende der erſten Abhandlung geſtellte Frage, was überhaupt den Impuls zur Kunſt giebt, warum einige Künſtler ſind und andere nicht, warum es mehrere Kunſtgebiete giebt, wenn doch auch eins der Aufgabe genügte, und wodurch nun einige Dichter werden und andere Maler, das heißt, welches die dort ſchon zugegebene eigenthümliche Begeiſterung für eine jede Kunſt ſei, damit wären wir noch ganz im dunkeln.

Zuerſt nun möchte ich das ſtreng genommen in Abrede ſtellen, daß nicht alle Künſtler ſind ſondern nur einige und andere nicht. Nämlich eine Maſſe betrachtet, in welcher Kunſt, wie unvollkommen es auch ſei, ſich bereits findet. Denn wo nur immer reges Leben iſt, ſei es auch nur wenig geiſtig entwikkelt, wo nur die Noth des Lebens einigen Raum läßt für freies Spiel, und die Strenge und Dürftigkeit der Umgebung nicht zu herbe iſt, um eine Ahndung von Anmuth aufkommen zu laſſen:

da findet sich auch Kunst. Musik und Mimik — denn der Tanz gehört doch offenbar auch der lezteren an — haben am meisten ausführende Theilnehmer; Poesie wird — wenn auch die Künstler selbst minder häufig sind — im weitesten Umfange genossen, und nur die verschiedenen Zweige der Bildnerei und Malerei müssen sich wol mit einer beschränkteren Anerkennung begnügen. Alle aber, die sich auf irgend eine Weise Kunstwerke aneignen, sind selbst als Künstler anzusehen. Der Sinn und die Productivität sind nur zwei verschiedene Stufen, die Kunst ist eben dieselbe in dem Liebhaber wie in dem Künstler, und nicht nur in dem, der mit einer gewissen Leichtigkeit urtheilt, sondern auch in dem, welcher nur wirklich genießt und sich mehr oder weniger befriedigt findet. Der Impuls also ist ein ganz allgemeiner. Allgemein will das innere sich äußern, allgemein ist auch das Bedürfniß nach Zeitmaaß und Ebenmaaß, dem Menschen eingeboren im Typus seiner Gestalt und in seinen wesentlichsten Lebensbewegungen. Aber um die besondere Begeisterung für die eine oder die andere Kunst zu finden, müssen wir uns hüten uns zu sehr in die Differenz der einzelnen Unterarten zu vertiefen, noch mehr aber, daß wir die Begeisterung für die besondere Kunst verwechseln mit dem Interesse, durch welches freilich dem Künstler seine Werke bestimmt werden, nämlich dem Interesse an denen, für welche er arbeitet, welche nämlich an seinen Werken sich selbst sollen ausgesprochen und ihre Zustände dargestellt finden. Wie sonderbar z. B. wäre die Voraussezung, die Maler, welche vorzüglich heilige Personen und Momente aus der heiligen Geschichte bearbeitet, hätten dieses aus Begeisterung für das Christenthum gethan! aber gewiß wenn ihr Zeitalter nicht durch das Christenthum wäre bewegt worden, wenn nicht auch die andächtigen sich mit ihrer frommen Stimmung in die Bilder hineinzusehen den Sinn gehabt hätten: so würden jene auch andere Gegenstände gewählt haben. Und hätten wir Ursach uns zu denken, der Maler, der nichts als heilige Familien hervorbrachte, sei

ein ungläubiger: so würden wir ihn tadeln, daß er seine Kunst an einen Gegenstand wendete, der für ihn nichts ist; aber dieser Tadel träfe seine Sittlichkeit, nicht aber seine Kunst. Hatte er einen solchen Mangel an Erfindung was die Gegenstände betrifft, daß sich diese immer in einem engen Kreise drehten, oder er sie immer von andern borgte: so würden wir seinen Geist dürftig finden; aber waren nur seine Bilder als solche mannigfaltig und reich, sahen wir, daß er sein eigentliches Kunstgebiet ganz umfaßte und in allen Theilen desselben lebt: so würde er dennoch als Künstler bei seinen vollen Ehren bleiben. Die eigenthümliche Begeisterung jedes Kunstgebietes ist allein bestimmt durch den unmittelbaren Ausdrukk, welchen er in Kunstwerk umwandelt, aber so, daß er ihn eben durch die begeisterte Durchschauung in seinem ganzen Wesen gleichsam neu erschafft oder so erweitert, daß er nicht minder das Werk der Kunst ist als der Natur. Haben wir nun keine anderen Elemente als die eben schon genannten: so theilen wir die Bewegung dem Mimiker zu, den Ton dem Musiker, in die Gestalt theilen sich Maler und Bildner, und die alle andern mitvertretende Rede fällt wieder allein und ungetheilt dem Dichter zu. Der Mimiker ist begeistert von der Beweglichkeit und Durchsichtigkeit der menschlichen Gestalt. Darauf ist nicht nur sein Auge immer gerichtet um seine Anschauung zu mehren und zu ordnen, sondern er selbst muß sich immerwährend zum Studium werden. Was aber verdanken wir auch dieser Kunst! Wie unbeholfen und schwerfällig erscheint der äußere Mensch, und wie bleibt er in lebendiger Entwikklung zurükk, wo es weder Gymnastik giebt noch Orchestik noch dramatische Mimik! Gewiß die Hälfte aller schönen Bewegungen kommt auf Rechnung der Kunst, und das mannigfaltige reiche Spiel zwischen natürlichem und conventionellem auf diesem Gebiet verräth auf eigenthümliche Weise ihre Pflege sowol als ihre Gewalt. Ja selbst die Abnormitäten in dem Styl des Lebens, die wir unter diesen Künstlern so häufig antreffen, geben

doch Zeugniß für das Daſein und die Gewalt dieſer Begeiſterung. Aber freilich nur in dem Maaß fördern ſie die Kunſt, als ſie Verſtändniß haben von allen geiſtigen Regungen, auch die ſich nur am zarteſten auf der leiblichen Oberfläche abſpiegeln. Der Tonkünſtler iſt begeiſtert von dem Zuſammenhang zwiſchen der beweglichen Stimme und den Lebenstönen, wenngleich niemand ihm zumuthet, daß er was ihm darzuſtellen gegeben wird in demſelben Augenblikk mit empfinde. Auch wo er dem Dichter folgt, ringt der beſte nach Unabhängigkeit, und enthält ſich ſchwer, und niemals ganz, ſeine Wirkung zu trennen von jenes. Aber freilich ſein höchſter Triumph iſt, wo er der Sprache ganz Lebewohl ſagt und alle Lebensſchauer, welche die Seele durchziehen können, verkörpert in dieſer unendlich abwechſelnden Fülle von Tonfolgen und Zuſammenklängen. Aber was haben auch ſeit der Reihe von Jahrhunderten die Virtuoſen auf dieſem Gebiet geſchaffen! aus welchen Tiefen der Natur haben ſie eine Welt von Tönen hervorgeholt, die in Holz und Metall ewig geſchlummert hätten ohne das ahndungsvolle Drängen der Kunſt. Wie ſcheiden wir aber den Maler und den Bildner? Der bloße Zeichner iſt offenbar in der Indifferenz zu beiden. Er arbeitet auf der Fläche, wie der Maler; aber wer kann ſeinen Umriſſen ohne Licht und Schatten anſehn, ob ſie Studien ſein ſollen für den Maler oder Bildner? Der Maler iſt nicht beſchäftigt mit den Geſtalten allein, noch weniger iſt ſein Beruf von dem äußern in das innere zu ſteigen und an jenem ſeinen Zuſammenhang mit dieſem deutlich zu machen, ſondern weil ſein Leben ganz Auge iſt, ſo iſt er begeiſtert von ihrem Verhältniß zu dem Licht, durch das ſie uns ſichtbar werden; wie beide auf einander wirken und ſich modificiren. Wenn er darin die Wahrheit gefunden hat und in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine große Mannigfaltigkeit dieſer Wahrheit darſtellen kann, dann genügt er ſich. Darum hat er auch ſeine Aufgabe erſt recht gefunden, wenn er uns auf der Fläche die Tiefe darſtellt. Aber

freilich sind ihm die Gestalten nicht gleichgültig. Wieviel reicher und unerschöpflicher sind nicht die Verhältnisse der lebendigen Gestalten zum Licht als die der todten! Aber vergessen wir nicht auf der einen Seite, daß der, welcher ein Stillleben malt, in dem sich nichts lebendiges regt, doch weil er Tiefe hat mehr Maler ist, als der die geistvollsten Gestalten auf eine Linie neben einander stellt; und verlangen wir nicht auf der andern Seite, daß der Historienmaler begeistert sein soll von den Helden, die er sei es auch in einer noch so großen That darstellt. Hat ihm das der Dichter oder der Geschichtschreiber angethan: so ist ihm etwas rein menschliches begegnet, aber sein Kunstwerk wird dadurch an und für sich nicht gefördert. Wir lieben ihn darum, wenn wir an seinen Productionen sehen, daß er sich mit hohen und edlen Gegenständen gefällt. Ist es aber nicht: so wollen wir deshalb um ihn als Künstler keine Sorge tragen, wenn nur die eigenthümliche Begeisterung seiner Kunst ihn ganz besizt. Denn auf eine solche Vertheilung dürfen wir überall rechnen in der Gesellschaft, daß nicht diejenigen allein, die nur von dem nichtigen bewegt werden, ihre Sprecher finden werden unter den Künstlern, die tieferen und edleren Gemüther aber leer ausgehen. Die Bildner nun im Gegensaz mit den Malern haben es mit der Gestalt allein zu thun; wir bleiben aber hier nur bei denen, welche es mit lebendigen Gestalten zu thun haben, und sondern diejenigen ab, welche ihre Kunst an mathematischen üben, zufrieden den Baukünstlern hier nur ihren Ort angewiesen zu haben, und die Frage nach ihrer eigenthümlichen Begeisterung einem andern Ort aufbewahrend. Jene nun sind unmittelbar von den lebendigen Formen begeistert, und wollen diese in ihrer Wahrheit ganz und allein geltend machen. Darum indem sie ihre Werke dem vollen Licht nach allen Seiten aussezen, entziehn sie sie dem Einfluß desselben, deshalb liegen schon ganz an der Grenze ihrer Kunst und wolle- mit großer Vorsicht behandelt sein alle Gruppen, deren Theile einander beschatten könnten. Dagegen ladet

der Bildner unaufhörlich durch die Form den Taſtſinn ein das Leben der Geſtalten zu verſuchen, wenn gleich der Stoff faſt immer die Berührung verbittert. Weil aber die Geſtalt ſo für ſich hingeſtellt auch ganz ſie ſelbſt iſt, der beſtimmte Moment nur loſe an ihr haftet und faſt immer untergeordnet iſt: ſo findet auch ein entgegengeſeztes Verhältniß ſtatt zwiſchen dem Bildner und Dichter wie zwiſchen dem Maler und Dichter. Der Maler nimmt gern und häufig ſeinen Gegenſtand vom Dichter, aber nicht leicht ſezt der Maler den Dichter in Bewegung. Dem Bildner hingegen kann freilich auch ſeine Geſtalt geworden ſein mit Bezug auf die Art, wie ein Held ſich im Epos oder im Drama handelnd gezeigt hat; aber eben ſo oft auch verhält es ſich umgekehrt; die Geſtalt, die als der Kanon irgend einer Lebensweiſe und Höhe der Fantaſie des Bildners entſprungen iſt, aber freilich auch nur eine ſolche in Bewegung zu ſezen, das iſt eine ſchöne und würdige Aufgabe für den Dichter. Aber was ſollen wir nun von dieſem ſagen, wo ſeine Begeiſterung ſuchen? Die in allen Dichtern dieſelbe iſt kann wol eben deshalb keine andere ſein, als daß ſie alle ohne Ausnahme begeiſtert ſind von der Sprache, eben ſo wie der Mimiker von der Geſtalt und der Muſiker vom Ton, ſo daß wir nur alles dort geſagte hier hinüber zu nehmen brauchen, und die Sprache in dem Gebiet genommen, welches oben ſchon beſtimmt iſt. Denn wenngleich dem Dichter wo möglich der ganze Umfang und Inhalt der Sprache zu Gebote ſtehen muß: ſo hat er es doch unmittelbar nicht mit dem logiſchen in derſelben zu thun, aber das mimiſche und muſikaliſche in derſelben, das pittoreske und plaſtiſche iſt ſeine Begeiſterung, dasjenige, wodurch er das Geſchäft aller jener Künſte treiben, wodurch er den Leſer zwingen kann nachzubilden, als ob er geſehen hätte, und ihn ſo bewegen auch ohne Hülfe der Muſik, als ob ihm erſt jezt verſtändlich würde, wohin ihn der Strom der Töne, der ſich ihm wieder vergegenwärtigt, habe tragen wollen. Denn ſo verwandt ſind dieſe Künſte, daß auch getrennt

ihre Werke sich doch auf einander beziehen und sich gegenseitig begleiten und verstärken. Und in dieser Behauptung, daß es die Sprache, und zwar die angeborne, das eigne Dasein mit constituirende, ist, woraus die eigenthümliche dichterische Begeisterung fließt, laß ich mich nicht irre machen, wenn auch ein Dichter behauptet, die Sprache hemme ihn ein Meister zu werden in seiner Kunst, noch sollen mich diejenigen irre machen, welche gleichsam mehr dem allgemeinen Weltverkehr zugewendet auch in mehreren Sprachen dichten. Aber freilich ganz andere Einwendungen machen sich hörbar von stärkerem Gewicht. Denn das will ich am wenigsten läugnen, daß in allen Künsten die Theorie erst hinter der Praxis kommt, daß mithin alle Forderungen an die Künstler nur aus ihren Leistungen entnommen, mithin die Vollkommenheit derselben ursprünglich doch aus ihrer Begeisterung muß hervorgegangen sein. Wenn wir nun alle von dem Dichter verlangen, er solle seine Charaktere folgerecht durchführen, er solle uns nicht durch Unwahrscheinlichkeiten Anstoß geben: stimmen diese Forderungen mit jener Quelle seiner Werke? Ich antworte, Diese Forderungen stehen ziemlich gleich mit denen an den Maler, daß er nicht die Zeiten verwirre in Trachten und Umgebungen, daß er uns wo möglich nicht in Widerspruch bringe mit dem, was wir aus andern Quellen über seine Gegenstände wissen. Es sind Fürbitten, die wir einlegen für uns selbst, Rathschläge, die wir ihm geben in Beziehung auf uns, wie er es sich leicht machen kann oder schwer; aber wenn er uns keine Zeit verstattet zu jenen Berechnungen, wenn er allen Anstoß, ehe wir zum klaren Bewußtsein darüber kommen, immer wieder überbietet durch den Zauber der Rede: so hat er gewonnen Spiel über unsere Forderung; aber wenn seine Figuren nicht reden, daß es uns ergreifen könnte, wenn er unsere Fantasie nicht durch seine Sprache überwältigt, indem er sie anregt — wie genau auch jenes alles gehalten sei, wir gehen doch seitwärts. Wenn sich aber jemand wundert, daß der Dichter nur von der Sprache solle begeistert

ſein nicht von den Ideen: ſo iſt es freilich ſchwierig ſich abfinden zu ſollen mit Ausdrükken von ſo ſchwankender Bedeutung. Aber ich werde doch immer ſagen, Seid ihr eurer Ideen irgend anderswie mächtig als in der Sprache: ſo ſind ſie ihm auch inſofern fremd; aber auch ſofern ſie der Sprache angehören glaubt nicht, daß ſie ihn ergriffen durch ihre Richtigkeit, ſondern nur durch ihre Lebendigkeit. Aber um dieſer willen wird er ſie freilich ſuchen; wie ſollte er auch ſonſt dazu kommen ein Werk zu vollbringen, er oder auch die andern Künſtler? Denn denken wir uns nun dieſe, jeden von ſeiner eigenthümlichen Begeiſterung recht ergriffen und immer hinſtrebend zur Production: ſo ſind ſie nach allen Seiten hin gleich unbeſtimmt angeregt; woher kommt ihnen nun ein Moment der Urbildung? Hiezu müſſen wir ſie uns in Berührung denken mit dem Leben; ſie müſſen wiſſen, was die Mitwelt bewegt; auf welche Weiſe ſie dem von allen gefühlten Bedürfniß, dem aber kein unkünſtleriſcher zu genügen weiß, ſein inneres recht kund zu geben, auf welche Weiſe ſie dieſes treffen können, das muß ihnen klar werden, dann entſtehen ihnen die Urbilder, die ſie ausführen. Je mehr nun in dem ſie umgebenden Leben der Geiſt entwikkelt iſt, die Vergangenheit ſich mit der Gegenwart verbindet, die allgemeinen Intereſſen alles andere verſchlingen: um deſto reicheres Feld iſt ihnen aufgethan, deſto größere Werke werden ſie aufſtellen können; je weniger dieſes der Fall iſt: deſto mehr werden ſie das einzelne und geringfügige ſuchen müſſen. Aber dieſes iſt die gleiche Aufgabe aller Künſtler, und es iſt nur eine ſonderbare Verwirrung, daß man dieſe Beziehung der Gegenſtände auf das Leben das poetiſche in den Künſten zu nennen pflegt. Und ſo kommen wir auf unſere drei Momente zurükk. Jeder Kunſt eignet eines von jenen großen geiſtigen Erregungs- und Darſtellungsmitteln, welche die innigſten Verhältniſſe des Geiſtes zur Natur ausdrükken, und die einzelnen, welche dazu von der Natur ausgerüſtet ſind eines derſelben in ausgezeichnetem Grade zu beſizen, ſind dadurch geordnet zu

Dollmetschern der übrigen. Im Interesse von diesen, für welche sie sich durch ihren besondern Beruf bestimmen, ersinnen sie ihre Werke, aber in der Ausführung legen sie eine Vollkommenheit dar, die nur ihren Kunstgenossen ganz erkennbar ist, und das Anerkenntniß von diesen ist es eigentlich nur, wodurch sich ihre Begeisterung immer aufs neue auffrischt.

3.

Wenn ich die Ergebniſſe der beiden Abhandlungen, welche ich die Ehre gehabt der Akademie vorzutragen, noch einmal in Gedanken durchlaufe, um die Frage zu beantworten, ob auch der Ueberſchrift Genüge ſei geleiſtet worden, welches nur geſchehen ſein könnte, wenn der Gegenſtand, nämlich was wir im engeren Sinne Kunſt nennen, oder auch durch den Ausdrukk ſchöne Kunſt bezeichnen, von allem andern näher verwandten getrennt und hingegen in ſich zuſammenhängend als ein vollſtändig verbundenes ganze und ſo wäre dargeſtellt worden, daß auch nichts dahin irgend gehöriges in dem abgeſtekkten Umkreiſe nicht ſeinen Ort fände: ſo iſt dieſes allerdings nicht in der ſtrengen Form einer in kurzen Säzen abgefaßten Diſſertation geſchehen, ſondern in einer freieren, wie ich ſie unſern Zuſammenkünften auch bei ſtreng wiſſenſchaftlichen Verhandlungen von dieſer Gattung angemeſſener halte. Wenn ich aber die abgeſtekkten Punkte verbinde: ſo kann ich doch folgendes in Anſpruch nehmen. Indem ich von der Mimik im weiteren Sinne oder der Kunſt der ſchönen Bewegungen ausging als von derjenigen, welche des mindeſten Apparates bedarf, indem ſie ihr Werk an dem menſchlichen Leibe ſelbſt und ſeinen Bekleidungen vollbringt: ſo wurde es leicht zunächſt ein dieſer Kunſt verwandtes dem Inhalt nach, aber der Form nach kunſtloſes, nachzuweiſen, zugleich aber auch beſtimmt davon zu trennen, und für alle Kunſt daran, daß ſie mit ihrem

Werke zugleich auch Maaß und Regel hervorbringt, ein allgemeines Merkmal festzustellen, und zwar so, daß diese Thätigkeit zugleich an einen bestimmten Zustand, den einer höheren Aufregung, ihrem Ursprung nach gebunden wurde, den wir ebenfalls überall voraussezen müssen, wo Kunst sein soll, indem sonst Maaß uud Regel nur zu Mechanismus oder einer mechanischen Fortsezung dessen, was ursprünglich Kunst war, führen könnte, wie denn auch die Annäherungen beider an einander von hieraus konnten gezeigt werden. Noch mehr aber wurde der bestimmte Unterschied von beiden dadurch aufgehoben, daß, richtig oder unrichtig, alle schöne Kunst nur als Selbstmanifestation des Künstlers dargestellt wurde. Denn dadurch ist alles, was um eines bestimmten Zwekkes willen gemacht wird, aus dem Gebiet der Kunst ausgeschlossen. Nur muß man freilich das platonische beobachten, und die χρηματιστικὴ als eine andere Geschikklichkeit von ganz anderer Art gänzlich sondern, so daß ihr natürlich auch keine Stimme gelassen wird, wenn es darauf ankommt das Verfahren in dem Gebiet einer eigentlichen Kunst zu bestimmen. Durch die Nebenbestimmung jenes Sazes aber, daß die Selbstmanifestation, wenn ein Kunstwerk daraus hervorgehen soll, auch eine gewollte sein muß, wird auch ein anderer Gebrauch abgesondert, wenn man nämlich von einer Lebenskunst redet, mithin den ganzen Inbegriff der freien Handlungen eines Individuums als ein Kunstwerk betrachtet. Denn in jeder von diesen einzeln betrachtet ist doch etwas anderes gewollt, als nur sich durch sie im Zusammenhang mit allen andern zur Darstellung zu bringen. Dasselbe gilt auch von dem, was an wissenschaftlichen Werken und Hervorbringungen Kunst genannt zu werden pflegt; wiewol hier schon die Selbstdarstellung mehr hervortritt. Auch von diesen Seiten also ist unser Gegenstand völlig abgegrenzt. Nehmen wir aber nun noch den andern Saz dazu, daß es keine andere Selbstdarstellung giebt als vermittelst der Bewegung und des Tons oder auch der Gestaltbildung und der Rede: so ist auch, sofern die Behauptung richtig ist, dadurch zugleich be-

ſtimmt, daß es keine andern Künſte geben kann als die dort aufgeführten. Denn wenn auch unter der Geſtaltbildung nur Bildnerei und Malerei genannt waren: ſo ſchließen ſich nicht nur an beide die kleineren verwandten Kunſtzweige, ſofern ſie nicht bloß mechaniſch zu Werke gehn, von ſelbſt an, ſondern der Architektur war auch ihr Plaz wenigſtens ausdrükklich angedeutet, und ſo findet ſich auch der Gartenkünſtler von ſelbſt zurecht, daß er ſich in dem einen Styl für einen Architekten in grünem geben kann, nach dem andern aber für einen Landſchafter in lebendigem. Ja ſollte mancher berühmte Mann die Uebungen mit dem wohlgebändigten Roß nicht wohlfeiler geben wollen: ſo wird es nur wenig Mühe koſten bei der Kunſt der ſchönen Bewegungen auch dieſe centauriſchen unterzubringen, wenn er nur verhüten kann, daß bei dem Kunſtreiter auch der Seiltänzer hinten aufſizt. Und ſo muß auch der Begriff der Dichtkunſt in der gehörigen Weite gefaßt werden, damit es nicht als unmöglich erſcheine auch in der ungebundenen Rede zu dichten. Aber es kommt nicht darauf allein an die Künſte alle zuſammenzufaſſen, ſondern auch darauf, daß nicht durch eine zu enge Erklärung die kleineren Gattungen der einzelnen Kunſtgebiete von dem Raum, den ſie gar wohl verdienen, ungerechterweiſe ausgeſchloſſen werden. Vorurtheile hierüber haben und zwar vielleicht nicht in den unkünſtleriſchen Maſſen allein lange Zeit geherrſcht und ſind vielleicht noch nicht ganz überwunden. Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß derjenige das eigentliche Weſen einer Kunſt gar nicht verſteht, der es nicht auch in den kleinſten Productionen erkennt, ſo wenig, daß der gewiß auch in den größten eher alles andere ſehen wird als das eigentliche Weſen der Kunſt. Darum mußte auf der einen Seite geſagt werden, daß der ethiſche Eindrukk des dargeſtellten den Werth eines Kunſtwerkes als ſolchen weder erhöhen könne noch herabdrükken, und auf der andern Seite mußte die eigenthümliche Begeiſtung jeder Kunſt ſo ſcharf gefaßt werden, daß dadurch auch die übrigens geringfügigſten Leiſtungen den ihnen gebührenden Plaz einnehmen können. Sind

gleich jene früheren Vorurtheile in der herrschenden Praxis des urtheilenden Kunstpublicums nicht mehr anzutreffen: so muß doch auch die Theorie einen bestimmten abwehrenden und schüzenden Ausdrukk dafür haben. So wärs daher durch die Hauptsäze beider Abhandlungen die Aufgabe, die ich mir gestellt, der Form nach gelöst, wenn nur die Säze selbst ihrem Inhalte nach sich Billigung und Beifall erwerben. Dazu aber scheint mir vornämlich zweierlei zu fehlen, und um deswillen zunächst habe ich mir noch diese Zusäze erlaubt. Zuerst nämlich, wenn ich die eigenthümliche Begeistung einer jeden Kunst auf ihre eigenthümliche Hervorbringungsweise genau zurükkgeführt habe: so wird dadurch allerdings bewirkt, daß jeder auch das kleinste Werk, worin sich diese nur unverkennbar zeigt, muß gelten lassen; allein es scheint dadurch auch jeder andere Unterschied als der der technischen Vollendung aufgehoben zu sein, so daß ein Thiermaler oder ein Höllen-Breughel, wenn sie nur in den Formen tadellos wären und vollendet in der Behandlung des Lichtes und der Farben, auf dieselbe Linie gestellt werden müßten mit Rafael und Leonardo, und einer solchen Schäzungsweise ist nicht zu verheißen, daß sie sich jemals werde geltend machen können. Und am unheimlichsten wird dabei gewiß jedem, wenn wir uns erinnern, daß als das eigenthümliche des Dichters angeführt wurde begeistert zu sein von der Sprache. Denn es dürfte folgen, daß jeder Verskünstler, der es genau nimmt mit der Zeitmessung und sich gut versteht auf den Wohlklang, wäre er auch nichts als ein gewandter Phrasendreher, abgesehen von allem Inhalt, in die erste Reihe der Dichter gehen könne. Das zweite ist dieses. Der Saz, daß alle Kunstthätigkeit nur Selbstmanifestation sei, mag sehr gut sein um sie von allem, was irgend eines Zwekkes wegen gemacht oder gethan wird, zu unterscheiden. Wenn wir aber weiter fragen, was denn der Künstler von sich manifestire, ob in allen Künsten dasselbige, oder wenn anderes, ob dieses auch zusammenhängt und als verschiedenes ein ganzes bildet, oder ob der Zusammenhang der Künste nur jener äußere ist, wie sie auf

verſchiedene genau beſtimmte Darſtellungsmittel angewieſen ſind: ſo ſcheint die Antwort auf dieſe Frage in dem bisherigen noch gar nicht gegeben zu ſein. Denn dieſes zwar, daß nicht das jezt ſo dann anders empfindende und afficirte Selbſt ſich in der Kunſt manifeſtire, wie es die der Mimik und zum Theil auch der Muſik zum Grund liegenden kunſtloſen Aeußerungen hervorbringt, das iſt deutlich genug geſagt. Wenn nämlich auch dieſe, ſo wie ſie durch das Hineinbilden von Maaß und Regel Kunſt werden, zugleich von jenem Affectionsmoment losgeriſſen werden, und der Mimiker noch dazu uns unmöglich machen ſoll zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen oder fremde Gemüthsbewegungen ſind, die er uns darſtellt: ſo kann ja aus beiden Gründen auch ſeine Kunſtleiſtung nicht die Offenbarung ſeiner Affection ſein. Und was hernach geſagt wird, daß, denke man ſich einmal den unmittelbaren Zuſammenhang abgeriſſen, ſo laſſe ſich auch noch weiter denken, daß ſich während eines ganzen Zeitraums der Stoff zu dieſen Selbſtmanifeſtationen ſammle und dann erſt in Darſtellung ausbreche, das kann, wenn es auf die wechſelnden Empfindungszuſtände bezogen werden ſoll, wol von manchen Künſten und Kunſtgattungen gelten, aber unmöglich allgemein. Denn was ſollte wol das ſein, was ohne jene Unterbrechung kunſtlos herausträte und ſich eben ſo zur Malerei oder zur Dichtung verhielte, wie die kunſtloſen Töne und Gebehrden zur Mimik und Muſik? ein ſolches möchte wol nicht aufzufinden ſein. Aber auch allgemein genommen müßte man dann ſagen können, daß die für irgend eine Mittheilungsweiſe begeiſterten doch nur Künſtler wurden in dem Maaß als ſie empfindungsreich waren, und umgekehrt, daß alle Gefühlmenſchen, wenn es ihnen nur nicht ganz an jeder Mittheilungsfähigkeit fehle, auch gewiß Künſtler würden. Keines von beiden aber würde ſich behaupten laſſen. Denn wenn es auch heißt, daß die Dichter, wir mögen aber auch immerhin ſagen die Künſtler überhaupt, ein reizbares Geſchlecht ſind: ſo iſt damit doch gar nicht gemeint, daß dieſe Reizbarkeit der innerſte Lebenskeim ihrer Kunſt ſei; vielmehr möchte dieſe ihnen in

allen Momenten der Kunstthätigkeit eher hinderlich sein als fördernd. Ja es entstände aus einer solchen Voraussezung nur die neue Aufgabe, zu erklären, warum so viele auch sehr gebildete Menschen von der regsten Empfindlichkeit, und denen das Leben die stärkeren Bewegungen häufig genug herbeiführt, diese dennoch nur im Leben auslassen, ohne sich mit irgend einem Zweige der Kunst zu befassen.

Die höhere Aufregung also, die wir allgemein vorausgesezt haben, ist eine ganz andere; und wenn eben dieses, daß die Mimik unser erster Anfang war, vielleicht Veranlassung geben konnte zu einem solchen Mißverständniß: so wird es vielleicht am besten sein, was uns noch fehlt an der Kunst deutlich . . . . *)

*) Welchen Gang diese Abhandlung, hätte Schleiermacher sie vollenden können, zunächst würde genommen haben, ergiebt sich aus einer dem Manuscript anliegenden Bemerkung dieses Inhalts:

„Es ist natürlich, da niemand die Mimik der Poesie gleichstellen wird, als welche der Gipfel aller Kunst ist, daß diese nicht ganz ans Licht kommen konnte, wo von jener ausgegangen war; und wir werden nicht besser thun können, als das Verfahren umzukehren und von den Künsten, welche es mit Gestaltbildung und Rede zu thun haben, auszugehen. Wenn wir dann die Ergebnisse beider Wege in einander bauen, wird sich das ganze vollenden." J.

III.

Zur Politik.

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. Dec. 1814.
2. Ueber die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Auguſt 1820.

1.

Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung *).

Wir finden überall, namentlich auch, um nur bei dem nächsten stehen zu bleiben, auf dem Gebiet unserer neu-europäischen Bildung, eine Thätigkeit des Staates in der Erziehung seiner künftigen Bürger. Aber bald ist sie fast zu nichts herabgesunken, bald wieder fast zu seiner wichtigsten Angelegenheit erhoben, so daß er strebt sich ausschließend dieses Geschäft anzueignen und auch diejenigen, denen es am natürlichsten obliegt und die ein früheres und größeres Recht dazu zu haben scheinen als er, nur seinen Bestimmungen zu unterwerfen. Wir finden Zeiten in der Geschichte unserer neuen Welt, wo Völker nur dadurch aus einer langen Dumpfheit und Rohheit zu erwachen scheinen, daß ihre Regierung die Zügel dieses wichtigen Geschäftes in die Hand nimmt und durch andere Mittel in dem jüngeren Geschlecht die gewünschten höheren Kräfte aufzuregen sucht, welche das ältere auf dem gewöhnlichen Wege der häuslichen Erziehung deshalb nicht zu erwekken vermag, weil sie in ihm selbst nicht vorhanden oder erstorben sind. Aber es zeigt sich hie und da wol auch

*) Gelesen in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 22. December 1814. J.

das entgegengeſezte, daß Völkern eben dadurch das Joch der Knechtſchaft erſchwert und verlängert wird, daß die Regierung mit gleich ehernem Scepter auch die Schaaren der unmündigen regiert und gewaltſam hindert, daß ſich irgend etwas anderes in ihnen entwikkele, als die Fertigkeit dasjenige am angeſtrengteſten zu thun und am geduldigſten zu leiden, was ein vielleicht tyranniſcher und dem innerſten Geiſte des Volkes ganz fremder Wille ſie will thun und leiden machen. Wenn in Fällen der erſten Art jeder Menſchenfreund ſich freut, das große Geſchäft der geiſtigen Entwikkelung in einem größeren Stil betrieben und es ſchneller gedeihen zu ſehen, als ohne Hinzutreten der öffentlichen Gewalt möglich wäre, und wenn die einzelnen Stimmen, welche ſich vielleicht warnend erheben, daß auch hier zwar ein nüzliches ſei, aber ein ſolches vielleicht, das doch nicht könne für gerecht gehalten werden, und alſo auch zu beſorgen ſtehe, das ungerechte Gut werde nicht gedeihen, und die im Treibhaus des Staates erzwungene Bildung werde eben deshalb nicht Früchte tragen, weil der Segen der Erziehung nur da ſei, wo das natürliche Recht dazu ſich finde, und weil der Menſch ſich nur das lebendig aneigne, wozu der Grund gelegt werde in dem Heiligthume des väterlichen Hauſes, oder was wenigſtens mit der väterlichen und mütterlichen Wirkſamkeit zu ſeiner Ausbildung in freier und unmittelbarer Uebereinkunft ſtehe, wenn dieſe Stimmen, ſage ich, in einem ſolchen Falle tadelnd nur als Vorurtheile gewürdiget werden, welche das alte beſchüzen wollen, oder als Eigenſinn der Theorie, über welchen das Leben ſich hinwegſezen muß: ſo ſind die Fälle der zweiten Art mehr geeignet die Frage zur Sprache zu bringen, ob es denn in der Natur der Sache liege, daß der Staat auch das Geſchäft der Erziehung beherrſche und ordne, und in wie fern. Denn beſonders wenn die Tyrannei mit ihrem erſtikkenden Gewicht auf der ganzen Maſſe eines unglükklichen Volkes laſtet, beruhigen wir uns nicht leicht nur damit, daß eben jede einzelne gewaltthätige Unternehmung ein Mißbrauch ſei der an ſich rechtmäßigen Gewalt, ſondern wir

forſchen genauer, ob auch überall ein Recht da ſei, welches gemißbraucht werden könne, und ob nicht wenigſtens dieſes Recht nur mit ſeinem beſtimmten Maaße zugleich könne gedacht werden, denn wir wünſchen, daß die Ausweichung nicht nach Belieben auch als ein Irrthum könne angeſehen werden, ſondern daß ſie ſich nothwendig als ein vollkommnes und bewußtes Unrecht darſtellen müſſe. Wir ſelbſt und die meiſten andern deutſchen Stämme, und die vielen ſlaviſchen von den Sprößlingen deutſcher Fürſtenhäuſer regierten Völker befinden uns in dem glüklichen Falle eines ſeit mehreren Geſchlechtern fortwirkenden höchſt förderlichen Einfluſſes der Regierung auf die Erziehung des Volkes, und je mehr jedermann und beſonders die Freunde und Beförderer der Wiſſenſchaft hieran theilnehmen, je mehr wir uns mit Unterſuchungen beſchäftigen über die beſten Methoden, nach denen die Regierung ihre Abſicht verfolgen müſſe, das Volk durch die Erziehung zu veredeln: deſto mehr ſcheint uns die andere Frage, worauf denn das Recht des Staates beruhe ſich das Geſchäft der Erziehung anzumaßen, entweder ſehr unnüz oder auch völlig abgemacht. Indem ich ſie wieder zur Sprache bringe, will ich mich alſo zunächſt halten an das Intereſſe für den vorliegenden Fall, wie viel tiefer noch nämlich das franzöſiſche Volk würde geſunken ſein, wenn nur ein paar Geſchlechter lang das napoleoniſche Erziehungsſyſtem wäre durchgeführt worden; daran ſich dann leicht die Vermuthung ſchließt, ob nicht auch die Irrthümer, denen reine und wohlwollende Regierungen bei ihrem Einfluß auf die Erziehung wie alles menſchliche ausgeſezt ſind, doch weniger gefährlich ſein werden, wenn man mit der Quelle, aus welcher der Beruf des Staates zur Erziehung entſpringt, auch das Gebiet erkennt, worin derſelbe eingeſchloſſen iſt: und ſo kommen wir darauf zurükk, daß auch wol jene einzelnen Stimmen eine Wahrheit haben mögen, welche ſich gegen den Einfluß des Staates auf die Erziehung im allgemeinen erklären, eben in wiefern er ſich als einen allgemeinen will geltend machen. Die Aufgabe ſelbſt, auf die es ankommt, wäre alſo dieſe,

aus den Gründen, worauf der Beruf des Staates zur Erziehung beruht, auch die Grenzen dieses Berufs zu erkennen. Und wenn die Praxis sagen möchte, die Auflösung ergebe sich jedesmal von selbst, indem doch nirgend der Staat den Beruf der Eltern zur Erziehung aufhöbe und beide Theile sich immer den Umständen nach darüber verständigten: so kann die Theorie sich nicht dabei beruhigen die Sache auf ein solches Gerathewohl auszusezen, zumal in ihrem eigenen Gebiet schon ganz entgegengesezte Ansichten, welche die Theilhabung des einen von beiden völlig ausschließen, vorgekommen sind. Denn bekannt ist die platonische Theorie, nach welcher die Kinder schon von Geburt an Kinder des Staates sind, und die persönliche Beziehung ganz in Schatten gestellt ja möglichst ignorirt und verborgen gehalten wird, so daß eigentlich alle Mütter nur Ammen und Kinderfrauen, und alle Väter nur Vormünder und Versorger sind. Und schön und lachend, ja man kann sagen das festeste Bollwerk der persönlichen Freiheit und der individuellen Entwikklung, ist auf der andern Seite die Theorie, daß das Haus, nicht freilich als Werkstatt aber als Siz der Familie, das Heiligthum ist, in welches die öffentliche Gewalt unter keinem Vorwande unaufgefordert eindringen darf. Die Kinder sind aber natürlicherweise im Hause, bis wenigstens der Zeitpunkt ihrer ersten Mündigkeit eintritt, und sie anfangen an den Elementen des öffentlichen Lebens theilzuhaben und sich zur Gründung eines eigenen Hauses vorzubereiten. Wie die erste dieser beiden Ansichten allen selbständigen Einfluß der Familie auf die Erziehung aufhebt, so die andere allen ursprünglichen Einfluß des Staates. Zwischen beiden also liegen alle andern beides verbindenden Theorien und die gesammte Praxis, die, da niemals eines von jenen beiden Extremen ist realisirt worden, auf verschiedene Weise sich hier dem einen und dort dem andern nähert. Meine Absicht geht eigentlich nur dahin eben diese mannigfaltige Praxis der Staaten nicht als ein unbestimmt fließendes aufzufassen, das sich nur durch Willkühr und Zufall hier so dort anders gestaltet, sondern be-

ſtimmte Hauptzüge in dieſen verſchiedenen Geſtaltungen und Gründe dazu nachzuweiſen. Ich will weder Vorſchriften geben, wie weit der Staat ſeinen Einfluß auf die Erziehung ausdehnen ſoll und wohin nicht, noch hiſtoriſche Unterſuchungen anſtellen, weshalb in dem einen Staat und zu der einen Zeit dieſe Anſicht geherrſcht habe, anders aber eine andere: ſondern zwiſchen dieſen beiden Aufgaben ſchwebend möchte ich nur ein Fachwerk aufſtellen für dieſe Unterſuchungen, um nämlich die Staaten ſelbſt und die Geſichtspunkte, von denen ſie haben ausgehen können, zu claſſificiren, und damit zugleich ein Mittel zur Verſtändigung über die verſchiedenen Theorien, wie nämlich die eine vielleicht unter ſolchen Umſtänden anwendbar ſein könne, und die andere unter anderen. Hierzu weiß ich aber kein anderes Verfahren als dieſes. Staat und Erziehung ſind zwei Begriffe, welche an und für ſich nicht zuſammenfallen; denn der Staat iſt ein Verhältniß der erwachſenen Menſchen unter ſich, und in dem Begriff liegt keine Beziehung darauf, woher die erwachſenen kommen; und Erziehung iſt ein Verhältniß der Generationen unter ſich, indem die eine erzieht und die andere erzogen wird, und die Erziehung kann ſehr gut gedacht werden ohne den Staat und vor ihm. Auch würden wir zu hoch ſteigen müſſen und uns zu weit entfernen von der Wirklichkeit der Dinge, wenn wir zu einem gemeinſchaftlichen höheren Begriff aufſteigen wollten. Alſo bleibt nur übrig, daß wir beide als außer einander betrachten und fragen, Giebt es etwas und was giebt es im Staat, wodurch er von der Erziehung viel oder wenig an ſich reißt? und giebt es etwas und was iſt es in der Erziehung, wodurch ſie dem Staat oder einer beſtimmten Vorrichtung deſſelben anheimfällt? Beſtätigt und beſtimmt ſich gegenſeitig, was wir von beiden Punkten aus finden: ſo werden wir dann wenig gegen unſere Unterſuchung einwenden können.

Freilich ſcheint hier unſer Vorhaben gleich anfänglich in die Unendlichkeit ſich ausdehnen zu müſſen, wenn doch das erſte, was wir gebrauchen, ein Begriff iſt vom Staat, dieſer aber noch

ganz ſtreitig iſt unter denen, welche über dieſe Gegenſtände philoſophiren. Wo träfe man aber nicht auf dieſes Uebel, wenn man aus irgend einem Gebiet der realen Wiſſenſchaften einen einzelnen Gegenſtand der Unterſuchung herausnimmt? Mit den erſten Schritten iſt man bei den Principien, und ſomit auch auf dem Gebiet eines unendlichen Streites. Und vielleicht können wir ein großes gewinnen mit einem einzigen Schritte. Man kann nämlich die verſchiedenen Begriffe vom Staat wol auf zwei Klaſſen zurükkführen. Die eine iſt die negative, indem nämlich als das eigentliche handelnde Princip auf dieſem ganzen Gebiet des gemeinſamen Lebens der Trieb und die Willkühr der einzelnen geſezt wird, und der Staat nur das Nebeneinanderbeſtehen dieſer Triebe und Freiheiten ſichern und den Mißbrauch verhüten ſoll. Einem Staate, der ein ſolcher ſein will, ziemt es offenbar nicht ſich der Erziehung anzumaßen; oder wenn er es thut, ſo darf es nur interimiſtiſch ſein, weil er nämlich ſein Geſchäft noch nicht hinlänglich verſteht, und er verſpricht aufzuhören mit der Erziehung, ſobald er ſelbſt wird weiter fortgeſchritten oder beſſer erzogen ſein. Denn ein ſolcher muß auch die Freiheit der einzelnen als die eigentlich poſitive Kraft der er dient möglichſt wenig beſchränken; und wie barbariſch müßte er ſein, wenn er nicht ſähe, daß eben dieſes eine der theuerſten und genußreichſten Aeußerungen der Freiheit iſt, wie die Eltern ihre Kinder ſich anbilden und ihr innerſtes Daſein in ihnen zu vervielfältigen ſuchen, und daß er ſeinem Beruf wenig entſpricht, wenn er zwar ſeinen Unterthanen möglichſte Freiheit laſſen will in ihrem Verfahren mit den Dingen, mit denjenigen aber, die ihnen ja viel eigenthümlicher angehören als irgend Dinge, welche ſie um ſich verſammeln können, wolle er ſie nicht verfahren laſſen nach der Luſt ihres Herzens und nach ihrer Vorſtellung von ihrem eigenen Vortheil. Darf ihm gleich ein wenig bange ſein, daß bei ſo ungeſtörter Freiheit in der Erziehung viele Menſchen ganz verdorben würden für das ganze: ſo darf er ſich doch nur

vorbehalten ihr Verderben, wenn es ſich hernach auf eine ſtrafbare Weiſe äußert, alsdann zu zügeln und zu lähmen, und muß vertrauen, daß doch menſchlicher Wahrſcheinlichkeit nach auf dieſem Wege jedes künftige Geſchlecht nicht nur nicht ſchlechter werde dargeſtellt werden als das vorige, ſondern auch daß ſeine Unterthanen bei möglichſt freiem Verkehr und ungeſtörtem Gedankenwechſel ſchon von ſelbſt zu einer beſſern Erziehung gelangen werden. Freilich kann es ihm bequemer ſein die Menſchen ſich zahmer zu erziehen, als die Rohheit, welche beſſer verhütet worden wäre, hernach durch Strafen zu bändigen. Aber dieſe Bequemlichkeit iſt ihm nicht erlaubt; denn mit demſelben Recht müßte ihm auch manches andere bequemer geweſen ſein zu bilden und poſitiv zu beſtimmen als bloß zu verwahren und abzuwehren; und er würde hier auf dem entſcheidenden Punkt umkehren und aus einem negativen ein poſitiver werden. Soll er ſich alſo treu bleiben: ſo muß ihm ſeine Strafgeſezgebung nach innen zu alles ſein; durch dieſe muß er allem zu ſteuern wiſſen, und dabei alles falſche und mangelhafte der Erziehung ruhig gewähren laſſen. Ganz anders freilich iſt es, wenn der Staat ſelbſt nicht bloß als eine hemmende ſondern als eine ſelbſt hervorbringende bildende leitende Kraft angeſehen wird; und dieſe Vorausſezung ſieht nicht aus, als wenn wir ſie eben ſo mit Einem Strich abmachen könnten, ſondern als käme es darauf an, was nun der Zwekk des Staates ſei, um zu beſtimmen, wie nahe demſelben die Erziehung liege oder wie fern. Doch vielleicht können wir auch ſo um die ſchwierige und hier nicht füglich auszumachende Frage über den Zwekk des Staates herumkommen, wenn wir uns gefallen laſſen dieſen Zwekk ganz allgemein zu ſezen, daß alles, was der Menſch auf Erden zu thun hat, durch den Staat ſolle hervorgebracht werden, und er die Geſammtthätigkeit des Menſchen bilden und leiten. Dann würde die erſte und ſtrengſte Form ſein, daß der Staat alles, was er hervorbringen ſoll, ſelbſt thäte, alle einzelnen aber nur

mechaniſch in ſeinem Dienſte wären. Nächſtdem aber ließe ſich auch denken, daß er die einzelnen zu demjenigen was gethan werden ſoll erziehe und unterrichte, wenn dieſes überhaupt möglich iſt, damit er der mechaniſchen Correction und Aufſicht im einzelnen überhoben ſei. Man könnte auf dieſe Weiſe ſagen, daß für einen ſolchen Staat alles andere nur Sache der Noth ſei und zwiſchen eintretendes Weſen, die Hauptſache aber, daß er die Menſchen für die Geſchäfte des Staates erziehe, und habe er dieſes vollkommen erreicht: ſo brauche er es nur gleichmäßig fortzutreiben und könne in demſelben Maaß alles andere ruhen laſſen. Iſt nun der Zwekk des Staates allgemein: ſo gehört die Erziehung als eine natürliche Thätigkeit des Menſchen auch dazu, und der Staat wird zuerſt unmittelbar ſelbſt erziehen, demnächſt aber auch einzelne zum Erziehen immer kräftiger und ſicherer bilden, und jenes durch dieſes allmählig beſchränken. Iſt aber ſein Zwekk nicht ſo allgemein: ſo bleibt dennoch die Form weſentlich dieſelbe, und jeder ſieht, daß der Staat zwar was zu ſeinem Zwekk gehört unmittelbar ſelbſt thun, zugleich aber darauf bedacht ſein werde die Menſchen für das was in ſeinem Zwekke liegt zu erziehen, und daß er nur ſo lange akkerbauen handeln und mehr dergleichen ſelbſt thun darf, bis er ſich ihm und ſeiner eigenthümlichen Natur angemeſſene Landbauer Kaufleute und was ſonſt erzogen hat. Auf jeden Fall alſo fällt ein Erziehen in den Zwekk des Staates; aber auf jeden Fall auch theilt es ſich. Iſt ſein Zwekk ein beſtimmter: ſo wird er für dieſen theils unmittelbar handeln und theils für ihn erziehen; iſt er aber zwekkmäßig ganz allgemein: ſo wird er unter anderem auch unmittelbar erziehen, nächſtdem aber beſonders die Erzieher erziehen. So daß immer wieder, und ohne ſonderliche Rükkſicht auf den Inhalt des Staatszwekkes, alles ankommt auf das Maaß, in welchem die Erziehung ſein Geſchäft werden kann oder nicht.

Um aber hier alles Mißverſtändniß zu vermeiden, müſſen wir uns wenigſtens erinnern, daß der Staat, ſein Zwekk ſei

auch welcher er wolle, eine Geſellſchaft ſei von Regierern und regierten, ſeien es auch dieſelben und jeder nur in dem einen Act Obrigkeit und in dem andern Unterthan, aber ohne dieſe Form gänzlich iſt kein Staat, und man kann nur von demjenigen ſagen, daß der Staat es thue, was durch dieſe Form hindurchgeht. Darüber alſo, daß das Erziehen eine gemeinſame und öffentliche Angelegenheit ſei im Staat, kann wol überall kein Zweifel ſein nach dem obigen; aber wir werden nur im eigentlichen Sinne ſagen, daß der Staat erzieht, wenn entweder die Maaßregeln und Weiſen der Erziehung zwar zunächſt im Volk ihren Grund und Urſprung haben, aber von der Regierung entweder modificirt oder ſanctionirt werden, und ſie über deren Ausführung wacht, oder noch mehr, wenn ſie von der Regierung ſelbſt ausgehen und vom Volke nur angenommen und ausgeführt werden. Nicht aber jedesmal, wenn im Volk eine gemeinſame oder auch öffentliche Erziehung ſtattfindet, von der aber die Regierung weiter keine Kenntniß nimmt, darf man ſagen, der Staat erziehe, auch nicht wenn die Regierung nur über das Was in Sachen der Erziehung diejenige Aufſicht führt, wie z. B. auch eine proteſtantiſche Regierung über die katholiſche Kirche in ihrem Lande ausübt, ſondern dann erziehen immer nur die regierten, die dann für den Staat nur als einzelne daſtehen, wie feſt ſie auch durch Sitte und öffentliche Meinung an eine gemeinſame Weiſe mögen gebunden ſein. Damit wir nun das Maaß finden, in welchem in dieſem Sinne dem Staate die Erziehung zuſteht, ſcheint das rathſamſte, daß wir zuſammenhalten den Zuſtand eines Volkes ehe es Staat geworden iſt mit ſeinem Zuſtande unter der Form des Staates, und daß wir fragen, ob ſich denn und was in Bezug auf die Erziehung dadurch ändere, daß in dem Volke nun der Gegenſaz von Obrigkeit und Unterthanen herausgetreten iſt. Und es ſcheint wirklich hiebei alles auf die Weiſe und die Bedingungen dieſer Veränderung anzukommen, die Frage hingegen, wie man den Staatszwekk zu denken habe, und wie in dem einen Staate dieſer in

dem andern jener Theil deſſelben mehr hervortrete, dieſe ſcheint mehr auf die verſchiedenen Grundſäze zu führen, nach denen die Erziehung gleichviel ob vom Volke oder vom Staat wird geleitet werden, als auf den Umfang, in welchem der Staat als ſolcher ſich ihrer annehmen wird.

Es iſt nicht meine Abſicht auf einen erdachten Naturſtand zurükkzugehen, mag er nun ein feindſeliger ſein oder nicht, ſondern nur auf denjenigen, der uns als unmittelbar an den eigentlichen bürgerlichen Zuſtand grenzend wirklich in der Geſchichte gegeben iſt, nämlich auf den Zuſtand, da mehrere Familien ohne beſtimmte Form einer Verfaſſung ein ſehr ähnliches Leben bei einander leben, mit einem allgemeinen Namen auf den Zuſtand der Horde. Auch in dieſem Zuſtande laſſen ſich ſchon ſehr verſchiedene Stufen der Bildung denken, und nach Maaßgabe derſelben eine feſtere und zuſammengeſeztere Sitte oder eine loſere und einfachere. In dieſer ſind ausgedrükkt die ſchon gegebenen Regungen des ſittlichen und religiöſen Gefühls; in dieſer erhalten ſich die Uebungen und Fertigkeiten, welche zu der der Horde eignen Erwerbsweiſe gehören. In dieſer Sitte wächſt dann auch auf und übt ſich die Jugend, und wird alſo, wer wollte es anders ſagen? wirklich erzogen. Leben die Menſchen wie im dürftigen Klima die Grönländer und ihre Verwandten mehr nur neben einander: ſo wird auch die Erziehung mehr der Privaterziehung gleichen. Giebt es dagegen ſchon ein gemeinſames Leben mit einander und durch einander: ſo wird auch jenes Analogon von Erziehung dieſen Charakter annehmen und mehr einer öffentlichen Erziehung gleichen. So daß wir jenen Gegenſaz ſchon jenſeit des Staates verfolgen können, und er alſo nicht erſt durch dieſen entſteht. Wenn nun eine ſolche Horde ſchon lange patriarchaliſche Häupter gehabt, wenn ſie ſchon bisweilen vorübergehend im Kriege oder bei Verhandlungen mit anderen Stämmen unter ſtrengeren Formen geſtanden hat, und dieſe ſich nun auf die einfachſte Weiſe in ihr feſtſezen und conſolidiren, ſo daß ſie von nun an für ſich einen kleinen Staat bildet, gleichviel

unter welcher von den drei Formen er vorzüglich ſteht, ohne daß ſie ihre Lebensweiſe ändert oder ihre Zwekke ausdehnt: was iſt für ein Grund, daß die neu entſtandene Regierung ſich ſollte der Erziehung annehmen? Es wäre dies eine Willkühr, die in dieſem Zuſtande nicht denkbar iſt. Denn auch das iſt nicht denkbar, ſelbſt wenn Reibungen entſtehen und innere Unruhen, daß ein einzelner nun aus dem Geleiſe der Sitte weichen und ſeinen Kindern eine Richtung geben ſollte, welche gegen den Sinn und Geiſt des ganzen anginge. Wenn alſo nicht ein fremdartiges Element hinzukommt, wird alles in: vorigen Gange bleiben, und die Erziehung wird daran, daß die Geſellſchaft die Form der bürgerlichen angenommen hat, keinen unmittelbaren Antheil nehmen. Sowol der Charakter der Erziehung wird derſelbe bleiben, als auch die Rechte der Eltern über ihre Kinder. Aus dieſer einfachen Betrachtung ſcheint zweierlei zu folgen. Einmal, und dies iſt der Hauptſaz auf welchem alles folgende ruht, da Sitten und Gebräuche in einem Volk überall älter ſind als die Verfaſſung, kann auch dasjenige in der Erziehung, was auf der Sitte ruht, nie, auch in einem folgenden Zuſtande eben ſo wenig als in dieſem urſprünglichen, als von der Regierung ausgegangen und von ihr erzeugt angeſehen werden, ſondern dieſes iſt wol überall auch in ſeinen allmähligen Umwandlungen das unbewußte Erzeugniß freilich nicht der einzelnen als ſolcher, auch nicht der weiſeſten und kunſtverſtändigſten, denn auch dieſe können nur allmählig und durch einen unmerklichen Einfluß daran rühren, auch nicht das Erzeugniß des iſolirenden Privatlebens, ſondern das gemeinſame aber freie und nur in freier Gemeinſamkeit gedeihende unbewußte Erzeugniß des Volkes. Die Regierung kann es im beſten Falle beſchüzen und ſanctioniren, wenn hiezu ein Bedürfniß entſteht, ſie kann im ſchlimmſten Falle dagegen kämpfen und es zu unterdrücken ſuchen, aber herbeiführen kann ſie es nicht. Wenn man nun ſagt, die Erziehung ſei eigentlich nur die natürliche Aeußerung des Selbſterhaltungstriebes der Gemeinheit: ſo iſt damit grade dieſes

in der Sitte begründete ſich auf ſie beziehende Moment der Erziehung gemeint, und was hier thätig iſt, iſt alſo der Selbſterhaltungstrieb des Volkes abgeſehen von ſeiner Verfaſſung, nicht der Selbſterhaltungstrieb des Staates und der Regierung. Der Beweis hiezu findet ſich überall, wo ohnerachtet vieler Wechſel in der Verfaſſung das Weſen der öffentlichen Erziehung lange Zeit daſſelbe geblieben iſt, und wo ohnerachtet die Verfaſſung ungeändert dieſelbe blieb die Maximen und Formen der Erziehung ſich allmählig geändert haben. Zweitens ſcheint zu folgen, daß wenn ein Volk, nachdem es dieſen urſprünglichen Zuſtand verlaſſen hat, vielleicht durch harte Schikkſale und ſchwere Kämpfe hindurch wieder in einen ähnlichen zurükkkehrt, ich meine zu einer durchgreifenden und die zufälligen Abweichungen beherrſchenden ſeine eigenthümliche Natur ausdrükkenden Sitte, und zu einer nach Verhältniß ſeines Umfanges genaueren oder weiteren Gleichförmigkeit gemeinſamer Bildung: alsdann auch keine Urſache mehr vorhanden iſt, warum die Regierung einen thätigen Antheil an der Erziehung nehmen ſollte; ſondern dann wird ihr höchſtens übrig bleiben durch die Sicherheit, welche ſie der Erziehungsthätigkeit des Volkes gewährt und durch die behütende Aufſicht, welche ſie darüber führt, ihre Beiſtimmung zu erkennen zu geben. Weder jene urſprüngliche noch dieſe wiedererlangte Gleichheit wird eine abſolute ſein, ſondern nach größerem Maaßſtabe bei der lezten, nach kleinerem bei der erſten wird ſich die Differenz gemeiner und edler Naturen offenbaren. Allein je conſtanter und bedeutender dieſe Unterſchiede ſind, um ſo mehr wird von ſelbſt durch das bloße Princip der Cohärenz, wie es auch vor dem Staate waltet, das gleichere ſich anziehn, und es werden ſich verſchiedene Kreiſe bilden mit einer relativ eigenthümlichen Sitte, welche hindern wird, daß in der Gemeinſchaft mit den geringeren die edleren untergehen. So wie auf der andern Seite das vorausgeſezte herrſchende Princip der Gleichheit verurſachen muß, daß das gemeinere von dem höheren immer befruchtet wird, und nicht unter die Fähigkeit der Gemeinſchaft herun-

terſinkt. Bei dieſer Verkettung des allgemeinen und des beſonderen in Sitte und Bildung kann denn auch die Erziehung ohne Schaden ungeſtört fortgehn. Was hat denn nun den Platon bewogen, der ohngefähr dieſen Fall vorausſezt, eine merkliche angeborene aber doch nicht ſtreng angeerbte und alſo nicht ſpecifiſche Differenz ſeiner Bürger, was hat ihn bewogen dennoch dem Staat die Erziehung nicht nur ganz in die Hand zu geben, ſondern ſie auch zum ſtärkſten Motiv für denſelben zu machen, in einem Grade wie es ein pädagogiſches Regale nie gegeben hat und nie geben kann? Er hat offenbar ein Mittel geſucht, aber nur ein unausführbares und alſo ſchlechtes herausgegriffen gegen das Verderben ſeiner vaterländiſchen Demokratien und Ariſtokratien, deren jene mit demſelben Eigenſinn wie die Deſpotien oft ganz gemeine Menſchen auf eine Stelle emporheben, die ihnen nie gebühren kann, die lezten aber die äußere Dignität noch feſthalten wollen, wenn die innere längſt erſtorben iſt, und der herrſchende Stamm ſeine urſprünglichen Vorzüge längſt verloren. Indem der große Mann bei der Idee des Staats beide Gebrechen zugleich heilen will, hat ihn ſeine Conſtruction auf dieſen Punkt geführt.

Sezen wir nun einen anderen Fall, die Horde nämlich gehe nicht durch ſich ſelbſt und nicht in ſich ſelbſt zur bürgerlichen Geſellſchaft über, ſondern ergreife ſelbſt eine andere oder werde von einer andern ergriffen, und es entſtehe ein Staat aus zwei früheren Gemeinheiten auf ungleiche Weiſe, ſo nämlich, daß die eine Horde die herrſchende werde und die andere die dienende, welcher Fall auch diejenigen unter ſich begreift, daß eine von beiden ſchon vorher eine bürgerliche Verfaſſung für ſich gehabt habe: wie wird es dann mit der Erziehung werden? Offenbar kann dann nur in einem Falle alles im alten Gange bleiben; wenn nämlich der herrſchende Stamm auch von Natur oder durch bildendere Schikkſale der edlere in edlerer Sitte gelebt und ſeine Jugend zu derſelben erzogen hat, der unterworfene hingegen zurükkſtehend hinter jenem roher und ungebildeter erſcheint,

und indem er seiner Sitte gemäß zu gleichem Zustande seine Jugend erzieht keine Besorgniß erregt, daß der Eindrukk der Ungleichheit zwischen beiden Theilen verschwinden könne. Wozu noch kommen muß, daß der siegende Stamm den unterworfenen auch bei seiner Lebensweise läßt, ihn von seinem Boden und aus seinen Gewerben nicht vertreibt, sondern ihn auf dieselbe Weise wie vorher, nur zu des Siegers Nuzen, fortleben läßt. In diesem und wie es scheint auch in diesem einzigen Falle wird nach einer solchen Zusammenschmelzung jeder Theil seine bisherige Erziehungsweise behalten, und also auch ohne weitere Dazwischenkunft der Regierung wie vorher fortsezen können. Nur daß diese jede Neigung der überwundenen, sich in die Sitten der Sieger einzuschleichen und ihre Erziehung nachahmend ihnen ihre höheren Vorzüge zu entwenden, eifersüchtig bewachen wird. So lange nämlich wird alles so bleiben, als auch die Regierung das Verhältniß beider Theile im Staat gegen einander nicht zu ändern gesonnen ist. Will sie aber dieses, oder sind die Verhältnisse beider Theile von vorn herein nicht völlig so bestimmt: so wird zum Behuf einer solchen heterogenen Zusammenschmelzung auch das Erziehungswesen umgewälzt werden müssen, und diese Umwälzung kann dann nur von der Regierung ausgehen, so daß die Erziehung dann in so weit Sache des Staates werden muß.

Nämlich wenn entweder ursprünglich der unterworfene Stamm eine zu edle Sitte und Bildung hatte für die Lage, in die er bei der Zusammenschmelzung herabgestürzt wird, oder wenn er sich allmählig nach langer Zeit dem herrschenden genähert hat und zu besorgen steht, er werde bald an Sitte und Bildung von diesem nicht mehr zu unterscheiden sein, in diesen Fällen wird der Staat in die Erziehung dieses Stammes gewaltthätig aber zerstörend eingreifen; er wird dessen Sitte auflösen und die Erziehung unter das Gesez stellen, wodurch schon großentheils das innere Leben verloren geht und mit beschleunigter Geschwindigkeit die Neigung wächst sich bei einer mechanischen Behandlung zu beruhigen. Es kann auch sein, daß der herrschende Stamm

allmählig sinkt aus gewohnter Trägheit derer, welche andere für sich arbeiten lassen, und dann kann es geschehen, daß unter andern künstlichen Mitteln ihn in seiner ursprünglichen Stellung zu erhalten der Staat auch in die Erziehung desselben eingreift. Wie aber? Gegenüber einem unterworfenen Stamme, der im Begriff ist sich zu heben, wird dies von einer Regierung, die selbst dem herrschenden Stamme angehört, schwerlich auf die rechte Weise geschehen. Denn das Princip eines solchen Staates kann nicht schlimmer gefährdet werden, als wenn der Eindruk eines Wetteifers zwischen beiden Ständen entsteht. Also anstatt der verfallenen Sitte und Bildung wieder aufzuhelfen, wozu auch im ganzen wenig Hoffnung ist, wird man durch die künstliche Erziehung suchen dem gesunkenen Stande neue Vorzüge zu verschaffen, welche der sich hebende weniger geeignet ist sich zu erwerben. Ich will nicht sagen, es folge streng, aber die Erfahrung lehrt es, und so ist es auch leicht zu begreifen, daß diese Vorzüge dann vorzüglich gesucht werden in der Einpfropfung irgend eines fremden, das sich in dem allgemeinen Verkehr der Staaten grade geltend gemacht hat; denn der herrschende Stand, welcher den ganzen Staat nach außen repräsentirt, ist ausschließend geeignet hiermit zu prunken. Dies ist die eine Art, wie das fremde in die Erziehung kommt durch die Bestrebungen einer aristokratisirenden Regierung, sie mag nun hiebei mehr als Gesezgebung wirken oder mehr als Hof; und dieses ist der zerstörende Beruf des aristokratischen Staates in der Erziehung. Kommt aber beides in Einem Moment zusammen, Unterdrükkung des unteren Standes durch die Erziehung und falsche künstliche Hebung des oberen: so ist das Verderben vollendet, und nur eine besonders waltende Vorsehung kann verhüten, daß entweder gänzliche Auflösung erfolge oder gewaltsame Reaction. Denn durch Störung des naturgemäßen Erziehungsganges wird ein Volk in seinen innersten Tiefen erschüttert.

Es kann aber auch geschehen, wenigstens wollen wir den Fall sezen, daß die Regierung eines solchen Staates sich von

ihrem urſprünglichen Verhältniß der Angehörigkeit an deſſen oberen Stand losmacht und den Staat als wahre Einheit, was er eigentlich noch gar nicht war, ins Auge faßt. Sie ſtrebt dann danach, ohne jedoch zu revolutioniren, daß ſie beide Stände einander nähere, und, indem ſie dem unteren weitere Schranken öffnet, ſeine Kräfte vielſeitiger für das ganze benuze und alles in ihm zur Reife bringe, wozu ſich die Fähigkeiten in dem bisherigen Zuſtande vorbereitet haben. Dieſes aber kann ſchwerlich geſchehen, wenn nicht an beiden Enden zugleich angefangen wird, bei der eben mannhaften Generation, indem man ſie vorſichtig und ſteigend emancipirt, und bei der eben heranwachſenden, indem die Erziehung einen Charakter bekammt, der die bisherige beſchränkende Sitte weit hinter ſich läßt. Indem nun hiebei weder die urſprüngliche Sitte des Standes das eigentlich handelnde Princip ſein kann, noch auch ſein allmähliges Emporſtreben, als welches ſich kein richtiges Ziel mit Bewußtſein vorzuſtekken vermag: ſo muß ein unmittelbares bildendes Eingreifen der Regierung eintreten. Dieſes nun iſt der Zeitpunkt, wo ein ſolcher Staat wirklich und nothwendigerweiſe erzieht, ja wo man ſagen darf, daß es ihm nur wohlgehen kann, wenn um einen platoniſchen Spruch zu parodiren die Regenten erziehen oder die Erzieher regieren, und an wen lieber als an dieſe ſollten auch wol die Philoſophen den Anſpruch abtreten, den ſie ſelbſt nicht durchführen können. Denn man kann mit Wahrheit ſagen, auf dieſem Uebergangspunkt von ariſtokratiſcher Zweiheit zu wahrhafter Einheit, die dann immer wenn es auch in der äußeren Form minder heraustritt dennoch ſich monarchiſch geſtaltet, iſt das Erziehen die Hauptſache und ſelbſt wichtiger als das richtige Verfahren bei der allmähligen Eröffnung der inneren Schranken; denn wenn hiebei etwas verſehen iſt: ſo wird die Erziehung es leicht wieder gut machen durch die Maſſe von berichtigenden Einſichten, die ſie entwikkelt. Hat man aber im pädagogiſchen Prozeß einen unrichtigen Weg eingeſchlagen: ſo können dadurch die beſten und richtigſten Maaßregeln der innern Verwaltung nur

unwirksam gemacht und gleichsam Lügen gestraft werden. Ich möchte noch hinzufügen, hat die Regierung in diesem Sinne einmal angefangen zu erziehen: so darf sie auch nicht eher aufhören, bis jener Zustand einer Einheit der Sitte und einer gleichnamigen Bildungsstufe dem Wesen nach beide Stände mit einander vereint, sonst möchte sie das Volk in einem Zustande von Verwirrung und Rathlosigkeit sich selbst überlassen, und das zweite Uebel könnte ärger werden denn das erste.

Einige Folgerungen aus dem eben dargestellten kann ich nicht übergehen. Große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß zweier solcher ursprünglich ungleichartiger Stämme hat in unsern Verfassungen das Verhältniß des Adels zum Bürgerstande. Sollte man nicht sagen können, daß eigentlich die Ausgleichung zwischen beiden mit Sicherheit da beginne, wo beide an demselben Erziehungssystem theilnehmen, und in keiner Beziehung mehr besondere Anstalten getroffen werden einen auszeichnenden Charakter des Adels in dem heranwachsenden Geschlecht weder durch eigne öffentliche Bildungsanstalten noch durch Ausschließung von den nur für den Bürgerstand gestifteten hervorzurufen? Der erste Grund aber zu dieser Vereinigung wird wol weniger durch die Regierung gelegt, als dadurch, daß die Kirche und der allmählig aus dieser hervorgehende wissenschaftliche Verein von dem politischen Unterschiede beider Stände keine Notiz nehmen. Zweitens scheint zu folgen, daß wenn irgendwo eine Regierung die Erziehung des ganzen Volkes nach einer solchen Maxime verwaltet, wie die aristokratische Regierung die des niederen Standes, wenn sie fürchtet, er werde dem höheren zu Kopfe wachsen, oder auch wenn sie ihn sucht in neue außer seiner ursprünglichen Lebensweise liegende Bahnen zu führen, ohne ihn dennoch höher zu erheben, lediglich seiner Nuzbarkeit halber: so ist sie für vollkommen tyrannisch zu halten dem Geiste nach. Drittens wenn jemals eine Regierung das ganze Volk so behandelt, wie jene aristokratische den höheren Stand, nachdem er in sich selbst einzusinken angefangen, also wenn sie pädagogisch am Volke

künstelt und schnizelt und ihm fremdes einimpft: so will sie einer gewissen allgemeinen Tauglichkeit für die Welt zu Liebe seine Eigenthümlichkeit verfallen lassen und verräth wenig Vertrauen zur Sicherheit seines Bestehens. Oder wenn gar ein Volk sich selbst überlassen diesen Weg in der Erziehung einschlägt, so daß die Volksbildung nicht mehr durch eine herrschende Sitte in einer gewissen Gleichförmigkeit erhalten wird, sondern in eine chaotische Masse von Zufälligkeiten und Willkührlichkeiten zerfällt: so leidet das Leben des Volkes in seiner innersten Wurzel, und der tiefste Verfall ist unmittelbar vorauszusehen oder eigentlich ingeheim schon vorhanden, und wird durch Erziehungskünsteleien, die doch kein dauerndes sich selbst reproducirendes Leben bekommen, weder verhindert noch gehemmt, sondern nur prächtiger zur Schau getragen werden.

Nun ist noch übrig von der größten Form des Staates zu reden, denn die bisher genannten sind immer nur kleine, wenn nämlich ein Staat im großen Styl sich bildet plözlich oder allmählig, indem er eine Menge von einzelnen Stämmen, mögen sie schon eine Verfassung gehabt haben oder nicht, in Ein großes ganzes zusammenfaßt. Ist die erste Erschütterung überstanden: so sucht denn doch jeder Stamm sein eigenthümliches Dasein wieder, das Inbegriffensein in die große Einheit gestaltet sich ihm nur zu einer äußern Relation, die alte Sitte und Weise behauptet ihr Recht überall, wo sie nicht durch die nur als äußere gefühlte Gewalt gehemmt wird. In der Sitte hat die Erziehung ihren Halt und reproducirt also mit wenigen Abweichungen noch immer das alte abgesonderte beschränkte Leben des einzelnen Stammes ohne die Einheit des großen ganzen in sich aufzunehmen. Der Staat ist so lange eigentlich nur nach außen hin eine Einheit, nach innen aber eben so wenig als jener aristokratische Staat, sondern nur eine noch zusammengesextere Vielheit. Es kann nun lange Zeit gehen, zumal bei einfachen politischen Verhältnissen, daß die verschiedenen Theile des Staates nur ein Aggregat bilden und unter sich fast eben so viel

Eiferſucht haben als gegen einzelne Theile anderer ähnlicher Staaten. So lange hat auch die Regierung eben ſo wenig Urſache ſich in die Erziehung zu mengen, als wenn ſie nur mit einem einzelnen dieſer Theile zu thun hätte. Aber früher oder ſpäter wird eine Zeit kommen, wo ſie es fühlen wird, daß es nothwendig iſt die Vielheit in eine wahre Einheit umzuprägen, jedem organiſchen Theile das Gefühl des ganzen lebendig einzubilden und dieſem Gefühl das des eigenthümlichen Daſeins unterzuordnen, damit nicht die Liebe zum Stamm und zum Gaue der Liebe zum Vaterlande und zum Volke entgegenſtrebe. Wie vielerlei Mittel ihr nun auch hiezu zu Gebote ſtehen, um die erwachſene Generation zu bearbeiten, ſie wird ſich doch getrieben fühlen das Werk zugleich bei der heranwachſenden zu beginnen, weil ſie ſonſt über dem immer zu erneuernden Gebrauch jener Mittel niemals zum Ziel wirklich kommen kann. Nun alſo beginnt ſie ſich der Erziehung anzunehmen und auf dieſelbe poſitiv einzuwirken, um die einzelnen Theile einander näher zu bringen, damit ſie eben ſo zu einem Gefühl ihrer Identität mit dem ganzen kommen, wie die einzelnen Glieder des Stammes auf dieſelbe Weiſe das Gefühl ihrer Identität mit dieſem haben und immer wieder aufs neue empfangen. Es iſt auch klar, daß die kleinere Einheit ſich dieſes Gefühl der höheren nicht aus ſich ſelbſt geben kann, ſondern daß es ihr von der höheren kommen und dieſe ſich ihr gleichſam innerlich offenbaren muß. Dies muß alſo ein Werk der Regierung ſein, welche in einem ſolchen Staate von vorn herein das Gefühl der Einheit des ganzen ausſchließend hat und es erſt allmählig mittheilen kann, und der Staat kann unter dieſen Umſtänden die Erziehung auch nicht in den Händen der Kirche laſſen, welche ihr Beſtreben die Menſchen zu einer höheren geiſtigen Einheit zu verbinden an das perſönliche Gefühl des einzelnen und an das allgemeinſte Gefühl der menſchlichen Natur anknüpft, ohne an der Bildung einer größeren Nationaleinheit einen entſchiedenen Antheil zu nehmen. Eben ſo klar iſt, daß man nicht ſagen kann, dieſes Gefühl ſei im Volke, wenn es

auch in allen einzelnen wäre, ſich aber nicht fortpflanzte. Es muß alſo zunächſt in der Erziehung ſein, und indem es in die erſte Periode der Erziehung zurükkgeht, worin beide Geſchlechter nicht getrennt ſind, kann es ſich allmählig in ein angeborenes verwandeln. Hat es ſich aber erſt als ein ſolches bewährt: ſo iſt auch kein Grund, warum die Regierung länger ſollte die Erziehung, die doch von Natur nicht ihr Geſchäft iſt, dazu machen, und ſie nicht vielmehr in die Hände des Volkes zurükkgeben. Und ſo kommen wir auch hier wieder auf die erſte Annahme zurükk, und finden mit dem Grunde für dieſen Beruf des Staates auch zugleich die Grenze deſſelben.

Dieſes alſo iſt meine Antwort auf die Frage, Wie kommt der Staat rechtmäßigerweiſe dazu einen thätigen Antheil an der Erziehung des Volkes zu nehmen? Dann nämlich und nur dann, wenn es darauf ankommt eine höhere Potenz der Gemeinſchaft und des Bewußtſeins derſelben zu ſtiften. Alle andern Motive ſind entweder verderblich — und die Regierung ſezt ſich dann in Streit mit der natürlichen Entwikklung des Volkes, wie in den vorher aufgeführten Fällen — oder ſie ſind unhaltbar. Deren ſind freilich viele beigebracht worden und könnten noch angeführt werden, wenn es lohnen könnte willkührliche Einfälle zu prüfen, welche immer nur in den Köpfen der Theoretiker geweſen ſind, niemals aber die handelnden Perſonen wirklich geleitet haben. Nur die Frage verdiente noch Berükkſichtigung, Wie kann der Staat, wenn er an der Grenze ſeines Berufes angekommen iſt, die Erziehung, die er ſo lange verwaltet hat, in die Hände des Volkes zurükkgeben, ohne wenigſtens vorübergehend eine Art von Auflöſung und Verwirrung zu verurſachen, und wie ſoll ſich überhaupt nach dieſer Zurükkgabe die Erziehung geſtalten? Offenbar kann ſie nie wieder eine Privaterziehung werden. Dieſe muß vielmehr, wenn man nämlich von den Söhnen redet, welche einſt mit dem Staate zu thun haben, nicht von den Töchtern, welche immer nur dem Hauſe anheimfallen, aber von Privaterziehung der Söhne kann, wenn ein wahres Volksgefühl

wirklich lebendig geworden iſt, nicht mehr die Rede ſein, da eine ſolche nur Willkühr ausbrütet und nur in der Sehnſucht nach Willkühr oder in dem Mangel an Gemeinſinn ihren Urſprung hat. Alſo eine öffentliche Erziehung wird ſie unter den Betrieb und die Leitung des Volkes ſelbſt geſtellt und durch den in demſelben herrſchenden gleichen Sinn in Gleichheit gehalten. Es kann aber ein großer Staat von der Art wie wir zulezt betrachtet haben auf der Stufe, auf die er eben durch die pädagogiſche Thätigkeit der Regierung gekommen iſt, nicht beſtehn unter andern ohne eine Communalverfaſſung, welches ſchon der Augenſchein lehrt, auszuführen hier aber nicht der Ort iſt. An dieſe alſo, die durch ihre Gemeinſchaft mit der Kirche und mit dem wiſſenſchaftlichen Verein, deſſen Glieder durch ſie zerſtreut ſind, auch intellectuell belebt wird, geht die Erziehung über und bleibt ſo auch mit der Regierung in dem indirecten Zuſammenhang, in welchem alles was das Volk betrifft mit ihr ſtehen muß, nur daß diejenigen, die ihn vermitteln, nicht mehr eigentlich als Staatsbehörde ſondern nur die einen als Vertreter des Volkes bei der Regierung, die andern als Vertreter der Regierung beim Volke anzuſehen ſind. Auf dieſe Weiſe behält auch die Regierung in ihrer Gewalt dieſen Uebergang, für den ſich doch kein Augenblikk als der einzig richtige nachweiſen läßt, allmählig zu veranſtalten, und eben dadurch aller Verwirrung vorzubeugen. — Intereſſante Unterſuchungen hiſtoriſcher Art knüpfen ſich hieran, wie nämlich und warum überhaupt hier mehr dort weniger Gewicht auf die Erziehung gelegt wird, ohne daß die Reſultate bedeutend verſchieden wären; wie und warum ein Staat eine lange ein anderer eine kurze Periode eigentlicher pädagogiſcher Geſezgebung und Verwaltung des Erziehungsweſens durch die Regierung gehabt hat, und ob und wie dieſes mit einer mehr ruhigen oder mehr ſtürmiſchen Entwikklung des ganzen politiſchen Daſeins zuſammenhängt. Dieſe Unterſuchungen aber muß ich zur Seite liegen laſſen, indem ich nicht einmal diejenige für jezt ausführen kann, welche mir eigentlich noch obliegt.

Ich sollte nämlich nun noch von dem Begriff der Erziehung ausgehend eben so zeigen, ob und wie denn sie vermöge ihrer Natur in den Staat hineinfällt, wie ich an der natürlichen Geschichte des Staats gezeigt habe, weshalb und in wiefern die Regierung sich des Erziehens anmaaßt. Diese Untersuchung würde erst dem Resultat der vorigen seinen rechten Inhalt geben und uns zeigen, was denn nun der Staat insofern ihm das Erziehen obliegt zu thun, und wie er zu Werke zu gehn habe. Allein anstatt dieses zu gleicher Länge mit dem vorigen auszuspinnen will ich Zeit und Geduld schonen und mich nur auf einige Grundstriche beschränken, aus denen das andere leicht abzunehmen sein wird. Zum Glükk nämlich glaube ich, daß ich mich auch hier der schwierigen Frage überheben kann, was die Erziehung sei, deren Beantwortung ja zugleich die Grundzüge eines pädagogischen Systems enthalten müßte. Denn da wir die Sache nur in Beziehung auf den Staat betrachten: so kann ich davon kommen mit einer oben abgeschöpften Beschreibung der Seite der Erziehung, welche dem Staat zugewendet ist. Wenn ich mich nun auf diesen Punkt stelle: so sehe ich aus folgendem, daß es bei der Erziehung vornämlich auf dieses beides ankomme. Ist nämlich die Erziehung vollendet: so wird der Mensch abgeliefert an den Staat als dessen Bürger, das heißt er soll tüchtig sein als lebendiger organischer Bestandtheil des ganzen zu handeln und irgend eine bestimmte Stelle in demselben einzunehmen. Der Staat aber, um als christlicher Bürger eines christlichen Staates zu reden, verlangte bis noch vor kurzem wenigstens, daß zuvor die christliche Kirche ihn als ihr Mitglied sollte angenommen haben, und der Erzieher mußte auch dieses prästiren, wobei zugleich stillschweigend bedungen wurde, daß er in allen Geschäften des Staates als Bürger keines Dolmetschers bedürfe sondern bei der Sprache des Landes und also auch für sein Theil bei der darin niedergelegten Form und Masse des Denkens hergekommen sei. Hat nun der Erzieher dieses erwiesen, und ist sein Zögling angenommen worden: so kehrt er sich um

zu der rein menschlichen Gesellschaft im Staat, und in dem Maaß als er selbst sein Werk für gelungen hält und sich etwas darauf zu gute thut empfiehlt er dieser seinen Zögling als eine anmuthig ausgestattete eigenthümliche Natur im Besiz alles dessen, was in der Gesellschaft geachtet werde, und zwar auf eine eigenthümliche Weise. Hieraus nun wie dieses täglich geschieht und übereinstimmend, wie sehr man sich über die Erziehung auch streite, sehe ich, daß es auf zweierlei ankommt. Zuerst nämlich, daß der Mensch gebildet werde zur Aehnlichkeit mit den großen Gemeinwesen, in denen er seinem natürlichen Schikksal zufolge leben soll, von welcher Aehnlichkeit wie ihn die Erziehung beim Anfange seines Lebens übernimmt wenig an ihm zu sehen ist, sondern sie muß hineingebildet werden oder herausgelokkt. Dann aber kommt es auch noch darauf an, daß er nicht nur äußerlich ein anderer sei als jeder andere, sondern ohnerachtet jener Aehnlichkeit auch innerlich, und so in sich selbst Eins und untheilbar und nur sich selbst gleich, ganz anders wie die Erziehung ihn empfing als eine weiche und unbestimmte Masse, in der sich nur allgemeine Regungen unterscheiden ließen. Dieses beides nun leistet freilich die Eine und selbe Erziehung, aber es scheinen mir doch ihrer zwei Seiten zu sein. Und so wird wol auch dieses wahr sein, daß wer in der Ausübung der einen begriffen ist sich über die andere tröstet, welches am besten geschieht durch die Vorstellung des angebornen. Wer nämlich auf die Entwikklung des freien eigenthümlichen der Natur ausgeht, der wird sich trösten, daß die Aehnlichkeit mit dem Volk und den Glaubensgenossen dem Menschen angeboren sei und sich schon von selbst mit entwikkeln werde. Und woran sollte sich auch wol das eigenthümliche zeigen wenn nicht an einem gemeinsamen, denn an nichts kann es sich nicht zeigen. Wer hingegen auf die Hineinbildung des Menschen in den Staat und die Kirche ausgeht, der sezt voraus, jedem sei seine eigenthümliche Natur angeboren und werde sich schon mit entwikkeln. Beides scheint mir völlig wahr, und ich meine, jedes wird nur dadurch falsch, wenn einer glaubt

das andere sei nicht wahr, und deshalb ganz einseitig wird in seiner Erziehung. Aber wie stehen nun diese beiden Seiten der Erziehung gegen den Staat? Betrachten wir zuerst einen Staat, der noch eine aristokratische Physiognomie hat: so ist der höhere Stand derjenige, der ganz vorzüglich berechtigt ist zu dem Vertrauen, daß ihm die Idee des Staates angeboren sei, und der also auf die Ausbildung der Eigenthümlichkeit ausgeht. Derselben Meinung nun ist die Regierung auch, und läßt also den ganz frei, der nach ihrem Sinne handelt. Daher auch in solchem Staat, so lange er ein wahres oder falsches Gefühl von Gesundheit hat, die Regierung sich um die Ausbildung ihres Adels wenig kümmert. Der niedere Stand hingegen strebt in dem Gefühl, daß sein Schikksal ihm doch angeboren sei, seine Jugend dem Staat anzubilden und sie ihm dadurch zu empfehlen. So wird denn die Jugend zeitig in die Mannigfaltigkeit der Gewerbe vertheilt, von denen bei solcher Ehrfurcht für den Staat auch Künste und Wissenschaften eines zu sein scheinen, und in diesem löblichen Bestreben wird den ausgezeichnetsten Menschen dieses Standes eine eigenthümliche Ausbildung ihrer Natur nur als Zugabe ohne zu wissen wie, und sie besizen sich selbst in kindlicher und heiliger Unschuld. Dies ist die höchste Glorie des Bürgerstandes in dieser ganzen Periode. Da aber nun diejenigen, welche so erziehen, im Namen des Staates handeln und zu seinem Vortheil: so muß auch die Regierung sie im Auge halten, ob sie auch treu handeln und ehrlich, und dies ist der Anfang und Grund des untergeordneten behütenden Antheils, den die Regierung unter solchen Verhältnissen an der Erziehung nimmt. Will sie aber die Stände gleich machen und ordnet deshalb selbst die Erziehung an: so kann sie nicht von der Voraussezung ausgehen, daß die Aehnlichkeit mit dem Staate schon angeboren sei, denn sonst würde sie unmittelbar nichts zu thun haben, sondern sie will eben dieses Princip erst erwekken und hineinbilden. Die von ihr geordnete Erziehung wird also eine bürgerliche sein, die höhere Ausbildung der Eigenthümlichkeit

aber wird ſie entweder von ſelbſt kommen ſehen oder ſie den Bemühungen anderer überlaſſen. Die Eigenthümlichkeit entwikkelt ſich alſo entweder mit der allgemeinen Bildung zugleich und durch ſie, oder ſie entſteht als das Werk des übrigen Lebens und ſeiner mannigfaltigen Reibungen, oder ſie fällt der Privaterziehung anheim, in welche ſich dann um ſo mehr der pädagogiſche Dünkel flüchtet; denn nichts verleitet mehr zu leerer Selbſtgefälligkeit als die Einbildung dieſe zarteſte Blüte der Natur, mag ſie ſich nun als Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft oder als charakteriſtiſche Anmuth im Leben offenbaren, durch künſtliche Mittel hervorlokken und zeitigen zu können, ein Abweg, auf welchen die öffentliche Erziehung, eben weil ſie nur in großen Maſſen arbeitet, zum Glükk niemals verfallen kann.

Es wäre nun freilich noch mehreres auf dieſelbe Weiſe auszuführen, vornämlich wenn die Erziehung theils einen negativen Charakter hat, theils einen poſitiven, auf welcher von beiden Seiten der Beruf des Staates liegt; ferner wenn irgendwo der Unterricht von der Erziehung getrennt als Gewerbe auftritt, das einzelne treiben, ob auf dieſelbe Weiſe oder auf ganz andere eine Aufſicht des Staates darauf ſtattfindet, und ob dieſe aus demſelben Princip wie ſein Beruf zur Erziehung herfließt, welches leztere freilich beſonders unſern Gegenſtand ins Licht würde geſezt haben: allein ich muß dieſes, um die gewohnten Grenzen nicht zu weit zu überſchreiten, einem andern Ort aufſparen.

2.

Ueber die verschiedene Gestaltung der Staatsvertheidigung *).

So wenig diese Abhandlung sich in das Gebiet des technischen versteigen kann, so wenig ist ihre Absicht ein Ideal aufzustellen, sondern sie will nur die Differenzen selbst, welche geschichtlich stattgefunden haben und noch stattfinden, auf feste Punkte zurükkführen und dadurch die Bedeutung der verschiedenen Formen bestimmen; woraus sich dann ergiebt, in welcher Beziehung und welchem Umfang jede gut ist. Differenzen aber kann man am besten verstehen, wo sie am größten sind, d. h. wo sie als Gegensäze auftreten, und daher scheint keine andere Methode zwekkmäßiger befolgt werden zu können, als die Differenzen, welche hier in Betracht kommen, auf Gegensäze zurükkzuführen. Indem so jede auf die äußerste Spize gestellt wird, muß sie freilich als unhaltbar oder wenigstens als krankhaft erscheinen, und also zuerst immer von dem die Rede sein, was nicht ist oder nicht sein soll, und das rechte zeigt sich nur in den verschiedenen Mischungen entgegengesezter äußersten, das heißt als eine nur relative Gesundheit;

*) Gelesen in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 10. August 1820. J.

aber es folgt dennoch daraus nicht etwa, daß sie nur entstehen könne durch einen Sprung aus einem äußersten in das entgegengesezte, oder durch eine beständige Oscillation zwischen beiden, sondern durch eine ursprünglich zusammengesezte und temperirte Richtung.

Um nun die Hauptdifferenzen zu finden, müssen wir den Kriegszustand selbst betrachten seinem Inhalt nach und seiner Form nach.

Seinem Inhalt nach besteht er wesentlich darin, daß die Kräfte des Staats sich umbilden zu einer gegen die Kräfte eines anderen Staats wirksamen Gewalt. Es wird also dadurch nach innen aufgehoben die Gewerbsthätigkeit der Staatsbürger, und es entsteht nach außen statt des freundlichen Verkehrs mit dem bekriegten Staate selbst eine ihn hemmende und aufhaltende Thätigkeit. Beides in verschiedenem Maaß, welches aber nur verstanden werden kann, wenn man das kleinste und größte einander gegenüberstellt.

Das Minimum von Aufhebung der Gewerbsthätigkeit durch den Krieg ist offenbar, wenn sie gleich Null zu sezen ist, d. h. wenn alle eigentlich thätigen Staatsbürger in ihrem Beruf bleiben, und dann muß die Vertheidigung geführt werden entweder durch berufslose Menschen, welche zwar im Staate leben, aber in der friedlichen Nationalthätigkeit keine Stelle finden konnten oder wollten, durch Müßiggänger, oder durch Ausländer, die also dasselbe waren in ihrem Staat. Da beide nun auch nicht angesehen werden können als etwas besizend: so sind sie nothwendig Söldner. Die Maxime daher, welche diesem System zum Grunde liegt, ist die, daß die Vertheidigung etwas ist, was sich die Bürger für Geld besorgen lassen. Es gehören daher alle Systeme auf diese Seite, bei denen die Vertheidiger zwar Bürger sind, aber nicht nach einer feststehenden Ordnung als Repräsentanten des ganzen dazu bestimmt, sondern freiwillig also als einzelne sich dieses zum bleibenden oder vorübergehenden Beruf und Erwerbmittel erwählen.

Das Maximum der Aufhebung ist, wenn sie dem ganzen gleichzusezen ist, d. h. wenn alle Erwerbsthätigkeit aufhört, also alle thätigen Staatsbürger theils unmittelbar an der Vertheidigung theilnehmen, theils mittelbar auf die ihrem Beruf analogste Weise nur für die Vertheidigung thätig sind. In welchem Verhältniß nun auch das unmittelbare und mittelbare gemischt sei, immer befindet sich das ganze Volk im Aufstand in Masse. Die Maxime ist hier, daß die Vertheidigung eine Gesammtpflicht ist, der jeder seinen im Ruhestand ihm angewiesenen Beruf aufopfern und in welchem Grade dies geschehen solle durch das Gesez muß bestimmen lassen.

Wir betrachten zuerst diese beiden entgegengesezten Zustände jeden für sich. Die Vertheidigung durch Söldner, welche gleichviel wo, und gleichviel für jezt, ob nur im Augenblikk des Krieges oder beständig zum Behuf der Vertheidigung aufgestellt sind — denn diese untergeordnete Differenz kann erst an einem andern Ort zur Sprache kommen — beruht doch auf einer Unvollkommenheit; denn es soll solche nicht geben, die in der Volksthätigkeit keinen Plaz finden können oder wollen.

Wissen also der Staat selbst und die umgebenden alle ihre Einwohner zu beschäftigen, und fehlt es diesen nicht am Willen: so wird diese Vertheidigungsform unmöglich. Sie beruht also nur darauf, daß in einem Staat oder einem Staatensystem theils ein Ueberschuß der Bevölkerung über die Cultur und Industrie sei, theils die Verhältnisse der Völker noch so wenig festgestellt, daß Aussicht auf häufige Kriege es möglich macht den Kriegssold als ein Subsistenzmittel anzubieten und anzunehmen. Woraus genugsam hervorgeht, unter welchen Umständen eine Organisation der ganzen Vertheidigung nach dieser Form möglich sei, wie auch was jede Annäherung dazu, die sich auch bei einer andern Organisation findet, bedeute. — Allein die Sache hat noch eine andere Seite. Die Müßiggänger, denn dafür gelten sie doch den in der productiven Thätigkeit begriffenen, mögen nun einheimische sein oder Ausländer: so haben sie an dem ungestör-

ten friedlichen Fortbeſtehen der Volksthätigkeit gar kein unmittelbares alſo immer nur ein ſchwaches und geringes Intereſſe, wie man daraus ſieht, daß ſie gewöhnlich im Widerſpruch mit dem ganzen Volke den Krieg wünſchen; und es fragt ſich, Unter welchen Umſtänden kann ein Volk dahin kommen ſeine Vertheidigung ſolchen Händen anzuvertrauen? Wenn menſchlichem Anſehn nach ſein Daſein durch keinen Krieg weſentlich gefährdet werden kann, ſei es nun daß der Staat ſeine vollkommene Sicherheit in ſich ſelbſt hat in einer völlig abgeſchloſſenen Lage, oder in den einander aufhebenden entgegengeſezten Einflüſſen und Intereſſen der anderen Staaten durch ein zuverläſſiges Gleichgewichtsſyſtem. Denn wenn wir uns ohne eine ſolche Sicherheit ein Volk denken ſeine Vertheidigung unpatriotiſchen Söldnern überlaſſend: ſo kann man ſich dies nur ſo erklären, daß es ſeinen bürgerlichen Verband nur anſieht als ein Sicherungsmittel für ſeine Erwerbsthätigkeit, und lieber jenen aufs Spiel ſezen will als von dieſer etwas aufopfern, überzeugt daß es auch getrennt zerſplittert theilweiſe mit andern Staaten verbunden ſeinen Hauptzwekk erreichen würde, und daß aus einer mißlungenen Vertheidigung, wenn man ſie nur zur rechten Zeit aufgäbe, kein anderer Nachtheil entſtehen könne, als daß jeder nun einem andern Staat angehörig von andern Söldnern gegen andere Feinde ſich ſeine Vertheidigung müſſe beſorgen laſſen. Daher man auch eine ſolche Gleichgültigkeit mit dieſer Vertheidigungsform mehr oder weniger verbunden findet. Iſt ſie noch nicht ſehr eingeriſſen: ſo ergrimmen die Bürger über den Wunſch der Kriegsmänner nach Feindſeligkeit vorzüglich nur, weil ſie ſich ungern durch einen unglükklichen Ausgang aus dem gewohnten Geleiſe herausbringen laſſen. Iſt ſie ſchon weit gediehen: ſo lachen ſie über dieſen Wunſch und denken, wie wohlfeil ſie ſich wenn es ſchlimm geht mit dem Sieger abfinden können. Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man ſagen, die vollkommenſte Miethsvertheidigung beweiſe auch die vollkommenſte politiſche Nichtigkeit. Es liegt dabei zulezt die Vorſtellung zum Grunde,

der Staat sei eine willkührliche oder zufällige Vereinigung von Menschen zur gegenseitigen Erleichterung und Beförderung ihres Erwerbes, welche sich eben sowol äußerlich die Vertheidigung gegen fremde Gewalt als innerlich die Aufrechthaltung der Ordnung und die Ausmittelung des Rechts durch den bestlieſernden und mindestfordernden besorgen lassen, so jedoch daß sich jeder in der Gesellschaft vorbehält, wenn die Preise dieser Artikel zu sehr gesteigert werden, sich an eine andere Gesellschaft anzuschließen. Daher auch das lebendigere Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit eines Staates, die Erklärung seiner Unzertrennlichkeit, allemal mit dem Aufgeben dieses Vertheidigungssystems zusammensällt. Wie daher die Möglichkeit eines solchen Vertheidigungssystems auf einem Mangel an politischer Entwikklung beruht, so beruht die Neigung dazu auf einem Mangel an politischer Gesinnung. Dieser kann das System erhalten auch bei fortgeschrittener Entwikklung, und wenn der Staat seine Söldner noch mehr in der Ferne oder in der Tiefe suchen muß; und eben so kann auch bei fortgeschrittener Gesinnung das System sich noch eine Zeit lang erhalten, wenn es sich wegen der zurükkgehaltenen Entwikklung noch als das ausführbarste empfiehlt. Sobald aber politische Gesinnung und induſtriöse Entwikklung beide bis auf einen gewissen Punkt gediehen sind, wird dieses System aufgegeben werden, oder es müßte der Staat an der Beharrlichkeit bei demselben irgendwie untergehen.

Erwägen wir nun den andern Endpunkt, nämlich das Aufstehen in Masse in dem oben schon angegebenen Sinn.

Wenn dabei die Gewerksthätigkeit sei es nun ganz aufhört oder ganz für die Vertheidigung in Anspruch genommen wird, ohne denen welche sie betreiben selbst zu gute zu kommen: so ist dies ein Zustand, welcher nicht dauern kann, es sei denn daß der Krieg selbst den Ersaz für den entgehenden Erwerb herbeiführe. Daher denn so geführte Kriege in dem Maaß als sie nicht durch die höchsten Anstrengungen ganz schnell zum Ziel kommen immer raubsüchtig müssen geführt werden. Dieses aber

kann, ſofern nur der Stoff nicht ausgeht, auf eine ſolche Weiſe geſchehen, daß der Kriegesraub ſelbſt die Stelle der Nationalthätigkeit vertritt, und nur umgekehrt wie im vorigen Fall was auf dieſem Wege nicht zu erſchwingen iſt durch Söldner herbeigeſchafft wird, welche nicht gut genug gehalten werden um an dem Raubkriege unmittelbar theilzunehmen. Fragen wir nun zunächſt, woher wol die Neigung zu einem ſolchen Aufgeſtandenbleiben in Maſſe entſtehen kann: ſo kann ſie entweder ein Werk der Noth ſein, wenn ein Stamm auf dem ihm angewieſenen Boden ſich auf keine Weiſe ſeine Subſiſtenz verſchaffen kann, aber dann wird ſie auch ſelbſt nicht bleiben ſondern vorübergehen wollen, und entweder ſich abfinden laſſen durch ein tributäres Verhältniß der reicheren aber minder ſtreitbaren Nachbaren, oder der ſtreitbare Stamm wird ſich in den Mitbeſiz eines reicheren Bodens eindrängen, und es wird eine andere politiſche Verbindung entſtehen. Abgeſehen aber von der Noth kann eine ſolche Neigung entſtehen aus der Meinung, wenn nämlich das Kriegführen für etwas weit edleres gehalten wird als der Anbau des Bodens und die Verarbeitung der Erzeugniſſe, und alſo die Selbſtbefriedigung nur gefunden wird in einem beſtändigen Kriegsſtande. Dann wird auch der Kriegsraub oder die Eroberung nur als ein Mittel angeſehen um das edlere Leben noch länger genießen zu können, und der Zuſtand ſelbſt kann ſo lange fortdauern, als dieſe Meinung ſich erhalten kann gegen die natürlichen friedliebenden Neigungen der Menſchen, und wird erſt aufhören, wenn die Künſte des Friedens ſich eine vorher nicht gefühlte Achtung erzwungen haben. Ja auch noch lange nach dieſer Zeit kann eine wunderliche aber unverkennbare Spur jener Meinung zurükkbleiben, wenn nämlich die Abſtufungen des Vertheidigungsſyſtems dazu dienen die Abſtufungen des Ranges auch für den Staatsdienſt und die friedliche Beſchäftigung zu beſtimmen. Beides aber, die Ueberſchäzung des kriegeriſchen Muthes und Talentes und die Noth, kann auch in verſchiedenem Maaß zuſammenwirken, und das eine Motiv ergänzen, was

das andere durch veränderte Umstände verliert, und den Zustand so lange fortsezen, bis Achtung für die erwerbenden Künste und ruhiger Besiz ihrer Erzeugnisse bis auf einen gewissen Grad gestiegen sind; und mit einem solchen Entwikklungspunkt wird auch die Verwandlung dieses Vertheidigungssystems in ein anderes nothwendig erfolgen. Wir sehen aber hieraus, daß jeder Staat, in welchem die vollste Werthschäzung nur denen gezollt wird, welche in das Vertheidigungssystem eingeschlossen sind, alle anderen aber als untergeordnet angesehen werden, noch jene allen Umgebungen feindselige Neigung in sich trägt, welche unter günstigen Umständen wieder zum vollen Ausbruch kommen kann, und daß ein solcher mit Recht ein kriegerischer Staat heißt. Eben so auch jeder, welcher sich mit dem mittelmäßigen Zustand, zu welchem eine ungünstigere Lage ihn verurtheilt, nicht begnügen kann, und in der Hoffnung auf Gewinnst jede Fehde leichter zum Kriege steigert. Denken wir uns aber das reine Maximum, das gänzliche Aufhören der hervorbringenden Thätigkeit, und also auch der auf diese sich beziehenden Organisation: so ist wol offenbar, daß ein Volk kein Staat ist während der Zeit, wo es nur als Kriegsheer organisirt und beschäftigt ist, und daß die Continuität des Staats nur bestehen kann in der Abweichung von diesem Maximo, und daß ein sich diesem annähernder Zustand nur stattfinden kann, wenn ein Volk entweder noch nicht Staat geworden — wie etwa räuberische Horden zwischen nomadischen und solchen, die den Anfang fester Sizungen gemacht, verheerend umherziehen — oder so lange es nicht als Staat feststeht; und das wird auch größtentheils die Lage jedes Staates sein, der den Namen eines kriegerischen verdient, oder wenn seine Existenz als Staat auf das wesentlichste gefährdet ist. Ja auch jene Ueberschäzung kriegerischer Tugenden und Verdienste läßt sich nur erklären entweder im unmittelbaren Zusammenhang mit einer solchen noch fortdauernden Unsicherheit, oder wenigstens aus einem solchen ursprünglich abgeleitet, und während desselben zu sehr in Sitte und Erziehung übergegangen, um zugleich mit

demſelben aufhören zu können. Je mehr aber die ganze Organiſation eines Volkes nur die eines Heeres iſt, um deſto mehr befindet es ſich in einem offenſiven d. h. nach Krieg verlangenden Zuſtande.

Offenbar alſo iſt, daß wenn ein Staat auf der einen Seite ſich nicht als eine willkührliche Vereinigung ſondern als ein naturgemäßes ganze anſieht, auf der andern ſich auf ſeiner Stelle ſchon feſtgewurzelt und ſelbſtändig fühlt, dann ſein Vertheidigungsſyſtem dieſe Endpunkte nicht berühren wird, ſondern daß in jedem Kriegeszuſtand die hervorbringenden Thätigkeiten auf der einen Seite in ihrer gewohnten Organiſation in einem gewiſſen Grade wenigſtens fortgehen müſſen, auf der andern aber zum Behuf der Vertheidigung als einer natürlichen und nothwendigen Thätigkeit der Geſammtheit ſelbſt in einem gewiſſen Grade werden unterbrochen werden. Was aber zwiſchen dieſen Enden liegt bietet noch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Formen dar, deren jede gut ſein kann unter andern Umſtänden, jede aber zugleich auf eine andere Lage des Staates zwiſchen jenen entgegengeſezten Richtigkeitspunkten hinweiſet. Je mehr ſich ein Staat zur Vertheidigung durch Söldner neigt, um deſto mehr Verſunkenheit in das Geſchäft deſto mehr Neigung zur Vereinzelung muß in ihm ſtattfinden; je mehr Neigung iſt zum Aufſtande in Maſſe nach Maaßgabe der Gefahr, um deſto mehr herrſcht politiſche Geſinnung vor, deſto weniger noch iſt das productive Intereſſe trennend und verhärtend. Je mehr nach der Mitte zu er liegt, um deſto beharrlicher wird er eine mittlere Vertheidigungsform zwiſchen beiden ſuchen, aus deren näherer Beſchaffenheit ähnliche nur noch beſtimmtere Schlüſſe gelten.

Der zweite Hauptpunkt in dem Gehalt des Kriegszuſtandes iſt die Richtung gegen einen beſtimmten andern Staat, und es fragt ſich, welche Differenzen hierin vorzüglich zu berükkſichtigen ſind in Bezug auf die Geſtaltung des Vertheidigungsweſens. Es ſcheint faſt hiebei nur ankommen zu können auf das Verhältniß der Kräfte und auf die Stärke des Gegenſazes zwiſchen beiden.

Was das erſte betrifft, ſo giebt es eine Differenz, bei welcher an keinen Krieg gedacht werden kann, und bei der der kleinere Staat ſich alles verſagen muß, was den größeren reizen könnte, und ſeine Sicherheit nur darin findet, daß in dem größeren kein gegen ihn gerichtetes Intereſſe entſtehen kann. Alsdann iſt der ſchwächere ein Schüzling des Gleichgewichts, und wenn er dies nach allen Seiten iſt: ſo kann er jedes Vertheidigungsmittel ſparen, bis das ganze Syſtem angegriffen iſt; oder er iſt dem ſtärkeren partiell untergeordnet und kann faſt nur als eine militäriſche Provinz dieſes größeren in Kriegszuſtand verwikkelt werden, wobei er denn auch natürlich mit dem Impuls ſeine Organiſation von dieſem empfängt. Innerhalb der Differenz, welche eine wahre Unabhängigkeit zuläßt, wird allerdings je größer ſie iſt um ſo größer auch der Abbruch ſein, den die hervorbringende Thätigkeit von dem Vertheidigungsweſen erleidet, und dies wird eine größere Hinneigung bekommen zum Aufſtand in Maſſe. Je größer die Gleichheit iſt, um deſto weniger Abweichungen wird die dem Staat an und für ſich naturgemäße Geſtaltung des Vertheidigungsweſens erleiden dürfen. Was aber die Stärke des Gegenſazes betrifft, ſo muß man wohl unterſcheiden, ob der Krieg ein früheres freundliches Verkehr vorausſezt und auf ein ſolches auch wieder hinführen ſoll oder nicht. In jenem Fall iſt er ein bloßer Geſchäftskrieg, er iſt nur ein Mittel um die productive Thätigkeit von einer Hemmung zu befreien, und es darf alſo von dem Zwekke ſelbſt ſo wenig als möglich aufgeopfert werden. Der Geſchäftskrieg geht in den bloßen Demonſtrationskrieg, in die bewaffnete Unterſtüzung der Unterhandlungen über, und eine Organiſation des Vertheidigungsweſens bloß zu ſolchem Behuf kann kein anderes Geſez kennen als den größtmöglichen Nachdrukk bei der mindeſt möglichen Anſtrengung. Denn in ſolchen Fällen ſind Staaten je mehr gegenſeitiges Verkehr es giebt um deſto mehr natürlich befreundet, und der Krieg erſcheint nur als eine zufällige vorübergehende Unterbrechung. Hat er aber ſeine Beziehung nicht auf das Verkehr: ſo hat entweder noch keines

ſtattgefunden, ſondern der Krieg iſt bei der erſten Berührung entſtanden, d. h. indem einer von beiden noch im Staatwerden begriffen iſt, und dergleichen kann man füglich Entwikklungskriege nennen. Der ſich entwikkelnde Staat iſt dann nach dem obigen dem Aufſtande in Maſſe nahe, und der andere wird mehr oder weniger, wie das Verhältniß ihrer Kräfte es mit ſich bringt, ſich auch zu dieſer Form ſteigern müſſen. Während des ganzen Zeitraumes, den ſolche Entwikklungskriege einnehmen, gewährt der wenngleich öfters zwiſchen eintretende Friede doch kein Gefühl von Sicherheit und erſcheint nur als eine vorübergehende Waffenruhe, im Vertrauen auf welche nichts geändert werden darf in dem herrſchenden Syſtem. Die lezten Kriege dieſer Art ſind Grenzkriege, an die Geſchäftskriege und ihre mildere Form ſich anſchließend. Oder es hat vorher ſchon Verkehr ſtattgefunden, aber der Krieg bezieht ſich nicht auf dieſes, die Wiederherſtellung deſſelben erſcheint als gleichgültig, oder der Gegenſaz wird gar gefühlt als ein ſolcher, der kein Verkehr weiter zuläßt. Dies kann nur ſtattfinden, wenn ein neues und zwar ideales Intereſſe eingetreten iſt, und dieſe Kriege kann man mit dem Namen Ideenkriege bezeichnen. Es gehören dahin vorzüglich die Religionskriege und die, welche durch die anſtekkende Kraft politiſcher Umbildungen veranlaßt werden, die Revolutionskriege. Die erſteren ſtehen ihrer Natur nach den Geſchäftskriegen am ſchroffſten entgegen, und je mehr jeder einzelne von heiligem Eifer durchdrungen dem geiſtigen Intereſſe gern das leibliche aufopfert, um deſto mehr neigen ſie ſich zum Aufſtand in Maſſe auch in der wildeſten Form. Daher iſt es ſo natürlich, daß die unwahre Politik einem ſchwierigen Geſchäftskriege gern den Schein eines Religionskrieges mitzutheilen ſucht. Die Revolutionskriege ſind derſelben Begeiſterung fähig, und außerdem ſchließen ſie ſich mehr oder minder den Entwikklungskriegen an, ja ſie können durch innere Zerrüttungen exacerbirt in Raubkriege übergehen, und je mehr dieſer Fall eintritt, um deſto leichter geht die ganze Nationalthätigkeit in die kriegeriſche über. Be-

trachtet man dieſe Differenzen, ſo wird man wol kaum die Forderung aufſtellen wollen, daß das Vertheidigungsſyſtem eines Staates für alle verſchiedenen Arten der Kriege gleich gerecht ſein ſolle, ſondern man muß ſich wol damit begnügen, wenn jeder Staat ſich im weſentlichen auf diejenigen Fälle einrichtet, welche in ſeiner Lage die wahrſcheinlichſten ſind, und wenn er Beweglichkeit genug hat, ſobald ſtärkere Gegenſäze entſtehen eine draſtiſchere Form aus der bisherigen zu entwikkeln, und wenn die Gegenſäze erſchlaffen die bisherige Form in eine weichere übergehen zu laſſen.

So weit ſcheinen die Differenzen in dem Vertheidigungsweſen beſtimmt werden zu können durch den Gehalt des Zwekks, welcher erreicht werden ſoll. Das übrige wird nur können gefunden werden, wenn wir uns an das Weſen des Zuſtandes ſelbſt halten. Hier nun entſtehen uns vorzüglich zwei Fragen. Die erſte iſt dieſe. Der Krieg ſelbſt iſt ein vorübergehender Zuſtand, die Möglichkeit dazu iſt aber immer gegeben. Wonach ſoll ſich das Vertheidigungsweſen richten? Soll es eben ſo vorübergehend ſein, wie der Krieg ſelbſt, oder eben ſo beſtändig, wie die Möglichkeit deſſelben? Die zweite iſt die. Das unmittelbar thätige in der Vertheidigung iſt die Maſſe. Dieſe kann wirkſam ſein mehr auf eine mechaniſche Weiſe, und dann muß ſie beſeelt werden durch die Kunſt; ſie kann es ſein mehr auf eine dynamiſche, und dann muß ſie beſeelt werden durch den Geiſt durch die Geſinnung. Soll ſie das eine oder das andere?

Was die erſte Frage betrifft, ſo ergiebt ſich ſchon aus dem vorigen, daß jede von beiden Methoden einſeitig und, vollſtändig gedacht, unausführbar iſt. Unausführbar iſt es das ganze Vertheidigungsweſen erſt entſtehen zu laſſen in dem Augenblikk des Bedürfniſſes, indem ſowol der äußere Apparat nur allmählig entſtehen kann, als auch die lebendigen Fertigkeiten nur durch Uebung gegeben ſind. Unausführbar iſt es das ganze Vertheidigungsweſen immer beſtehen zu laſſen, wenn man an die Fälle denkt, wo am meiſten der Vertheidigungszuſtand ſich einem voll-

kommnen Volksaufstand in Masse annähert. Zusammengesezt also aus beiden muß das Kriegswesen jedes Staates sein, nur desto mehr an dem, was immer fertig sein kann, an der stätigen Rüstung sich begnügend, je weniger Kriege im großen Styl zu besorgen sind; und wiederum desto mehr auf die Leichtigkeit, mit der er sich im entscheidenden Augenblikk fertig machen kann, sich verlassend, je weniger er fortdauernden Plakkereien von kleinen Geschäfts- und Grenzkriegen ausgesezt ist. Betrachten wir den Staat in seiner ganzen geschichtlichen Entwikklung: so werden beiderlei Zustände jedem bedeutenderen zu verschiedenen Zeiten zukommen, also auch Uebergänge von der einen zu der andern Form in seinem Vertheidigungswesen, und es fragt sich, was für Verschiedenheiten hier möglich sind, und welche Bedeutung einer jeden von ihnen zukommt. Führen wir nun diese Aufgabe in das Ergebniß der vorigen Auseinandersezung hinein und fragen, wie sie sich zu demselben verhält: so geht zunächst dieses hervor. Nur durch den überall angelegten Schematismus eines Aufstandes in Masse bis zum äußersten die Totalität des Volks erschöpfenden Umfang ist die Leichtigkeit immer fertig zu sein in Beziehung auf die lebendigen Kräfte gegeben; denn Anstalten um Söldner herbeizuschaffen können diese Leichtigkeit nicht darstellen, wogegen nur in der stätigen Rüstung die geworbene Mannschaft der Söldner ihren Plaz finden kann. Es zeigen sich also folgende Formen möglich. Die stätige Rüstung besteht aus Söldnern, und diese werden auf demselben Wege vermehrt, so daß nur eine Erweiterung der stätigen Rüstung stattfindet. In wie enge Grenzen eine solche Vermehrung eingeschlossen ist, muß ohne Erörterung klar sein. Daher dieses Verfahren nur stattfinden kann, so lange in einem Staatensystem der Aufstand in Masse noch gar nicht vorgekommen ist, und auch Kriege von Bedeutung nur von kleinen Heeren geführt werden. Oder das erste eben so, aber in gefährlichen Fällen wird die Vermehrung aus den thätigen Bürgern nach der Idee des Aufstandes in Masse unternommen, welcher sich nach überstandener Gefahr wie-

der auflöst und die stätige Rüstung allein zurükläßt. Die Vertheidigung durch Söldner oder geworbene Kriegsmänner läßt in ihrer ganzen Anordnung die größte Abgeschlossenheit, die größte Differenz sowol von der Organisation der Verwaltung als auch von der Organisation der verschiedenen Stände im Staate zu, und also die größte Willkührlichkeit auf der einen Seite und die genaueste Berükksichtigung des technischen auf der andern Seite. Die Form aber, welche sich dem Aufstande in Masse nähert, ist eben deshalb, weil sie die ganze Nationalthätigkeit muß in sich aufnehmen können, auch an die Formen von dieser gebunden. Jeder wird sich nur um so wohler befinden und um so mehr leisten, je mehr er sich in gewohnten und bekannten Verhältnissen bewegt, und ein bedeutender Unterschied z. B. in Gleichheit und Ungleichheit von dem, was in andern Staats- und bürgerlichen Verhältnissen stattfindet, reizt zum Widerstand und zur Durchbrechung der Schranken. Will man daher die Vortheile einer stätigen Rüstung aus geworbenen benuzen: so erhält man hernach ein nach ganz verschiedenen Principien zusammengesezтes Heer und eröffnet eine schädliche Eifersucht zwischen seinen Bestandtheilen. Oder endlich auch die stätige Rüstung ist nach der Idee des Aufstandes in Masse gebildet und die Erweiterung also dem Kern gleichförmig. Hiezu nun ist eine wesentliche Bedingung das Zurükktreten der einzelnen in die productive Thätigkeit, und damit verbunden eine momentane Realisation des Aufstandes um das wirkliche Gerüstetsein zu versinnlichen. Und so bilden diese lezte Einrichtung und die erste den vollkommnen Gegensaz zu der mittleren; sie gewähren nämlich die größte Gleichförmigkeit der Bestandtheile, in welcher die größtmögliche Verminderung der stätigen Rüstung in Zeiten der Ruhe, und die größtmögliche Erhöhung der widerstehenden Kräfte zugleich gegeben ist.

Die zweite Frage bietet ebenfalls Gegensäze dar, die in ihrer strengen Einseitigkeit sich als nichtig zeigen. Soll die Masse allein durch die Kunst beseelt werden: so kann diese doch nur in

einigen ſein, welche eben die befehlenden ſind, die andern aber gehorchen. Soll nun der Gehorſam bloß an die Kunſt der befehlenden gewieſen ſein, die Geſinnung aber an der Thätigkeit der Maſſe gar keinen Theil haben: ſo iſt dieſes ſchon gar nicht möglich bei einem nach der Idee des Aufſtandes organiſirten Heere, denn die Geſinnung iſt nicht herauszubringen und zu unterdrükken. Sondern nur bei den geworbenen der ſtätigen Rüſtung iſt dieſer reine Gehorſam rein zu erlangen; aber dieſer wird keinen Unfall aushalten können, und je leichter der geworbene es findet von ſeinem Beruf auch anderwärts zu beſtehen, um deſto leichter wird er jedesmal zum glükklichen Feldherrn übergehen. Daher in ſolchen auf den bloßen Gehorſam eingerichteten Heeren die Ausreißerei als ein vernichtendes Princip völlig einheimiſch ſein, und ein verſtändiger Befehlshaber ſeine untergebenen immer behandeln muß als ſolche, die ihm morgen feindlich gegenüberſtehen können, und ein ſolches Heer beſteht eigentlich nur zufälliger Weiſe. Soll dagegen die Maſſe der ſtreitenden durch die Geſinnung allein beſeelt werden: ſo muß dieſe zwar auch den Gehorſam hervorbringen, ſonſt wäre keine Zuſammenwirkung der verſchiedenen Theile möglich; aber wenn man ſich dabei die gänzliche Kunſtloſigkeit denkt: ſo wird dabei kein Gelingen gedacht werden können als bei einem ſolchen Uebergewicht der Maſſe, daß ohnedies an keinen Widerſtand gedacht werden kann; denn ſonſt würde die Maſſe immer theilweiſe unnüz gemacht und außer Spiel geſezt werden können durch die Kunſt. Beide alſo müſſen immer vereint ſein, die Geſinnung überall wo möglich, die Kunſt getheilt, die niedere mechaniſche in der Maſſe, die höhere combinatoriſche in den Befehlshabern. In hohem Grade kann eine die andere ergänzen, aber nur dann, wenn die andere nicht ganz fehlt. Worauf aber unter welchen Umſtänden am meiſten zu arbeiten, und wodurch unter welchen Verhältniſſen am meiſten zu leiſten iſt, das geht aus der Vergleichung mit dem bisherigen hervor, zumal wenn man noch folgendes hinzunimmt.

Zwiſchen beiden Principen, der Kunſt und der Geſinnung, kann gar leicht ein Antagonismus entſtehen. Wenn die höhere Kunſt ſich ganz iſolirt: ſo kann ſie es haſſen, wenn in der Maſſe eine lebendige Geſinnung ſich offenbart, weil dieſe überall nach irgend einer freien Thätigkeit ſtrebt, und dies Beſtreben ſcheint die Genauigkeit des Gehorſams zu gefährden. Die niedere mechaniſche Geſchikklichkeit in denen, welche entweder fremde ſind oder doch weil aus dem Zuſammenhang mit der Volksthätigkeit beharrlich herausgeſezt dem innern bürgerlichen Leben fremd geworden, kann zwar nicht haſſen, aber ſtolz auf ihre Verbindung mit der höheren Kunſt und auf ihre dadurch erworbene Sicherheit kann ſie die Geſinnung als überflüſſig verachten wollen. Auch die Geſinnung ihrerſeits kann zum Haß gebracht werden gegen die Kunſt; gegen die niedere, eben wenn ſie ſich brüſtet mit Fertigkeiten, durch welche doch der Menſch nur die Stelle der Maſchine vertritt; gegen die höhere, wenn ſie mit berechnender Kälte den möglichen Menſchenaufwand abſchäzt, und aus reiner Luſt und Freude dann das tragiſche Spiel betreibt, welches nur durch den Drang das gemeine Weſen zu retten vertheidigt werden kann. Daß dieſem Antagonismus auf alle Weiſe muß vorgebeugt werden, leuchtet wol ein. Je weniger nun politiſches Leben in dem ganzen iſt, um deſto leichter werden auch die Befehlshaber wie andere Künſtler ſich von demſelben entfernen, alle Motive und politiſchen Zwekke des Krieges für etwas ihnen ganz fremdes erklären und ſich darauf beſchränken wollen mit ihrer Kunſt auf das vollkommenſte dem ganzen zu dienen. Je mehr politiſches Leben erwacht iſt, um deſto tiefer werden ſie ſelbſt darin eingetaucht bleiben und ſich dadurch vor jenem Haß gegen die mitwirkende Geſinnung bewahren, indem ſie ſie ſelbſt theilen. Von dieſer Seite angeſehen erſcheint alſo die Maxime alles durch die Kunſt allein ausrichten zu wollen nur als die eines untergeordneten Entwikklungszuſtandes. Die Maſſe im Gegentheil kann von lebendiger Geſinnung nur aufgeregt ſein in dem Maaß, als

politiſches Leben ſchon verbreitet iſt, und ſie wird zum Kunſthaß der Naturaliſten nur ſofern geneigt ſein, als das Treiben der Kunſt in ihren beiden Zweigen ihr noch fremd iſt, d. h. wenn ſie erſt friſch zu dem neuen Geſchäft kommt, und kriegeriſche Gewöhnung noch nicht tief in ſie eingedrungen iſt. Hieraus ſieht man im allgemeinen, auf welcher Entwikklungsſtufe am leichteſten das rechte Gleichgewicht zwiſchen dem Kunſttrieb und der Macht der Geſinnung zu erreichen iſt. Vergleichen wir aber dieſe beiden Motive mit dem bisher geſagten, ſo iſt wol klar, daß, iſt alles übrige gleich, das kältere Princip der Kunſt am meiſten Raum findet in den Geſchäftskriegen, welche, da gewöhnlich nur Eine Function gehemmt und Ein Theil leidend iſt, ſelten allgemeines Intereſſe erregen; das feurige Princip der Geſinnung aber wird mehr vorherrſchen in Ideen- und Entwikklungskriegen. Eben deshalb wird eine ſtehende Rüſtung von Söldnern das, was ſie werden kann, allein auf dem Wege der Kunſt werden. Denn eine ſolche Maſſe giebt ſich am beſten her zum reinſten Gehorſam ohne das mindeſte hinzuzuthun zum befohlenen. Ein friſch gehobener Aufſtand aber wird alles für's erſte nur werden müſſen durch die Geſinnung, wenn nicht dafür geſorgt iſt, daß er wenigſtens die leitende Kunſt ſchon vorfindet. Beſteht aber auch die ſtätige Rüſtung aus nach der Idee des Aufſtandes ausgehobenen, dann wird ſich am leichteſten die höhere Kunſt mit der Geſinnung ausſöhnen, und eben ſo leicht von der kleineren Maſſe auf die größere das Vertrauen auf die von jener ſchon erprobte Kunſtleitung übergehen. Das Ziel der iſolirten Kunſt iſt das ganze Heer zu der trefflichſten Maſchine zu machen, die dann aber eben ſo gut gegen daſſelbe Intereſſe als dafür zu gebrauchen iſt, wenn ſie nicht durch die Geſinnung an das ganze gebunden iſt. Das Intereſſe der iſolirten Geſinnung iſt das Heer zu einem organiſchen ganzen zu bilden, welches in jedem Theil Lebensgefühl und Lebenskraft, der inneren Einheit wegen aber in allen von ſelbſt übereinſtimmende und an-

gemeſſene Bewegung habe. Allein dies iſt ein leerer Gedanke ohne eine leitende Einheit, und der Zuſammenhang dieſer mit der Maſſe iſt nicht denkbar ohne mechaniſche Geſchikklichkeit. Beides muß alſo vereint angeſtrebt werden aber auf verſchiedene Weiſe, je nachdem die Zuſammenſezung des Heeres in ſeiner Vollſtändigkeit verſchieden iſt, und die Natur des Widerſtandes mehr zu dieſem als zu jenem auffordert. Die vollkommenſte Annäherung zwar iſt wol nur da, wo der Gegenſaz zwiſchen der ſtätigen Rüſtung und dem momentanen Aufſtand auf das vollkommenſte gelöſet iſt, nämlich in dem abwechſelnden und vorübergehenden Begriffenſein der ganzen Volksmaſſe in der ſtätigen Rüſtung; wonach aber, wo dieſer Zuſtand noch nicht erreichbar iſt, vorzüglich beſtimmt werden muß, wohin das relative Uebergewicht am beſten gelegt wird, das iſt aus den abgeſtekkten Geſichtspunkten leicht zu verzeichnen. Ja auch die am meiſten ventilirten untergeordneten Fragen, ſofern ſie nicht rein techniſch ſind, bis zu welchen die Unterſuchung nicht herabzureichen ſcheint, werden ſich dennoch daraus für jeden Fall entſcheiden laſſen, wenn man nur die verſchiedenen Intereſſen unter die aufgeſtellten Geſichtspunkte bringt, nachdem man das gegebene richtig ins Auge gefaßt. Nur eben weil ein Urtheil über den vorliegenden Fall zum Grunde liegt müßte die Unterſuchung aus den Grenzen des allgemeinen hinausgehen.

Ich würde hier ſchließen, wenn ich nicht glaubte noch eine Bemerkung hinzufügen zu müſſen. Es iſt nämlich oft von dem militäriſchen Geiſt die Rede, als ob er ohnerachtet der verſchiedenen Bildung der Heere nur einer wäre, und als ob dieſe Bildungen ſich mehr dadurch unterſchieden, daß die eine dieſen Geiſt mehr die andere ihn weniger begünſtige, und nicht vielmehr ſo, daß jede ihn anders modificire. Und doch kann nur dieſes das wahre ſein. Denn der militäriſche Geiſt kann nichts anderes ſein als das, was den geiſtigen Thätigkeiten der Mitglieder eines Heeres als ſolchen gemein iſt und alſo das geiſtige Leben

des Heeres ausdrükkt, und zwar vorzüglich in dem Verhältniß zum Geſammtleben des Staates und zum beſonderen der einzelnen Bürger. Es müſſen alſo zu demſelben alle Functionen des Heeres beitragen, und ſo wie dieſe in verſchiedenem Verhältniß ſtehen wird auch der militäriſche Geiſt ein anderer ſein. Das Verhältniß von Autorität und Unterwürfigkeit zwiſchen den befehlenden und gehorchenden iſt eben ſo wenig für ſich allein der militäriſche Geiſt, als der Mechanismus allein ein Heer bildet. Und die rohe Tapferkeit iſt eben ſo wenig der militäriſche Geiſt, als die kunſtloſe Vereinigung zum Widerſtande allein ein Heer bildet. Er bedarf freilich um wirklich zu widerſtehen der Kühnheit, und um nicht in ſeiner eignen Expanſion unterzugehen der ſtrengen Zuſammenhaltung durch Gehorſam. Aber nur hervorgehend aus dem θυμός ſind Tapferkeit und Gehorſam Beſtandtheile des militairiſchen Geiſtes. Und wie ein Volk, welches mit Aufopferung ſeiner Gewerbsthätigkeit im permanenten Aufſtand ein offenſives Leben führt, weder Staat iſt noch Heer: ſo iſt auch der Raubgeiſt nicht der Geiſt des Heeres ſondern ſeine Ausartung. Eben ſo, wie eine Söldnermaſſe ganz von der productiven Thätigkeit ausgeſchloſſen ſich eigentlich immer außer dem Staat befindet: ſo iſt auch der kriegwünſchende Sinn ſolcher nicht der Sinn eines Heeres ſondern ſeine andere Ausartung. Sondern die Baſis des militairiſchen Geiſtes iſt allemal der Widerſtandstrieb (θυμός) eines Volkes. Der Widerſtandstrieb aber kann nur erwachen in dem Maaß, als das Volk ſich eng und feſt verbunden fühlt, und er iſt alſo nichts anderes als die zum Streit aufgerufene Vaterlandsliebe. Da aber der Krieg nur iſt, inſofern es auch Frieden giebt: ſo muß auch jene Aufregung begrenzt ſein; ſie darf nicht ausarten weder in einen allgemeinen feindſeligen Sinn noch in einen ſpecifiſchen Nationalhaß, ſondern er muß das Princip des künftigen friedlichen Verkehrs in ſich tragen, und dies zeigt ſich theils in der Schonung des Eigenthums, theils im Wohlwollen gegen die Perſonen au-

ßerhalb des Streites selbst. Beide sind also wesentliche Bestandtheile des militärischen Geistes, aber die verschiedene Mischung dieser Elemente gestattet ein ganz verschiedenes Temperament, welches nur das Resultat des Volkscharakters, der Entwikklungsstufe und der äußern Lage sein kann.

IV.

Zur Ethik.

Ueber Platon's Ansicht von der Ausübung der Heilkunst. Gelesen in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 28. Jul. 1825.

Ueber Platon's Ansicht von der Ausübung der Heilkunst *).

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in seinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Ueberlieferung fast allen Frauen und Knaben bekannt ist, und die reinen allgemeinen Kunstfreunde von je her zum heftigsten Widerspruch aufgefordert, desto mehr aber von einzelnen strengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: so ist hingegen von der Art, wie dieser Weltweise die Zulassung der Aerzte beschränkt, ohnerachtet sie eben so sehr unsern Bedürfnissen und unsern Gewöhnungen widerspricht, und in jeder Hinsicht nicht minder paradox erscheint, gar wenig die Rede gewesen; sei es nun, daß beide Theile, Aerzte sowol als kranke, für besser gehalten haben diese Sache gar nicht aufzuregen, damit nämlich der schlafende Löwe, das Gewissen, nicht gewekkt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Ansichten zu berükksichtigen, welche einer Zeit angehören, wo Flüsse und Dünste noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, also das zarteste Lebenselement, die Kränklichkeit, selbst noch so gut als völlig unentwikkelt war. Mir jedoch als einem

*) Gelesen in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 28. Julius 1825. S.

nachdenklich mit schwacher Gesundheit kämpfenden, der viele Jahre lang nach den entgegengesezten Seiten gezogen, hier von der Liebe zur gewohnten Thätigkeit, dort von dem Gehorsam gegen den Arzt, schon ohnedies niemals frei gewesen ist von Gewissensscrupeln, und also von dieser Seite nichts zu verlieren hatte sondern nur gewinnen konnte durch jeden neuen Versuch eine richtige Formel zu finden für dieses beschwerliche Verhältniß, mir kam es nicht nur gar nicht unerwünscht, als ich neulich bei der Behandlung des Schriftstellers seit langer Zeit wieder auf diese Stellen gestoßen wurde, sondern da ich einmal, mag es ihm nun genehm sein oder nicht, eine Art von Dolmetscher des Mannes bin, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen mir seine Gedanken weiter zu entwikkeln und sie auch auf unsere Lebensweise anzuwenden.

Die Sache ist aber diese. Im Charmides, wo ein schöner Jüngling über Kopfweh klagt, nimmt Platon einen gar herrlichen Ansaz die Heilkunde recht zu vergeistigen, von einer ausländischen Weisheit ausgehend, daß wegen des allgemeinen Zusammenhanges ein Theil des Körpers nicht könne geheilt werden ohne Behandlung des ganzen, aber eben so auch nicht der Leib ohne Behandlung der Seele; und man weiß nur nicht recht, würde er es mehr mit denen Aerzten unserer Tage halten, welche zwar keine Gabe Weinsteinrahm oder Bittererde verschreiben können ohne ausführliche Besprechungen für die Seele hinzuzufügen aber doch noch verschreiben, oder gar mit denen, denn es soll solche geben, welche ihrer ursprünglichen Kunst ganz untreu geworden auch die einfachste körperliche ja sogar die geistigste Art auf den Körper unmittelbar zu wirken sich nicht mehr erlaubt halten, sondern ihre kranken nur mit geistlichen Besprechungen für die Seele bedienen wollen. So im Charmides; in den Büchern vom Staat hingegen hält Sokrates sich an das materiellste in der Heilkunst, und muthet uns zu, wenn der Arzt nicht im Stande ist in der Geschwindigkeit durch Aderlassen und Vomiren, durch Schwizen Brennen und Purgiren die Krankheit

zur Entscheidung zu bringen: so sollen wir andere Rathschläge und Verordnungen gar nicht von ihm anhören sondern ihn gehen heißen und die Sache sich selbst überlassen; so daß er uns in seinem Staat, wie nur eine dorische und strenge Musik, so auch nur eine dorische ja rustike Heilkunst übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydischen oder jonischen Tonart zu klingen scheint.

Wenn es nun auch nicht leicht ist gleich zu sehen, wie dieses beides zusammenstimmt: so darf man doch auch nicht zufahren und um sich aller Händel zu entledigen entweder den liebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklären, oder etwa die Meinung aufstellen, daß eines von beiden oder gar am liebsten beides wol nur zu dem schwierigen Scherz gehöre, der sich durch alle platonischen Werke hindurchzieht. Denn mit allem, was Platon in den Büchern vom Staate aufstellt, ist es ihm nun einmal der bitterste Ernst, wie fremd auch und fast widersinnig uns vieles davon erscheine. Aber auch mit jenen Besprechungen im Charmides ist es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird sein Sokrates sich nicht wollen nehmen lassen, daß die Besonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit sei, sofern nur irgend diese von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt sich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes schmerzhaftes Uebel war, welches den Charmides quälte, und daß also vorauszusezen ist, jene einfachen ärztlichen Waffen seien bereits vergeblich verschossen gewesen gegen dieses böse Kopfweh, und der Arzt also, gemäß der anderen Regel, bereits nach Hause geschikkt. Die platonische Theorie würde demnach beide Stellen zusammengenommen also lauten. In Krankheitszuständen sollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Versuchen, denn wenn wir seitdem mehr schnellwirkende Mittel erfunden haben, als die in seinem Staate beschriebenen, wird Platon sie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch solche Mittel das Uebel nicht

bald beſiegt würde: ſo ſei auch kein weiterer Verkehr mit dem Arzt zuläſſig, und jeder müſſe bei allen Leiden, welchen nicht ein ſchneller Ausgang gewiß iſt, anſtatt ſich auf eine langwierige Behandlung und zeitkoſtende Verordnungen einzulaſſen, mit demjenigen Zuſtande vorlieb nehmen, der aus der Einwirkung einer wohlgeordneten Seele hervorgeht, und den man die Geſundheit des guten Willens nennen möchte.

Das iſt die platoniſche Theorie, welche die würdigen Aerzte vieler Geſchäfte ja wol des größten Theiles derſelben überhebt, und offenbar für die kranken einfach iſt und wenigſtens in ſofern leicht zu befolgen, als niemals eine Ungewißheit eintreten wird, was zu thun ſei, da bei unſerer Weiſe wol jeder oftmals ſchwankt, ob er nicht doch der Pflege eines ſchwächlichen Körpers mehr einräumt als billig, und ob er ſich nicht ſchämen ſollte die heilkundigen Männer auf ſolche Weiſe, wie häufig geſchieht, zu bemühen. Aber freilich der Unterſchied zwiſchen dieſer Vorſchrift und unſerer Lebensweiſe iſt ſo groß, und die Veränderungen, welche wir vornehmen müßten, um uns mit jener in Uebereinſtimmung zu ſezen, ſind ſo weit um ſich greifend, daß wir hieſigen und die Männer im platoniſchen Staat einander nur gegenſeitig zurufen können, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn, und daß niemand hier wagen dürfte eine ſolche Lehre im Ernſt zu empfehlen. Allein auch Platon, wenngleich durch Realiſirung ſeiner Theorie in ſeiner helleniſchen Welt nicht ſoviel Bade- und Brunnenörter — von den magnetiſchen Tiſchen nicht zu reden — zu Grunde gerichtet worden wären, und nicht ſoviel auf langdauernde Curen berechnete Arzneimittel außer Umlauf geſezt, und nicht ſoviel zarte Verhältniſſe zwiſchen den Aerzten und lebenslänglichen Patienten zerriſſen: dennoch war Platon's Lehre auch mit ſeiner Zeitgenoſſen Art und Weiſe wie man deutlich ſieht ſchon in ſo beſtimmtem und grellem Widerſpruch, daß man ſchon von ſelbſt vorausſezt, er habe noch andere Gründe gehabt als bloß die zuerſt in die Augen fallende moraliſche Simplificationsmethode.

Sein erſter Saz nun iſt der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beiſpiel auf, als welche ſehr bald, wenn der Arzt Anſtalt macht zu einer langwierigen Behandlung, ſich ihm aus den Händen winden und ſagen würden, daß ſie nicht Zeit hätten auf ſolche Weiſe krank zu ſein, ihre Geſchäfte nämlich lange im Stich laſſend; und dieſes Beiſpiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den reichen daſſelbe obliege wie den armen. Sollen wir nun dieſes gelten laſſen, und ſcheint nicht etwas erſchlichen zu ſein theils dadurch, daß das ärztliche Geſchäft und auch die eigene Sorge für die Geſundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieſer Hinſicht alle einzelnen einander gleichgeſezt werden? Was das erſte betrifft, ſo ſcheint zwar auf den erſten Anblikk unſere moderne Anſicht ſehr von der alten und beſonders auch der von Platon aufgeſtellten verſchieden zu ſein; allein gehen wir nur weit genug zurükk: ſo gleicht ſich beides leicht gegen einander aus. Daß es Aerzte giebt, entſpringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und dieſe ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit der Entſtehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleiſtung nicht auf die Länge fortbeſtehen könnte. Jeder alſo im Staat verrichtet auch das ſeinige im Staat, d. h. unter deſſen Gewährleiſtung und im allgemeinen in deſſen Intereſſe. Der kranke ſelbſt ſoll geheilt ſein wollen, um das ſeinige zu verrichten, und der Arzt ſoll ſeinem Geſchäft auch nur in eben dieſem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Anſehn hat die Aerzte als in ſeinem Intereſſe handelnd zu betrachten, da er verhältnißmäßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Vorausſezung, daß die Geſundheit um des allgemeinen Wohls willen geſucht wird, die galeniſchen Reichthümer dem Staate zur Zierde gereichen; würde aber die Geſundheit nur geſucht um die Genußfähigkeit zu erhalten und wiederherzuſtellen: ſo wären ſie nur

ein trauriger Beweis mehr von einem höchst gesteigerten Sybaritismus. Also die Regel steht fest, daß eine ärztliche Behandlung, welche die Fähigkeit nicht wiederherstellt das seinige zu verrichten, auch von dem, der etwas zu verrichten hat, nicht angenommen werden darf, wie Platon sagt, und hierin also ist nichts erschlichenes. Wenn er aber auch dieses noch sagt, daß im Staate jeder etwas zu verrichten habe ohne Unterschied des Reichthums und der Armuth, also auch wol der geistigen: wollen wir ihm etwa jene trefflichen Staatsbürger entgegenhalten, dergleichen es doch auch zu seiner Zeit schon gab, welche weil sie nur vom Ertrag eines überkommenen Geldvermögens leben in der That nichts zu thun haben als ihre eigenen Rechnungsbücher in Ordnung zu halten, und die dem Staate doch als bloße Verzehrer sehr nüzlich sind? oder wollen wir uns dieser zwar schämen und ihm gestehen, daß sie nicht mitgerechnet zu werden verdienten, wenn sie nicht noch anderswie als Hausväter und Erzieher oder als thätige Gemeinglieder das ihrige verrichteten im Staat, dafür aber dem dichterischen Philosophen das Wort des philosophischen Dichters entgegenstellen, Gemeine Naturen zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind? Ich wenigstens möchte ihm nicht diesen Spruch unbehutsam preisgeben, noch es darauf wagen, was für Leute von den unsrigen er mit der Frage, ob diese nun edle Naturen wären, herbeiholen, und wie er mich verspotten würde, wenn ich glaubte, der Dichter könne ein unthätiges Dasein gemeint haben, da doch schon die Schönheit der Gestalt sich nur sehr unvollkommen in gänzlicher Ruhe darstelle, der Adel der Natur aber nur in der Thätigkeit könne wahrgenommen werden.

So lange wir also jener dorischen Weisheit nicht widersprechen, welche den Werth des Lebens in der richtigen Thätigkeit sezt und diese Richtigkeit bestimmt aus dem gemeinsamen Bedürfniß des ganzen und den besonderen Fähigkeiten und Stellungen der einzelnen: so werden wir soviel unbedenklich zugeben müssen, daß diejenige ärztliche Behandlung die trefflichste sei,

welche in der kürzeſten Zeit auf das dauerhafteſte die Fähigkeit zu aller bisherigen Thätigkeit wiederherſtelle; aber ob wir auch ſo kurz angebunden ſein ſollen wie Platon, und in Ermangelung dieſes beſten gar nichts von den Aerzten begehren, ſondern uns gleichſam ſchmollend der Krankheit allein überlaſſen, das iſt billig zu bezweifeln, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die dafür angegebene Maxime, daß man nicht Zeit haben müſſe krank zu ſein mit langer Hintanſezung der Geſchäfte, doch zu weit führen kann, wenn etwa einem ungeduldigen auch den Erfolg eines Brechmittels abzuwarten oder das Ausſchneiden und der Verband einer Wunde ſchon zu lange währen wollte, und um wie Platon ſagt aller Händel entledigt zu ſein lieber auf das ſchnellſte der eine am Stikfluß ſterben wollte und der andere am kalten Brande. Denn übrigens, wenn ich nur eine ſichere Beſtimmung finden könnte, gar nicht ſehr weit von dieſem Eigenſinn, ſo wollte ich gern in der Nähe des Platon bleiben und mit der größten Zuverſicht die unter uns eingeriſſene Weichlichkeit bekriegen, von welcher die bitter getadelten Zeitgenoſſen des Sokrates noch unendlich weit entfernt waren. Denn was iſt doch der ſelymbriſche Herodikos, den Platon als den Erfinder deſſen, was er νοσοτροφία Krankheitsfütterung nennt, gleichſam an den Pranger ſtellt, gegen die unſrigen, die ſich jährlich in die Brunnencur ſchikken laſſen, im voraus ſchon auf die Wiederholung ich weiß nicht ob gefaßt oder lüſtern, und entrüſtet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den gewohnten Weg verſperrt, in welchem Zuſtande ſie eigentlich weniger leben als nur Ball geſpielt werden von zwei Aerzten, deren einer ſie zu Hauſe das Jahr über nur eben ſo hinhält, daß ſie wieder zum Brunnen können, und der andere ſie dort nur ſo weit bringt, daß ſie wiederkommen müſſen, und das bei erbärmlicher Lebensweiſe und wo möglich oder nöthig gefliſſentlicher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts beſſer als dieſe, weil ſie eben ſo ſehr auf ganz unbeſtimmte Zeit

hinaus den ganzen Menschen nur zum Pfleger und Aufwärter seiner Krankheit machen, um die er sich den ganzen Tag abmüht. Dieses heißt in der That wie Platon sagt sich den Tod lang machen, und den einen grandiosen Act des Sterbens durch unzählige eingelegte Pausen zu einer nichts bedeutenden Zeit ausdehnen, oder wie der weise von Tarsos sagt aus Furcht des Todes sein lebelang ein Knecht sein. Wie unwürdig weichlich alles ist, was dem gleicht, das leuchtet ein. Wenn aber doch das entgegengesezte auch in seiner ganzen Schärfe nicht festgehalten werden kann: so ist wol, wenn man nicht ganz aufs Gerathewohl handeln will, nichts anders zu thun als die Extreme fest ins Auge zu fassen, und zu sehen, was sich zwischen denselben mit einiger Bestimmtheit abgrenzen läßt. Denn wenn wir erst einiges wissen, was der Arzt nicht darf, und einiges, was der kranke nicht darf: so läßt sich dann vielleicht sehen, wie beide auf das bestimmteste und gedeihlichste in der Mitte zusammenkommen.

Zuerst also, von dem Grundsaz ausgehend, daß die Thätigkeit in der Gesellschaft und für sie das Leben ist, wenn der Arzt voraus weiß, daß der kranke zu keiner Thätigkeit wieder hergestellt werden kann, darf dieser etwa, anstatt den Arzt bloß wegzuschikken, wie Platon empfiehlt, ihm Gift abfordern, damit auch der falsche Schein des Lebens nicht fortdaure? Offenbar wenigstens darf es der Arzt nicht geben, oder er würde das seinige nicht verrichten; denn das Tödten ist nicht das Geschäft, welches ihm zugefallen ist bei der Vertheilung der Arbeiten. Ja auch bloß schmerzstillende Mittel, sofern sie in der Krankheit nichts ändern können, würde eigentlich unter seiner Würde sein zu verordnen, weil er nur Heilmittel verordnen soll; sondern höchstens kann er ihren Gebrauch erlauben innerhalb solcher von ihm zu bestimmenden Grenzen, worin er nicht nachtheilig werden kann. Denn Schmerzen stillen und angenehme Empfindungen hervorbringen ist ein und dasselbe Geschäft; da nun das lezte dem Arzte nicht zukommt, gebührt ihm auch nicht das erste; sondern,

wie es denn auch geſchieht, der Zukkerbäkker mag ſolche Säftchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufſicht gehalten wird. Iſt nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in dieſem kranken Zuſtande ſo lange als möglich zu erhalten? Ich glaube wenigſtens, der Arzt thäte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das ſeinige verrichten; denn den Leib zu erhalten, wie er eben iſt, dieſes Geſchäft iſt ihm nicht übertragen, ſondern dem Koch, und er könnte alſo mit Recht zu dem kranken ſagen, Ich habe genug in dem meinigen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung ſehen: ſo könnten alle geſunden daſſelbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer näher kommt; ſondern laß dir nur vom Koch ſolche Speiſen und Getränke bereiten, wie ſie dir am angemeſſenſten ſind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde ſchlägt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine ſolche langwierige iſt, bei welcher ja doch immer noch einige Thätigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieſes beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Störung iſt in den organiſchen Functionen, und daß ſie eine Hemmung iſt der Berufsthätigkeit: darf alsdann der Arzt dieſe Hemmung durch ſeine Vorſchriften noch vergrößern, damit vielleicht jene Störung etwas geringer werde? Dies iſt die falſche Rechenkunſt, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns ſo ungeheuer übertrieben zu werden ſcheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erſcheine mir an einem ſchönen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Uebelbefinden habe, und gebiete mir wahrſagend, ich ſolle mich heute und morgen zu Hauſe halten oder gar im Bette, weil ich ſonſt übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders können als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten; denn ich könne mich für meine Geſchäftsverſäumniß nicht legitimiren mit ſeiner Weiſſagung, weil er nämlich auch nicht als Wahrſager angeſtellt

sei. Ist es aber nicht ganz dasselbe, wenn ich schon kränkle, soll aber die Thätigkeit, die ich noch üben kann, suspendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr noch etwas mehr kränkle? Für jede Thätigkeit werden die späteren Jahre immer die schlechteren, wer will sich also zumuthen lassen einen bestimmten Verlust zu machen an den besseren Jahren um eines ungewissen Gewinnes willen an schlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden soll: so läßt sich freilich grade in einer wohleingerichteten Gesellschaft am leichtesten denken, daß die Geschäftsgenossen sich gegenseitig Gewähr leisten für die Erfüllung des gemeinschaftlichen Wirkungskreises. Aber dem Menschen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut ist; sondern sein Leben ist die Thätigkeit, und nur durch sie ist er auch im Staate ein Mann und keine Null. Welcher Unterschied aber in dieser Hinsicht zwischen dem gesunden, der für den kranken arbeitet, und diesem, der in die Bäder geschikkt ist. Und zwar noch ein ganz anderer Unterschied ist dies als zwischen dem arbeitstüchtigen und unthätigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir selbst gern, und denke es auch bei Platon zu verantworten, wenn ich ihn erinnere, daß unter seinen Zeitgenossen im täglichen Leben ein ganz anderes Verhältniß stattfand zwischen freier Muße und an die Stunde gebundener Arbeit, und daß es sich bei uns nicht anders will thun lassen, als daß wir in größeren Massen nachholen müssen, was uns im kleinen versagt ist, wie denn auch hier weniger von einem körperlichen Heilmittel die Rede ist, als davon, daß die unmittelbare geistige Abspannung, die nur zu leicht eintritt bei unserer Lebensweise, gehoben werden soll, indem eine freiere Thätigkeit an die Stelle einer gebundenen tritt. Dabei also kann ich mich noch wohlbefinden, wenn der Prozeß der Thätigkeit eine Zeit lang nicht im Treibhause geht sondern im freien, wo alles besser wurzelt und bekleibt, und viel besser dünke ich mich daran zu sein, als wer sich unterdeß der Heilung wegen in den Bädern, diesen *νοσοτροφείοις* Krankheitsmästereien, wie sie Platon gewiß würde

genannt haben, unter dem gesundheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder sich nicht nur unthätig verhält, sondern gar nichts anderes ist als — denn ich muß es sein ausdrükken, weil es hier vornehm hergeht — der dienstthuende Kammerherr seiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihr Plaz und Ehrfurchtsbezeigungen verschafft, selbst aber auch so von Ehrfurcht gegen sie erfüllt ist, daß wo zwei solche sich begegnen sie auch, recht wie leidenschaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrschaft und von deren guten oder schlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf sich hält, einen andern überreden oder sich selbst überreden lassen kann zu einer solchen Darstellung des menschlichen Lebens, wie dort geliefert wird, seinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl solcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinwesen nur dadurch abtragen, was sie in der seinern Geselligkeit sind, und der Wetteifer, den diese in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an diesen Anstalten, in denen die feinere Geselligkeit sich nach einer besonderen Gesezgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indessen gegen die platonische Maxime, der Arzt solle weder in langwierigen Krankheitszuständen noch in erst muthmaßlichen und noch unentschiedenen seine Kunst so ausüben, daß er die Geschäftsthätigkeit suspendirt, welche der Zustand noch übrig läßt, gegen diese wird viel häufiger gefehlt als nur durch unsere Bade- und Brunnen-Curen, und der weichliche Gehorsam der kranken ist fast überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derselbe, so daß sich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch diese unsittliche Praxis so allgemein geworden ist, daß man zweifelhaft sein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der kranken die Aerzte sich verleiten lassen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkührliche Gewalt der Aerzte die sittliche Richtung der kranken ist gebändiget worden? Hierüber glaube

ich zwei Geheimnisse ausplaudern zu können, deren eines ich unbedenklich mittheile, weil es wol jeder schon weiß, nur daß es keiner ausspricht; vom andern aber würde ich nicht reden, wenn es nicht doch im Platon stände. Das laute Geheimniß ist dieses, daß nichts in der Welt verführerischer ist als dieses, was Platon die Krankheitsfütterung nennt, gefüttert aber wird sie mit geschäftiger Unthätigkeit. Denn jedermann hält etwas auf seine Pflicht, nicht nur wie sie ihm der Buchstabe des Gesezes oder Vertrages anweiset, sondern auch wie er selbst sie sich abstekkt; wenn also der kunstverständige irgend auf dringende Weise sagt, es sei nothwendig um seiner Erhaltung willen die Pflicht auf eine Zeit lang bei Seite zu legen, die Geschäfte würden sich desto besser dabei stehn, wenn er ihnen erhalten würde: so fängt diese leere Rede nur gar zu leicht, und ich möchte sagen, wer nur Einmal sich überreden lasse einen Tag unnüz im Bette zu bleiben, der sei in dieser Hinsicht verloren; und hier heißt es besonders beim ersten Mal, Nur heute heute nur laß dich nicht fangen, so bist du hundertmal entgangen. Das zweite aber, was ich nur gebe wie es im Platon steht, ist dieses, daß ein Künstler selten die Kunst allein übe, nach der wir ihn benennen, sondern die meisten üben außer dieser noch eine andere, nämlich die Geldmacherkunst, von dieser aber sei ein großer Theil die Schmeichelei, welche am besten das Geld aus dem Beutel des einen in den des andern zaubere. Diese also schleiche auf solche Weise ein in die meisten Künste und verderbe nicht nur die Werke, sondern wenn man aus den Werken guter Meister dann die Regeln der Kunst abmerken wolle, so verderbe sie auch die Regel. Nun sei jene Rede, welche ermahnt, daß man sich von der Thätigkeit lossagen solle um sich selbst zu schonen und zu erhalten, weil sie einen großen Werth auf die Fortdauer der Person lege, eine Schmeichelrede und als solche ganz trefflich und also auch für den Erwerb unvergleichlich; aber weil dergleichen die Aerzte nicht als Aerzte sagen, so finde auch hier der Gehorsam keine Anwendung, welchen überall der Laie dem Künstler zu

leisten habe. Daher es denn auch gewöhnlich so geschehe, daß die weichlichen sich solche Aerzte aufsuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und so nehme auch diese falsche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Aerzte aber, welche neben ihrer Kunst die Erwerbskunst nur üben, sofern es geschehen könne ohne ihre Kunst zu verderben, und daher den kranken zureden und sie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn sie etwa sich mehr nachsehn wollen als billig, diese werden auch nur von dorisch gestimmten Gemüthern gesucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wären dann einig darüber, daß der Geist nicht dürfe gestört werden um des Leibes willen. Ein jonischer Arzt aber und ein dorischer kranker oder umgekehrt würden nicht lange zusammen stimmen.

Wenn aber auch dieses alles klar genug vor Augen liegt: so sind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platonische Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote gestatten, auch nicht diätetische, denn das sagt er mit Berufung auf die homerischen Asklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorschriften gemacht über Essen und Trinken, sondern er habe seinen pramnischen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieses Recht diätetischer Vorschriften jezt niemand wollen Arzt sein. Ja zweitens wegen des offenbaren Einflusses der geistigen Thätigkeiten auf die organischen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt sein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leibe.

Was nun das erste betrifft, oder vielmehr beides, denn diätetischer Natur werden ja die psychischen Behandlungen des Arztes auch immer sein *): so dürfen wir freilich nicht vergessen,

*) Man nennt zwar auch noch etwas anderes so, wenn man nämlich um vortheilhaft auf den Körper zu wirken gewisse Gemüthszustände wie Liebe Zorn Todesfurcht absichtlich also größtentheils ohne Grund und Erfolg zu erregen sucht. Doch davon kann wol gar nicht einmal die Rede sein als nur bei wahnsinnigen, für welche es keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge giebt.

daß Platon aus seinem Staat heraus redet, in welchem schon vorher und in gesunden Tagen die Lebensweise so einfach ist, daß es was Essen und Trinken betrifft nichts mehr zu verbieten giebt, und daß unsere Aerzte zufrieden sein würden, wenn sie ihre kranken schon immer bei der alltäglichen platonischen Diät fänden, und ihnen gern nichts weiter verbieten, sofern es nicht etwa die Krankheit selbst verbietet durch instinctartige Abneigung. Daß aber bei einer künstlichen Lebensweise den kranken diätetische Vorschriften nothwendig sind, wenn anders nicht auch die Mittel vergeblich gebraucht werden sollen, sagt Platon selbst *). Eben so sind auch dort die Gemüther so geregelt durch jene dorische Musik, und so in Ordnung gehalten durch die damit zusammenstimmenden Sitten, daß heftige Leidenschaften, die Stoff zu einer milesischen Fabel oder einer Tragödie geben könnten, dort ganz fremd sind, und der kranke solche Vorschriften, wie daß er sich vor Schrekk und Aerger hüten und sich nicht aufregenden Fantasien hingeben solle, als überflüssig belächeln würde, und zwar gleichviel ob es ein Mann ist oder eine Frau. Daher nun müßten wol unsere kranken froh sein, wenn die Aerzte sie könnten während der Krankheit in die Gemüthsfassung eines platonischen Bürgers hinein heilen. Und auch Platon dürfte nichts dagegen haben, wenngleich die Behandlung der Seele nicht das Geschäft des Arztes ist, sondern des Philosophen. Denn sein Sokrates sagt oft genug, daß im Staate die Aerzte herrschen über die kranken, und zugleich behauptet er, alles Heil beruhe darauf, daß die herrschenden müßten philosophiren. So darf er demnach nicht wehren, daß auch die Aerzte philosophiren, und dann als solche unternehmen auch die Seele zu behandeln. Auch wird er es nicht, nur fürchte ich, er werde sagen, Sie werden es doch nicht können, eure trefflichen Aerzte, wie eifrig sie auch lesen und die Weisheit treiben im Wagen zwischen den Krankenbesuchen, ihre Mäßigkeit auf die Probe stellen und erziehen bei Tafel, und sich

*) Republ. IV. 425, e. 426.

Abends in Beharrlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Besonnenheit üben am Spieltiſch. Denn ſie werden zwar wiſſen herrliche Vorſchriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß ſie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Beſprechungen für die Seele, nämlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemeſſenen unverdorbenen Dichtungen, ſagt er, wirken nicht plözlich wie die für das Fieber oder die Roſe, ſondern nur durch lange Uebung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Behandlung der Seele giebt, als im großen durch die Geſezgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch Unterweiſung und Erziehung. In dem beſchränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, ſondern nur Kunſtſtükkchen mit ihr verſuchen auf Gerathewohl, und das mögt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewiſſen für einen Karier erklären.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müſſen wir noch einmal auf einen Unterſchied zurükkkommen, den wir ſchon früher geltend gemacht und der ſichtlich auch dem Platon vorgeſchwebt hat, den wir aber wenigſtens beſtimmter ausſprechen können, wenngleich wir uns wegen des näheren auf die Aerzte ſelbſt berufen müſſen. Das iſt der zwiſchen acuten Krankheiten und chroniſchen. Daß er dieſen im Sinne gehabt, iſt mir klar aus dem Ausdrukk, man dürfe nicht Zeit haben auf ſolche Weiſe krank zu ſein, daß man ſeine Geſchäfte lange müßte im Stich laſſen. Denn was iſt in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was ſeinen Verlauf hat in einer beſtimmten Zeit, mögen es nun drei Tage ſein oder acht und zwanzig, lang aber was ſich auf unbeſtimmte Art hinzieht? In den acuten nun iſt der Menſch einmal auf eine beſtimmte Zeit der Krankheit verfallen, und alſo auch dem Arzt, und wenn Platon dieſem nicht vergönnen will ſeine Operationen über dieſen ganzen Zeitraum auszudehnen: ſo ſoll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber iſt der Arzt auf dieſem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrſager doch ein Zeichendeuter, und

kann aus Erfahrung eine Wahrscheinlichkeit aufstellen, durch was für Thätigkeiten, wenn sie nicht vermieden werden, ein ungünstiger Ausgang, sei es nun unmittelbar der Tod oder sei es Umwandlung in eine chronische Krankheit, herbeigeführt werden könne. Giebt er nun auch dergleichen Rathschläge: so hat Platon immer Recht, wenn er sagt, daß wir sie gar nicht als Verordnungen anhören sollen, denn nur Einwirkungen auf die körperlichen Functionen gehören zu der Herrschaft des Arztes; auch jene aber als Verordnungen ansehen heißt immer den Grundsaz aufstellen, daß das Leben um jeden Preis müsse erhalten werden. Daher nun hier nicht das Ansehn des Arztes, sondern das Gewissen des kranken den Ausschlag geben muß, und es kann dringende Fälle genug geben, wo jeder kranke, der nicht ganz darauf verzichten will für tapfer gehalten zu werden, den Arzt nicht zwar geradezu gehen läßt aber doch seinen Rath zurükkweiset und ihm anheimstellt, was etwa verdorben werden könne durch eine Thätigkeit, die sich nicht ablehnen läßt, in der Folge durch verstärkte ärztliche Behandlung wo möglich wieder gut zu machen, wo aber nicht, so wolle der kranke den Schaden selbst tragen und den Arzt von aller Schuld entbinden. Gäbe es nun solcher tapferen viele: so würden auch die Aerzte — denn welcher wollte nicht lieber einen tapferen heilen als einen feigen — mehr auf ihre eigentliche Aufgabe zurükkkommen, nämlich den ihrer Gewalt doch nicht untergebenen innern Einwirkungen des Geistes auf den Körper lieber durch die ihnen zu Gebot stehenden äußeren Einwirkungen der Mittel auf den Körper entgegen zu arbeiten. Wogegen es auf der andern Seite eine Donquixoterie der Pflicht oder der Arbeitsamkeit wäre, da sich ja leicht übersehen läßt, was in einem solchen Zeitraum versäumt werden kann, wenn wir nicht, wo keine dringende Noth entgegentritt, auch hierin dem Arzt folgen wollten, da wir ja doch bei gesunden Tagen mit gutem Erfolg für uns und das gemeine Wohl je weniger unsere Berufsthätigkeit mechanisch ist um so mehr die Regel des Dichters wahrnehmen, Drum heze dich nicht zur schlimmen Zeit, denn Füll' und

Kraft ſind nimmer weit: haſt in der böſen Stund' geruht, iſt dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber iſt es mit den chroniſchen Krankheiten überhaupt, und auch um bei dem lezten anzufangen was dieſe Regel betrifft. Denn da müſſen wir auf alle Weiſe danach ſtreben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geiſt zur böſen Stunde gehöre, und müſſen auf alle Weiſe ſuchen den Einfluß des Leibes auf den Geiſt um ſo mehr zu vermindern, je mehr der Leib ſelbſt ſchon ſeinem Untergange entgegen geht, nicht aber den Geiſt um ſo mehr von dem Leibe beherrſchen laſſen, je ſchlechter dieſer ſchon geworden iſt. In ſolchen Zuſtänden alſo hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hören iſt mit allen Rathſchlägen, welche ein wenn auch nur theilweiſes Aufgeben der noch möglichen Geſchäftigkeit enthalten. Und nicht nur ſchreitet der Arzt dadurch über ſeine Befugniß hinaus, ſondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meiſten durch das Bewußtſein einer auch mit Anſtrengung durchgeſezten Thätigkeit ein heiterer Einfluß des Geiſtes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß ſo wie jeder ſich ſeine Thätigkeit im Staate doch wählt mit Rükkſicht auf ſeine körperlichen Anlagen, ſo auch einer durch einen gänzlich veränderten Geſundheitszuſtand genöthiget werden kann ſeiner bisherigen Berufsthätigkeit zu entſagen und eine andere an ihre Stelle zu ſezen, wie auch Sokrates ſelbſt von ſeinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in ſeinem Körper ſich hegende Kränklichkeit ihn gehindert habe ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, ohnerachtet dies ganz auf ſeinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rükkſicht auf die Geſundheit ſoll eigentlich dergleichen Entſchlüſſe hervorbringen, ſondern rein die Fürſorge für die Sache ſelbſt, daß ſie nicht, wenn wir als ſchlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Dieſes alſo ſei über dieſen Gegenſtand platoniſch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anſehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit ſchon ſo zur Natur

geworden ist, daß sie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und sollten auch Aerzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze Zeit zum Opfer bringen, um Ein solches gehaltloses Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen so wenig als möglich auf Gerathewohl handeln, sondern die Kunst des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas festes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einsehen, daß wir uns weit mehr vor denjenigen Uebeln, welche aus der weichen und nachgelassenen Stimmung entspringen, als vor den entgegengesezten zu hüten haben.

V.

Zur Philologie.

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 9. Januar 1815.
2. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 4. Dec. 1817.
3. Ueber eine Gloſſe des Timäus. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 8. Aug. 1826.
4. Ueber den Begriff der Hermeneutik, mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Aſts Lehrbuch.
   A. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 13. Aug. 1829.
   B. Am 22. Oct. 1829.
5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. Geleſen in der Sitzung der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 30. März 1830.

1. *)

Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. **)

Bei dem Beſtreben die Fragmente des Demokritus zu ſichten kommt man natürlich auf die Frage, ob dieſes Verzeichniß ächt iſt. Denn ein Fragment gewinnt einen weit höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn es in einer Schrift des Verfaſſers geſtanden haben kann, und wenn es mit anderen eben dahin gehörigen ein ganzes ausmacht.

Die Katalogen des Diogenes ſind von ſehr verſchiedenem Werth; oft hat er ſchlechte Autoritäten für ſich, die gleichnamigen Männer verwechſelt, oder aus unbeſtimmten Citationen Ueberſchriften zuſammengeſtoppelt. Hier hat er den Thraſyllus für ſich, der doch einer von den minder zu verwerfenden Männern iſt, und zwar giebt er uns die beſtimmte Nachricht, Thraſyllus habe die Schriften des Demokritus ebenſo in Tetralogien gebracht, wie die platoniſchen. So verkehrt nun dieſer Gedanke an ſich iſt, ſo erleichtert er doch den Gebrauch des Verzeichniſſes

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe am 9. Januar 1815. J.

**) IX, 45—49.

ſehr. Ich habe es lediglich für meinen Zwekk näher betrachtet, und will nun zur Prüfung mittheilen, was ich darüber bemerkt habe.

Des Thraſyllus Verzeichniß hat vier Abtheilungen, iſt alſo ſelbſt tetralogiſch, *ἠθικά*, *φυσικά*, *μαθηματικά* und *μουσικά*; dazwiſchen eingeſchoben ſind auf eine höchſt wunderliche Weiſe *ἀσύνταχτα*. Dieſe ſind aber offenbar nichts anders als Bücher, die entweder dem Diogenes, oder, wenn er aus der zweiten Hand geſchöpft, ſchon einem Vorgänger vorgekommen und von ihm für ächt gehalten worden, aber nicht in der *σύνταξις* des Thraſyllus gefunden wurden. Denn von dieſem ſagt er *ἀναγέγραφε κατὰ τάξιν*, welchem das *ἀσύνταχτα* entgegengeſezt iſt. — Die ethiſche Abtheilung bildet zwei Tetralogien, wenn man alle Titel einzeln nimmt. Die erſte *α*, *Πυθαγόρης*, *β*, *περὶ τῆς τοῦ σόφου διαθέσεως*, *γ*, *περὶ τῶν ἐν Ἅιδου*, *δ*, *Τριτογένεια*. Da Diogenes ſchon, aber anderwärtsher,*) der Schrift *Πυθαγόρης* erwähnt und ſagt, Demokritus bewundere darin den Mann: ſo hätte ich gern das *περὶ τῆς τοῦ σόφου διαθέσεως* nur als zweiten Titel vom *Πυθαγ.* angeſehen; allein man kommt mit der Tetralogie nicht heraus. Ueber die Schrift *περὶ τῶν ἐν ᾅδου* finde ich bis jezt nirgend etwas erwähnt,**) auch kein Fragment unter den vorhandenen, welches offenbar aus ihr könnte genommen ſein. Aber behandelt mag Demokritus dieſe Gegenſtände wol haben, da er gegen die *δεισιδαιμονία* zu ſchüzen ſuchte. Nur daß ich dies eher in dem Buch *περὶ εὐθυμίης* erwartete. Rein für ſich behandelt bekommt die Sache eher einen ſophiſtiſchen Charakter, von dem aber vielleicht doch Demokritus nicht ganz frei zu ſprechen iſt. — Ueber die *Τριτογένεια*, von der aber dennoch daſſelbe gilt, giebt Tzetzes zum Lykophr. einen Aufſchluß, den Menagius beibringt. Nämlich die *Ἀθηνᾶ* hieße

*) IX, 38.

**) Spätere Anm. Schleiermacher's. Nur Athenäos IV, 65, p. 168 erzählt, Demokritus habe ſie nebſt dem *μέγας διάκοσμος* den Abderiten vorgeleſen.

ſo — ἢ ὅτι κατὰ Δημόκριτον τρία ταῦτα χαρίζεται βουλεύειν καλῶς, κρίνειν ὀρθῶς, πράττειν δικαίως. Etwas anders Euſtathius τὸ εὖ λογίζεσθαι, τὸ λέγειν καλῶς τὸ νοηθὲν καὶ τὸ ὀρθῶς πράττειν αὐτό. Viele von den vorhandenen ethiſchen Fragmenten, ja faſt alles eigentlich praktiſche ließe ſich in dieſe offenbar ſehr exoteriſche Schrift bringen. Sollte Tzetzes dieſe wirklich noch vor ſich gehabt haben und nicht ſelbſt aus Excerpten reden: ſo ließe ſich freilich begreifen, wie ſich ſo viele kaum zu bezweifelnde moraliſche Fragmente haben erhalten können, und wie eben deshalb auch ſo viele andere durch Verwechſelung dem Demokritus haben können zugeſchrieben werden. — Die zweite Tetralogie enthält nun α, περὶ ἀνδραγαθίης ἢ περὶ ἀρετῆς, β, Ἀμαλθείας κέρας, γ, περὶ εὐθυμίης, δ, Ὑπομνημάτων ἢ οἴκων. Ueber die erſte Schrift iſt mir nichts weiter bekannt; von der zweiten ſagt Menagius, es ſei ein gewöhnlicher Titel geweſen, deſſen ſich mehrere bedienten. Ich geſtehe, daß mir dies aus den Stellen im Gellius und Plinius nicht hervorzugehen ſcheint; man kann recht gut in ſolchen Fällen alii ſagen und nur Einen im Sinn haben. Ich weiß von keinen anderen; aber das Gefühl giebt und auch jene Stellen geben es, daß es ein ſpäterer Titel iſt, und für zuſammengetragene Notizen paſſend, und ich glaube, daß Thraſyllus mit dieſem Titel betrogen worden iſt. — Περὶ εὐθυμίας. Aus dieſem Buch findet ſich eine Stelle bei Stobaeus *) angeführt, die man nach einer andern im Seneca **) für den Anfang des Buches halten ſollte. Doch iſt die Stelle de tranquil. cap. 12. nicht ganz entſcheidend, und ſie wird einem in der That nicht das Gefühl geben der Anfang eines Buches aus dieſer Zeit zu ſein. Ueber die Theorie des Demokritus von der εὐθυμία, ſeiner Realdefinition von εὐδαιμονία, ſind alle Relationen über ſeine Philoſopheme voll. Allein da mehrere Relationen auch ſagen, er habe ſich für die εὐθυμία des Aus-

*) Serm. tit. 103, 25 ed. Gaisf.

**) De tranqu. 12.

drukks εὐεστώ bedient: ſo kann man wieder zweifelhaft werden, ob das Buch könne περὶ εὐθυμίας geheißen haben. Ich erkläre mir die Sache aber ſo, daß εὐεστώ nicht ein reines Synonym geweſen, ſondern vielleicht nur die τελεία ἀρετή bezeichnet, vielleicht auch dieſer Ausdrukk nur in Büchern anderer Art iſt gebraucht worden. An jene Stelle im Stob. ſchließen ſich viele Fragmente ähnlichen Inhalts an; nur daß freilich, wenn man dieſer Indication folgt, der Unterſchied, den man zu finden wünſchen müßte zwiſchen der Τριτογ. als einer exoteriſchen und der περὶ εὐθ. als einer eſoteriſchen Schrift, ſich nicht feſthalten läßt. Für die lezte Schrift aus dieſer Tetralogie bleibt nun nach unſerm Text übrig ὑπομνημάτων ἢ οἴκων. Wie einige dieſes erklärt, ſie hätte ſo geheißen, weil ſie eine Empfehlung des häuslichen Lebens (wiewol dies jenem Anfange der εὐθυμία entgegenläuft) oder gar eine Oekonomik enthalten, erwähne ich nicht. Es bleibt abgeſchmakkt. Menagius wollte ſich anfangs auch damit begnügen, folgt aber hernach der Correctur eines mir ſonſt völlig unbekannten Stephanus Monachius ὑπομνημάτων ἠθικῶν. Die Emendation iſt in der That höchſt leicht. Allein es iſt nur nicht damit geholfen. Wie ſoll der Titel im Genitiv ſtehen, wenn nicht wenigſtens eine Zahl darauf folgt, die gänzlich fehlt. Der Cod. Reg. giebt einige Hülfe, indem er unſern Titel nicht beſonders beſtehen läßt, ſondern ihn mit dem vorigen verbindet περὶ εὐθυμίας ὑπομν. ἢ οἴκ. Allein wenn man nun auch ἠθικῶν lieſt, verſteht man doch den Genitiv nicht. Ich bin daher ſchon lange in Verſuchung geweſen, zu leſen περὶ εὐθυμίας ὑπομνημάτ. η', und das οἴκων ganz zu ſtreichen, welches aus ὀκτώ kann entſtanden ſein, wenn dieſes neben η' ſich fand. Dieſes erklärt auch die folgenden Worte, die ſonſt zu unbeſtimmt daſtehen ἡ γὰρ εὐεστώ οὐχ ἑυρίσκεται. Es muß nämlich Thraſ., oder von wem die Worte ſind, gewußt oder geglaubt haben, das 9te Buch περὶ εὐθυμίας habe den Namen εὐεστώ geführt, dieſes aber ſei damals ſchon verloren geweſen. Will man dieſes nicht annehmen: ſo muß man die Worte hinter

die ταῦτα μὲν τὰ ἠθικά ſezen. Fallen nun aber die beiden Titel, περὶ εὐθ. und ὑπομν. zuſammen: ſo wird die Tetralogie mangelhaft, und man muß glauben, entweder, die Worte ἡ γὰρ εὐεστώ bezögen ſich darauf, daß beim Thraſ. dieſes Buch die vierte Stelle eingenommen, Diogenes aber es auslaſſe, weil es zu ſeiner Zeit nicht mehr da ſei. Dies würde aber vorausſezen, daß alle andern Bücher er noch vor ſich gehabt, weil er ſonſt ebenſo überall verfahren müßte, und dies iſt höchſt unwahrſcheinlich. Oder wo nicht: ſo muß man die beiden Titel περὶ ἀνδραγ. und περὶ ἀρετῆς trennen und das ἤ dazwiſchen löſchen, welches das leichteſte Mittel ſcheint.

Die phyſiſche Abtheilung enthält vier Tetralogien, allein man muß mit Verbindungen zu Hülfe kommen. Ich muß zur erſten fünf Titel unſeres Textes rechnen: μέγας διάκοσμος, μικρὸς διάκοσμος, κοσμογραφίη, περὶ πλανήτων, περὶ φύσεως πρῶτον. Der μέγ. διάκ. (über das Wort bringt Menagius gutes bei; daß ſich aber Parmenides *) deſſelben bedient, bezweifle ich, man kann ſehr gut trennen) war ohnſtreitig das Werk, welches im ganzen Zuſammenhang die Atomenlehre und die Weltconſtruction des Demokritus enthielt. Aus dieſer Schrift iſt ohnſtreitig alles, was hierüber die alten anführen. Wunderbar aber, daß unſer Autor ſagt, Theophraſt ſchreibe dieſen μέγαν διάκοσμον dem Leucippus zu. Betrogen könnte ſich darin Theophr. ſchwerlich haben; nur Schade, daß niemand die Stelle zu kennen ſcheint, und ſie wahrſcheinlich verloren iſt. Wie ſollte aber ohnerachtet einer ſolchen Tradition der ariſtoteliſchen Schule das Werk nicht nur vom Thraſ. ſondern allgemein dem Demokritus ſein beigelegt worden; wie ſollte Demokr. nur in Bezug auf das Werk ſeines Freundes und Lehrers einen μικρὸν διάκ. geſchrieben haben, der ein Auszug von jenem geweſen wäre? Dann würde er doch mit ſeiner ganzen Phyſik weit weniger ſelbſtändig aufgeführt worden ſein neben dem Leucipp., ja er hätte nicht umhin ge-

*) Fragm. ed. Brand. v. 121.

konnt dies im Eingang ſeines Werkes ſelbſt zu ſagen. Ich vermuthe alſo, hier ſei ein Mißverſtand, und Theophr. habe nicht von dem Werke ſelbſt ſondern von den Grundzügen der darin ausgeführten Theorie geſagt, ſie gehöre dem Leucipp., denn ſo führen auch Ariſtot. und ſeine Commentatoren überall beide neben einander an. Allein wenn er nun den *μέγ. διάκ.* geſchrieben, wie ſollen wir uns den *μικρ.* dazu denken? als Auszug? So hat wol nicht leicht ein alter ſich ſelbſt epitomirt, und hätte es ein anderer gethan, wie ſollte er das einzige Werk *μέγαν* genannt haben? Ich getraue mich hier nicht zu entſcheiden. Es laſſen ſich, da alle näheren Angaben fehlen, gar zu viele Hypotheſen aufſtellen. *Κοσμογραφίη* verſteht Menag. mit Unrecht von Erdkunde; die folgt unten; allein es iſt auch ſchwer einen andern Inhalt zu finden, der nicht mit den mathematiſchen Schriften collidirt. Da man nun ohnedies hier irgendwo zwei Titel zuſammennehmen muß, weil ſonſt die Tetralogien nicht herauskommen: ſo leſe ich *κοσμογραφίη ἢ περὶ πλανήτων.* Die Theorie, daß durch Trennung der Atome die Weltkörper wieder vergehen, und andere entſtehen können, mag hier ſein ausgeführt, und die planetariſche Region als der Siz dieſer Revolutionen dargeſtellt worden. Ein Anhang zum *διάκοσμος* ſcheint es gewiß geweſen zu ſein. Das vierte nun iſt *περὶ φύσεως πρῶτον*; und nichts vom Fehlen der andern? oder ſoll man dem Ueberſezer ſein de natura unus verzeihen? Ich weiß nichts beſſeres, als *περὶ φύσεως πρώτου*, und es mag wol nöthig geſchienen haben, einen beſondern Tractat zu ſchreiben über die Differenz in der Art zu ſein der Atome als des einzig wahren, und der der Scheinwelt der wandelbaren Dinge. Dadurch daß wir dieſes noch in die erſte Tetralogie nehmen, gewinnen wir auch, daß alle allgemeinen phyſiſchen Schriften in dieſer verſammelt ſind, und uns ein Verſtand in dem Ordner erſcheint.

Zweite Tetralogie. *περὶ ἀνθρώπου φύσεως ἢ περὶ σαρκὸς β', περὶ νοῦ, περὶ αἰσθήσεως.* Ich kann nicht anders als hieraus eine vollſtändige Tetralogie machen. Wer wollte auch

περὶ ἀνθρ. φύσ. und περὶ σαρκός für einerlei halten? keiner unter den wunderlichen Einfällen des Demokr. rechtfertigt dieſes. Dies ſind alſo offenbar zwei Schriften. Die Worte ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσι ſcheinen nach einer Stelle bei Ariſtot. de anim. *) nur auf die beiden lezten zu gehen, und ſo kann man ſich denken, daß auch περὶ σαρκός Unterabtheilungen gehabt, Thraſ. aber hier den allgemeinen, dort die beiden beſondern Titel gewählt.

Dritte Tetralogie. α, περὶ χυμῶν, β, περὶ χροῶν, γ, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν, δ, περὶ ἀμειψιῤῥυσμιῶν. Ob es ſo ausgemacht iſt, daß χυμός bloß von Flüſſigkeiten, ſo fern ſie den Geſchmakk afficiren, gebraucht wird, mögen andere entſcheiden. In einer beſtimmten Beziehung muß es hier genommen ſein und nicht etwa für χυλός. Wegen der Analogie mit χροῶν ſcheint das erſte Subſtrat einer Sinnenanſchauung gemeint zu ſein. Dieſe Affectionen ſind aber das einzige, wodurch wir uns der Elemente bemächtigen, und daher gehören hieher die 3te und 4te Schrift. Nämlich von ſeinen Elementen, Atomen, behauptet Demokr., daß ſie nur an ſich ῥυσμῷ, welches die alten einſtimmig für σχῆμα erklären, differirten. Das Wort als λέξις ἀβδηριτική auch bei Hippokrat. Auch bei Dionyſius Perieget., aber nur durch ungeſchikkte Nachahmung. Ich möchte aber leſen ῥυσμῷ, ſonſt dürfte der Titel mathematiſch werden. Der Tractat περὶ ἀμειψιῤῥ. muß die Frage behandelt haben, ob ein Uebergang aus einem Element in das andere, ein Verwechſeln der Grundfiguren möglich ſei, welches, ſoviel die Sache ſich noch ausmitteln läßt, Demokr. verneint haben muß. Denn an eine andere Etymologie des Wortes in einer Analogie mit dem Adjectivo ἐπιῤῥύσμιη iſt ſchwerlich zu denken. Ein ganz ähnliches Wort ἀμειψικοσμίη ſchreibt Heſych. dem Demokr. zu.

Vierte Tetralogie. α, κρατυντηρία, β, περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας, γ, περὶ λοιμῶν κανὼν α′ β′ γ′, δ, ἀποῤῥημά-

*) I, 2.

των. — Κρατυντηρία. Des Wortes bedient ſich auch Hippokrates wahrſcheinlich in chirurgiſchem Sinn. Dieſes Buchs erwähnt auch Sextus VII, 136, und führt eine Stelle daraus an. Man ſieht faſt, daß es beſtimmt geweſen für die aufgeſtellten Thorien empiriſche Beſtätigungen aufzuſuchen, was auch dem Worte ganz angemeſſen iſt. In dem Zuſaz würde ich *ὅπερ ἐξιν ἐπικρατητικὰ τῶν προειρημένων**) leſen. — Die zweite Ueberſchrift *περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας* klingt ſehr parador, denn auch nach Demokr. ſelbſt gehen beide Begriffe nicht in einander auf; aus den *εἰδώλοις* ſollen nicht nur die fingirten Vorſtellungen der Götter, worauf die *πρόνοια* beruht, ſondern auch alle Geſichtsvorſtellungen und alle Träume entſtehen. Hier ſcheint alſo faſt ein beſchränkendes Prädicat zu *εἰδώλου* zu fehlen. — Ganz unhaltbar offenbar iſt *περὶ λοιμῶν κανῶν α′ β′ γ′.* Das beſte, was auch ſchon Menag. beibringt, iſt freilich aus Gellius**) *περὶ λοιμῶν ἢ λοιμικῶν κακῶν.* Nur daß freilich niemand ſieht, wozu eine ſolche doppelte Ueberſchrift, da *λοιμοί* ſchon unbeſtimmt genug iſt. Ueberdies aber können wir den Titel *κανών* nicht miſſen; denn Sextus***), wie auch Menag. wohl weiß, citirt *ἐν τοῖς κανόσι* die merkwürdige Stelle über eine zwiefache Art der Erkenntniß. Hiezu kommt nun, daß wir bei der lezten Schrift wieder haben einen unſtatthaften Genitiv für ſich. Dies berechtiget, hoffe ich, zu der Umſtellung *περὶ λοιμῶν. ἀπορρημάτων κανὼν α′ β′ γ′.* Der Ueberſezer, der ambiguorum ſchreibt, hat hier wahrſcheinlich *ἀπορημάτων* geleſen, und dagegen möchte nichts einzuwenden ſein.

Dieſes wäre nun die phyſiſche Abtheilung. Ob alles angeführte beſondere Schriften geweſen, könnte man bezweifeln, da man ſich recht gut vorſtellen könnte, daß das meiſte in wenigen

---

*) Für dieſe Conj. beruft ſich Schleierm. in ſeinen ungeordneten Anm. auf Sext. Emp. VII, 136.

**) IV, 13.

***) VII, 138.

von den allgemeinen Werken enthalten gewesen. Wer dem Suidas glauben wollte, es habe nur 2 ächte Werke des Demokr. gegeben, *μέγας διάκοσμος* und *περὶ φύσεως κόσμου*, könnte leicht behaupten, das meiste wären nur Abschnitte aus diesen größeren Werken. Allein theils führt nun Thrasyllus dieses *περὶ φύσεως κόσμου* gar nicht auf (denn es wäre völlig gegen den Sprachgebrauch, dies mit der *κοσμογραφία* für einerlei zu halten), wenn man nicht auf das *περὶ φύσεως πρώτου* zurükkgehen und mir dieses repertum wieder rauben will. Theils muß man doch, wenn man den Verstand, der durch die Zusammenstellung hindurchgeht, berükksichtigt, der Meinung sein, daß Thrasyllus die Bücher selbst oder sehr genaue Nachrichten von ihnen müsse gehabt haben, so daß er auf diese Weise nicht eben konnte betrogen werden, aber daß er einzeln etwas untergeschobenes für ächt hielt.

Zu diesem Verzeichniß der ethischen und physischen Schriften scheinen aber zwei anderwärts vorkommende Titel zu fehlen, nämlich *περὶ τέλους*, was Clem. Alex.*) citirt, und *περὶ ἰδεῶν*, woraus Sextus VII, 137 anführt. Allein *τέλος* ist offenbar ein späterer Ausdrukk, dessen sich Clemens bedient, um ein einzelnes Buch aus der Schrift *περὶ εὐθυμίας* zu bezeichnen, wie aus dem Inhalt sattsam erhellt. Dasselbe gilt ohnstreitig von dem Ausdrukk *ἰδεῶν* (denn wenn auch die alten sonderbar genug bisweilen den Platon und Demokr. zusammenstellen, als hätten sie gleich über die Erkenntniß gedacht, da sie nur in einer Negation übereinstimmen: so hat doch wol nie einer behauptet, daß Platon jenen Ausdrukk aus dem Demokr. genommen), und dem Inhalt nach muß man glauben, daß Sextus damit das eine Buch der *κανόνων* bezeichnet habe.

Hinter die physische Abtheilung sezt nun unser Autor die *ἀσύνταχτα*, offenbar aus keinem andern Grunde, als weil sie auch physischen Inhalts sind. Sie sind alle, mit Ausnahme des

*) Strom. II. p. 417 Sylb.

lezten περὶ τῆς λίθου, überſchrieben αἰτίαι, und es ſpricht deutlich genug, daß ſie nur aus den phyſiſchen Schriften zuſammengetragene Meinungen über natürliche Gegenſtände enthalten. Ich bemerke nur dies eine, daß man wahrſcheinlich überall ſtatt αἰτίαι leſen muß ἐτεαί. Das lezte iſt ein Lieblingsausdrukk, womit er ſeine Theorien im Gegenſaz gegen das aus dem Augenſchein abgezogene bezeichnet, und es ſind ſchon ein paar Stellen im Sextus *), wo αἰτίῃ für ἐτεῇ geſtanden hat **).

Die mathematiſche Abtheilung beſteht aus drei Tetralogien. Man muß aber öfter Titel verbinden, wie auch ſchon Menagius gethan. Erſte Tetralogie. α, περὶ διαφορῆς γνώμης ἢ περὶ φανσιος κύκλου καὶ σφαίρης, β, π. γεωμ. ἢ γεωμ. Im Text iſt beides getrennt ohne ἤ. γ, ἀριθμοί, δ, περὶ ἀλόγων γραμμῶν καὶ ναστῶν β. Ich bemerke nur über die erſte Schrift, daß ſie wahrſcheinlich von einer mathematiſchen πρόφασις ausgehend mehr metaphyſiſch war. Demokr. mußte jede wahre Berührung läugnen, und damit hat es die Schrift gewiß zu thun, und es war wahrſcheinlich von der Berührung des krummen und graden die Rede. Nur die erſte Hälfte des Titels ſcheint mir mangelhaft, und ich möchte ſchreiben περὶ διαφορᾶς γνώμης καὶ δόξης (oder δόξεως, denn δόξις gebraucht Demokr., wenn die Schreibung bei Sextus ***) richtig iſt). Dieſe Schrift alſo für demokritiſch zu halten würde ich an ſich kein Bedenken tragen. Wie ἄλογοι, γράμμαι und νασταί zuſammenkommen, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt ἀλόγων auf beides zu beziehen. Das β bedeutet hier vielleicht nicht zwei Bücher, ſondern den Anfang der zweiten Tetralogie. α, ἐκπετάσματα. Ein zu weitſchichti-

*) Vergl. Fabric. ad Sext. Pyrrh. I, 214. (In dieſen und andern Stellen des Demokritus ſteht jedoch ἐτεῇ immer nur adverbialiſch.)

**) Anmerk. Schleiermacher's. So weit eigentlich nur intereſſirt mich das Verzeichniß für meinen Zwekk. Für eine Bearbeitung des Gegenſtandes für ſich fehlt mir noch mich in den Mathematikern umzuſehen, ob und wie dort Demokritus erwähnt wird. Ob Menagius ſich umgeſehen, weiß ich nicht, er erwähnt wenigſtens nichts.

***) VII, 137.

ger Titel, als daß ich etwas beſtimmtes dabei zu denken wüßte. *β. μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα* hat ſchon Menagius zuſammengezogen. Sehr gut konnte die Conſtruction eines großen Jahres ſo heißen. (Vitruvius IX, 7, wo die parapegmata vorkommen, erwähnt des Demokr. nicht. Nur der Scholiaſt des Apollonius ſoll *ἐν τῷ περὶ ἀστρονομίας* citiren. *)) *γ, ἄμιλλα, δ, κλεψύδρα.* Einige Edd. freilich vereinigen beides, und man hat eine ſcharfſinnige Erklärung gegeben. Auch wüßte ich freilich bei *ἄμιλλα* allein nichts zu denken. Da müßte man *παράπηγμα* wieder trennen: ſehr unbequem.

Dritte Tetralogie. *α, Οὐρανογραφία, β, γεωγραφία, γ, πολογραφία, δ, ἀκτινογραφία.* Auch dieſe könnte man ſehr leicht nur für einzelne Abſchnitte halten. Die *πολογραφία* kann eben ſo leicht aus dem untergeſchobenen Briefe an Hippokrates genommen ſein als umgekehrt.

Schwieriger iſt die vierte, die muſikaliſche Abtheilung, auch aus zwei Tetralogien beſtehend. Denn wenngleich die alten voll Bewunderung ſind über die Sprache des Demokr. (Cic. in Oratore und Dionys. de comp. verb.): ſo iſt es doch kaum möglich ihm theoretiſche Schriften beizulegen wie einige von den folgenden. Die erſte Tetralogie nämlich beſteht aus *α, περὶ ρυθμῶν καὶ ἁρμονίης, β, περὶ ποιήσεως, γ, περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων, δ, περὶ Ὁμήρου ἢ ὀρθοεπείης καὶ γλώσσεων.* Von allem dieſen wüßte ich nichts, was ich unſerm Demokr. beilegen möchte, ausgenommen vielleicht *περὶ ποιήσεως* (worauf Demokr. ſeine Theorie von Erregung der Fantaſie durch die Idole kann angewendet haben; ein Werk über die Idole wenigſtens citirt Clemens Strom. VI, **) was ſehr ächte Farbe hat); ſondern möchte glauben, daß dieſe Sachen dem von unſerm Autor erwähnten 6ten Demokr. *Παργαμηνὸς ἀπὸ ῥητορικῶν λόγων* angehört haben. Die zweite Tetralogie iſt noch dazu un-

*) S. Menag. ad h. l.

**) Zu Ende p. 698 Sylb.

vollständig, *περὶ ἀοιδῆς*, *περὶ ῥημάτων*, *Ὀνομαστικόν*, was wahrscheinlich nur ein Zusaz zum vorigen ist. Auch diese gehören wol mehr dem Rhetor.

Nun aber kommen fünftens noch *τεχνικά* in zwei Tetralogien, die aber auch nur vollständig werden, wenn man eines trennt. Nämlich so. Erste Tetralogie. *α*, *πρόγνωσις*, *β*, *περὶ διαίτης ἢ διαιτητικόν*, *γ*, *ἰατρικὴ γνώμη*, was mit *ἤ* dem vorigen gewiß fälschlich verbunden ist. *δ*, *αἰτίαι* (auch wieder *ἐτεαί?*) *περὶ ἀκαιρῶν και ἐπικαιρῶν*. Dunkle Titel, über die nichts nähere Auskunft giebt. Der leztere scheint mit dem ersteren zusammenzuhangen. Einer kann eben so gut mediciniſch sein als der andere; die Zusammenstellung scheint dafür zu sein. Als Arzt erwähnt, wie Menagius bemerkt, Celsus des Demokr., vielleicht nur deshalb, weil ihm solche Bücher zugeschrieben wurden, sonst erinnere ich mich in den Traditionen über sein Leben nichts dergleichen gefunden zu haben. Zweite Tetralogie. *α*, *περὶ γεωργίης ἢ γεωργικόν* wird in den Geoponicis und von Varro und Columella *) angeführt, aber sie überreden mich dennoch nicht. Ebenso wenig als ich an *β*, *περὶ ζωγραφίης*, *γ*, *τακτικόν* und *δ*, *ὁπλομαχικόν* glaube. Was unser Autor demnächst anführt, was einige *κατ᾽ ἰδίαν ἐκ τῶν ὑπομνημάτων τάττουσι*, damit meint er also habe es die Bewandniß, die es mit seinen *ἀσυντάκτοις* wirklich hat. Aber von dem wenigsten, was er hier erwähnt, läßt sich denken, daß es in einer von den oben angeführten Schriften könne enthalten sein; es sind vielmehr größtentheils *ψευδώνυμα*. Dann erst spricht er von den untergeschobenen, und theilt auch diese noch in solche, die *ἐκ τῶν αὐτοῦ διεσκεύασται*, und in offenbar untergeschobene. Zu den ersteren sind gewiß nämlich die *ὑποθηκαί* zu rechnen, welche Eusebius anführt **), eine Stelle, die wol offenbar aus der *εὐθυμία* ist. Außerdem finden wir noch angeführt *περὶ παθῶν* und *περὶ*

*) S. Menag. ad h. l.

**) Praep. ev. XIV, 27.

ἀντιπαθῶν, ersteres im Etymol. M., lezteres bei Columella *). Auch dies könnten wol Dieskeuasmena sein.

Hier sieht man offenbar ein Bestreben dem Mann soviel als nur irgend möglich zuzuschreiben; allein dies ist nicht mehr das Werk des Thrasyllus, sondern unsers Autors oder eines andern. Jenen können wir nur verantwortlich machen für die Tetralogien, in denen doch keine Abtheilung für sich unwahrscheinlich ist. Ob nun Thrasyllus leichter in solchen Abtheilungen, die er einmal machen mußte, die aber zu schwach besezt gewesen, auch leichter geneigt war sich untergeschobenes aufbürden zu lassen, oder ob wir zu streng sind, wenn wir nur das anerkennen wollen, was in einem Zusammenhange mit seinen bekannten Forschungen und mit den annehmlichen Traditionen von seinem Leben steht, das überlasse ich andern zu entscheiden.

*) S. Fabr. bibl. II, p. 641 Harl.

2.

Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles.

Erſte Abhandlung.*)

Daß ſich in unſerer Sammlung ariſtoteliſcher Schriften drei verſchiedene Werke befinden, welche nur mit verſchiedenen Beiſäzen die Ueberſchrift *Ἠθικά* führen, iſt ſchon an ſich auffallend; denn die Richtung dieſes Weltweiſen iſt ſo ſehr überwiegend nach der Seite der Logik und der Naturwiſſenſchaft hin, daß, wenn dreierlei Bearbeitungen der allgemeinen Sitten- und Tugendlehre von ihm da ſind, man ſich wundern muß, daß er nicht ebenſo und noch mehr die logiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen einer verſchiedenen Behandlung unterworfen habe, wovon ſich jedoch keine Spur findet. Man kann auch nicht etwa ſagen, weil das logiſche und naturwiſſenſchaftliche ſeine Hauptſache war: ſo wäre er auch hierin gleich feſt und ſicher geweſen, das ethiſche aber könnte er, eben weil es ihm weniger am Herzen gelegen, anfänglich wol oberflächlicher behandelt haben, ſo daß er ſpäterhin nicht mehr damit zufrieden geweſen, ſondern ſich ſelbſt eine neue Bearbeitung abgefordert habe. Und ebenſo wenig

*) Geleſen in der Plenarſizung am 4. December 1817. J.

kann man ſagen, wer weiß, wie viel logiſche und naturwiſſenſchaftliche Schriften von demſelben Inhalt, wie die unſrigen, aber je nachdem man die unſrigen anſieht, denn dieſer Streit iſt ja auch noch unentſchieden, mehr eſoteriſch oder mehr exoteriſch, mit verloren gegangen, die ethiſchen aber wären, weil man ſpäterhin auf dieſe Wiſſenſchaft mehr Werth gelegt, ſehr natürlich aufbehalten geblieben. Denn weit gefehlt, daß unter dieſen drei Werken, der nikomachiſchen Ethik, der eudemiſchen und der mit Unrecht ſo genannten großen, ein ſolcher Unterſchied beſtehen ſollte, daß man das eine für exoteriſch halten könnte, das andere für eſoteriſch, ſind ſie einander vielmehr in jeder Hinſicht, in welcher man zwei ſolche entgegengeſezte Claſſen ariſtoteliſcher Schriften anzunehmen pflegt, völlig gleich. Keines geht tiefer in die Principien hinein, oder verbreitet ſich mehr ins einzelne, als das andere; keines zeichnet ſich durch eine andere Beweisart, durch andere Verknüpfungen und Anwendungen aus; keines iſt merklich populärer oder ſpeculativer als das andere; und wenn die nikomachiſche Ethik und die eudemiſche mehr Beiſpiele enthalten, mehr Verſe und Sprüche anführen, als die große: ſo geſchieht dies doch ſo ungleichförmig, ſo iſt auf dieſen Theil doch ſo wenig Fleiß gewendet, der Erfolg ſo unbedeutend, und alles übrige ſo wenig einer andern Leſewelt zu Liebe umgearbeitet, daß wol niemand ſagen kann, die große Ethik ſei die eſoteriſche, und die andern beiden ſeien exoteriſch, wiewol auch dann noch die Frage übrig bliebe, warum es doch zwei exoteriſche Sittenlehren gäbe. Noch viel weniger aber hat die wiederholte Bearbeitung in geänderten Anſichten ihren Grund, denn davon iſt gar keine Spur. Die Begriffe der Glükſeligkeit und der Tugend, das Verhältniß beider zum Vergnügen, die Art wie jede Tugend die Mitte iſt zwiſchen zwei Fehlern, die hierauf beruhende Beſtimmung der einzelnen Tugenden, der Vorzug, der dem beſchaulichen Leben eingeräumt wird vor dem geſchäftigen, alle dieſe Hauptpunkte ſind ſo rein dieſelben, der ganze Gang im weſentlichen ſo übereinſtimmend, daß man unmöglich das ganze Räthſel dadurch lö-

sen kann, daß in dem einen manche Erklärung etwas schärfer gefaßt ist oder manche Zusammenstellung etwas genauer, denn alles dies ist von zu weniger Bedeutung, als daß es mehr als eine neue Ausgabe hätte veranlassen können; abgerechnet aber, daß dann die erste gewiß würde untergegangen sein: so verhalten sich doch auch diese Werke nicht wie nur verschiedene Auflagen desselben Buchs. Auch ist in der That eine so genaue Uebereinstimmung zwischen dem Verfahren des Aristoteles in der Sittenlehre und dem in der Naturwissenschaft, daß er schwerlich seine Grundsäze und Ansichten in der ersten könnte geändert haben, ohne daß hievon eine Umwandlung auch der anderen die natürliche Folge müßte gewesen sein. Und gewiß würde dann, der vorzüglich die ganze Naturkunde seiner Zeit in seinen Werken zu umfassen suchte, diese undankbare Mühe der Umarbeitung lieber dem gegönnt haben, was ihm am unmittelbarsten am Herzen lag. Soviel ist freilich wahr, daß die nikomachische und eudemische Ethik an Umfang die sogenannte große bedeutend übertreffen, aber auch daraus entsteht kein solches Verhältniß, wie zwischen einem Lehrbuch und Handbuch, einem Grundriß und einem weiter ausgeführten Werk. Denn gerade in dem am meisten schwierigen allgemeinen Theil haben die größeren Werke gar keine wirklich erläuternden Ausführungen vor dem kleineren voraus. Muß man also gestehen, daß alle Ursachen, weshalb ein Schriftsteller von langer Laufbahn dieselbe Wissenschaft in mehreren Werken behandelt haben kann, und ich glaube nicht, daß sich deren mehrere als die angeführten aufstellen lassen, hier zur Erklärung einer Erscheinung nicht hinreichen, welche einzig ist in der ganzen hellenischen Literatur, denn Platons Staat und Gesezе kann doch nicht jemand in dieselbe Reihe stellen wollen: so muß man sich wundern, daß über diese Sache noch niemals eine gründliche Untersuchung angestellt worden ist, um auszumitteln, wenn nun Aristoteles doch nicht alle diese drei Werke geschrieben haben kann, wie sie sich gegen einander verhalten, und ob eines oder gar keines von ihm geschrieben sein mag. Mir ist eine

ſolche Unterſuchung wenigſtens nicht bekannt, ſondern nur Vergleichung einiger einzelnen Stellen, um ein Buch aus dem andern zu erläutern und zu berichtigen, Anzweiflung anderer als aus einem Buch in das andere herübergekommen, und Verdacht, der hie und da gegen ein oder das andere Werk iſt geäußert worden, aber ohne weder beſtimmt auf dieſen Grund zurükkgeführt noch gründlich durchgeführt worden zu ſein.

Keinesweges nun will ich mich anheiſchig machen, dieſe Unterſuchung in einer kleinen Reihenfolge kurzer Abhandlungen zu beendigen, vielmehr iſt mir wahrſcheinlich, daß die Mittel, um zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, uns jezt noch fehlen und vielleicht nicht herbeizuſchaffen ſind: ſondern nur in einen ordentlichen Gang möchte ich die Unterſuchung hineinleiten, einige Punkte ins Licht ſezen und der allgemeinen Ungewißheit hie und da etwas Raum abgewinnen.

Von zwei Seiten alſo, ſcheint mir, muß man die Sache angreifen, wenn man ſie von Einer nicht zu Ende bringen kann. Man betrachte jedes dieſer drei Werke für ſich, und ſehe zu, ob es in der ganzen Schreibart, ob es in einzelnen Ausdrükken Anführungen und dergleichen irgend beſtimmte Spuren einer ſpätern Zeit oder eines andern Urhebers an ſich trage. Dies ſcheint das nächſte zu ſein, aber es iſt zugleich unläugbar das ſchwierigſte. Die Werke des Ariſtoteles bieten zu wenig Annehmlichkeiten dar, als daß er viel andere Leſer ſich ſollte gewonnen haben, als denen es auf den Stoff und die Reſultate ankommt; der Styl aller ſeiner Schriften ſchneidet ſich ſo beſtimmt ab von allem, was uns aus der früheren philoſophiſchen Literatur der Griechen übrig geblieben, und gehört ſo offenbar einer neuen Periode der wiſſenſchaftlichen Sprache an, daß, ſo wie man den Ariſtoteles zu leſen pflegt, der Eindrukk einer ganz neuen Schreibart freilich ſehr überwiegt; aber eben deshalb ſich wol ſchwerlich jemand rühmen kann über ſeine eigenthümliche Schreibart ein ſicheres Gefühl zu haben. Einzelheiten aber, die auch noch ſo ſicher einen ſpäteren Urſprung verrathen, wenn ſie nicht ſehr häufig

sind, können leicht eingeschoben sein, wie denn unläugbare Glosseme in den aristotelischen Schriften weit häufiger sind als etwa in den platonischen, so daß das Urtheil über ein ganzes Buch sich schwerlich auf sie gründen läßt. Also scheint mir diese Art der Untersuchung hier nur ergänzungsweise brauchbar zu sein, und der Hauptangriff vielmehr von der andern Seite gemacht werden zu müssen, daß man nämlich genauer als bisher geschehen ist diese drei Werke mit einander vergleiche in Beziehung auf ihren wissenschaftlichen Charakter, ihren methodischen Werth, ihre Uebereinstimmungen unter sich und ihre Abweichungen von einander, ob etwa daraus eines bestimmt als das vorzüglichere und ursprünglichere hervorgehe, und in den andern sich ein bestimmtes Verhältniß der Abhängigkeit offenbare, welches einen anderen Ursprung eben so deutlich verräth. Und eben dieses wollte ich versuchen, wie weit es zu einem sichern Ende führen kann.

Bis jezt liegen alle drei Werke mit ziemlich gleichen Ansprüchen vor uns. Sie sind auf gleiche Weise in die Sammlung der aristotelischen Schriften von allen Herausgebern aufgenommen worden, sind nie anders als unter dem Namen des Aristoteles gefunden worden, sie haben Zeugnisse aus dem Alterthume für sich, und die Zweifel, welche einzeln erhoben worden, sind immer nur von der Beschaffenheit, daß sie erst können in Betracht gezogen werden, wenn sich anderwärtsher ein Vorurtheil gebildet hat. Indeß können wir, da doch bei der Vergleichung eines von den dreien muß zum Grunde gelegt werden, zwei Vorzüge nicht übersehen, welche der nikomachischen Ethik zukommen. Es ist bekannt, daß mehrere in unsern Ausgaben und in den Handschriften unter verschiedenen Ueberschriften von einander abgesondert vorkommende Schriften des Aristoteles doch durch Hinweisung am Anfang oder Ende auf den Inhalt einer anderen oder auch durch Rükkweisung auf ein früheres, von dem nun zu einem neuen übergegangen werde, sich als zusammenhangend zu erkennen geben, und als ein größeres ganzes müssen behandelt werden; oft so, daß die ganze Trennung durch die verschiedenen

Ueberſchriften, die jezt allgemein ſind, als etwas ganz willkühr-liches und offenbar ſpäteres erſcheint. Nun ſagt Ariſtoteles ganz deutlich in einer bis jezt noch von niemand angezweifelten und auch gewiß höchſt ächten Schrift, daß er die Sittenlehre als eine politiſche Disciplin anſehe, und die nikomachiſche Ethik kündigt ſich nicht nur in ihrem Eingang eben auch als eine politiſche Disciplin an, ſondern weiſet auch am Ende auf die eigentliche Politik hin, ſo daß ſie auch mit dieſer, die wol immer als eine ariſtoteliſche Schrift ſich geltend machen wird, Ein ganzes aus-macht. Der eudemiſchen Ethik fehlt beides ganz, und die ἠθικὰ μεγάλα kündigen zwar auch die Sittenlehre als ihrem Charakter nach politiſch an, allein ſie ſchließen ohne irgend eine Hinwei-ſung auf die Politik ab, und ſtehen alſo doch für ſich allein. Dieſer Beweisgrund aber darf nur mit großer kritiſcher Vorſicht gebraucht werden, und kann für ſich ſo gut als gar nichts ent-ſcheiden. Denn wenn man in den phyſikaliſchen Schriften allen dieſen Indicationen nachgeht: ſo gehen ſie im Kreiſe herum, und man ſieht offenbar, daß ſie auch in unächten Schriften ſind nach-geahmt worden, oder auch in ächten Schriften von ſpäterer Hand ſind. Und dieſer Verdacht könnte auch hier gar leicht geltend gemacht werden, da in der nikomachiſchen Ethik eben ſo wenig als in den übrigen viele politiſche Beziehungen aufgeſtellt ſind, und ebenſo die Politik nicht unmittelbar auf das Fundament dieſer Ethik baut, ſo daß man, wenn ſie Eine πραγματεία ausma-chen ſollen, noch ein Mittelglied zwiſchen beiden wünſcht, und dann wäre doch die Hinweiſung am Ende unſerer Ethik auf die Politik eher dem unächten beizuzählen. Auch iſt die Verbindung nur einſeitig, indem die Politik weder im Anfang auf die Ethik zurükkweiſet, noch ſie am Ende mit einſchließt, wie ſonſt bei ſol-chen zuſammengehörigen Schriften wol zu geſchehen pflegt. Hie-zu kommt noch das Bedenken, daß Ariſtoteles außer der Ethik auch die Lehre vom Hausſtande für eine politiſche Disciplin er-klärt, und das muß nicht nur zugeben, wer noch das erſte Buch der οἰκονομικῶν für ächt hält, ſondern es ſteht auch anderwärts.

Dann aber müßte auch ganz natürlich diese zwischen die Sittenlehre und die Politik treten, die es erst mit dem aus einer Mehrheit von Hauswesen zusammengesezten Staat zu thun hat, und so wäre denn wieder unwahrscheinlich, daß er am Ende der Ethik unmittelbar sollte auf die Politik als das zunächst sich anschließende verwiesen haben. Dieser Vorzug ist also mehr scheinbar, und kann erst nach anderen schwierigen Untersuchungen einiges Gewicht in die Schale legen. Der andere Vorzug der nikomachischen Ethik ist der, daß einmüthig alle Commentatoren nur über sie hergefallen sind, so daß mir wenigstens gar keine Notiz zugekommen ist von einem, der über die ἠθικὰ μεγάλα oder die eudemische commentirt hätte. Dies beweiset freilich nicht, daß diese beiden Werke etwa in jener Zeit wären für unächt erklärt worden, vielmehr werden sie beide öfters in den nikomachischen Scholien angeführt ohne irgend ein Zeichen eines Verdachtes, welche im Gegentheil erst in den Zeiten der neuern Philologie vorkommen. So viel aber scheint es zu beweisen, daß, wenn auch jene Männer die andern Schriften kannten und für ächt hielten, ihnen doch aus der nikomachischen Ethik am stärksten und bestimmtesten der aristotelische Geist entgegengeweht haben muß. Freilich sind diese Commentatoren größtentheils solche Spätlinge, daß auf ihr eigenes Urtheil oder Gefühl weniger möchte zu geben sein als auf unseres; aber sie hatten doch alte Bücher gelesen, und folgten hierin gewiß weniger sich selbst, als einer alten Tradition. Dagegen will freilich Cicero diese Schrift dem Aristoteles absprechen und sie dem Nikomachus beilegen; allein er giebt keine Quellen seines Verdachtes an, und seine Ausdrükke sind so, daß man fast glauben möchte, es sei sein eigener Gedanke, zumal er der andern ethischen Schriften neben dieser nicht erwähnt, und ein eigener Gedanke des Cicero über einen solchen Gegenstand könnte wol gegen eine alte Tradition, die sich in der Schule erhalten hat, gar nicht aufkommen. Wenn also gleich auch dieser Umstand für sich genommen wenig beweist: so mögen doch beide zusammen so viel vermögen, daß wir an der nikomachischen

Ethik zuerſt verſuchen wollen, ob uns aus ihr ein rein ariſtoteliſcher Geiſt anweht. Von den Grundſäzen und Begriffen ſelbſt kann hier nicht die Rede ſein; ſie ſind in allen drei Werken dieſelben, und tragen durchaus und völlig rein das Gepräge der ariſtoteliſchen Schule, ja daſſelbe muß man auch von der Methode ſagen, und es kann zunächſt nur von der Anordnung des ganzen die Rede ſein, von der planmäßigen leichten Entwikklung und Zuſammenfügung, die, man kann wol ſagen, ein Gemeingut aller ariſtoteliſchen Schriften iſt.

Die Structur der nikomachiſchen Ethik iſt bekanntlich die, daß zuerſt die Begriffe der Glükkſeligkeit und des guten betrachtet werden, dann wird ihnen gemäß der Begriff der Tugend beſtimmt; hierauf folgen die Unterſuchungen über die Freiheit, weil nämlich nur in den freien Handlungen die Tugend ſich zeigen kann. Nun geht die Darſtellung ins einzelne, die Tugenden werden als in der Mitte zwiſchen zwei entgegengeſezten Fehlern liegend durchgenommen. Mit dem Anfang des ſechsten Buches wird vom geſunden Verſtande gehandelt als dem, wodurch das Maaß zwiſchen den beiden äußerſten Enden beſtimmt werden muß, und dann auch um ſeinetwillen von den übrigen geiſtigen Tugenden. Hiernach wird die ſchwierige Frage von der Mäßigung abgehandelt, in wiefern ſie eine Tugend und ein guter Zuſtand zu nennen ſei oder nicht, woran ſich dann die Unterſuchung anſchließt, ob die Luſt ein Gut ſei. Im achten und neunten Buche wird dann ſehr ausführlich von den geſelligen Verbindungen gehandelt. Im zehnten Buch aber dann noch einmal von der Luſt als Element der Glükkſeligkeit und ausführlich von der Glükkſeligkeit ſelbſt. Dieſe ganze Anordnung muß uns dürftig und unzureichend erſcheinen; ſie geſtaltet ſich weder zu einem gehörigen ganzen noch geht ſie aus einer rechten Einheit hervor. Allein das liegt an dem Standpunkt, von welchem aus das ganze gebildet worden, und den wir um ſo mehr als den des Ariſtoteles ſelbſt anſehen müſſen, weil er mit ſeinem phyſikaliſchen ganz analog iſt. Allein hievon abgeſehen finden wir in dieſer

Anordnung fehlerhaftes und schülerhaftes, was mit jenem Standpunkt nicht nothwendig zusammenhängt, sondern aus zwei großen Verwirrungen entspringt, welche bei der logischen Meisterschaft des Aristoteles man sich nur schwer entschließen kann ihm selbst beizulegen. Die erste ist diese. Die Sittenlehre ist die Lehre von der Glükkseligkeit, die Glükkseligkeit ist die den Tugenden gemäße Thätigkeit, die Tugenden selbst aber werden eingetheilt in die sittlichen und geistigen. Können nun in die Sittenlehre Elemente gehören, welche einen dem sittlichen gegenüberstehenden und also relativ davon ausgeschlossenen Charakter haben? Ich meine die sogenannten geistigen Tugenden. Schließen wir sie aus: so wird der Begriff der Tugend in der Sittenlehre nicht erschöpft; nehmen wir sie auf: so muß der Unterschied zwischen den sittlichen und geistigen Tugenden aufgegeben werden. Hieraus nun ist das Schwanken entstanden, welches am Anfang des sechsten Buches der nikomachischen Ethik jedem auffallen muß. Bald klingt es, als ob, nachdem die sittlichen Tugenden abgehandelt sind, nun auch von den geistigen als der zweiten Hauptclasse solle gehandelt werden; bald wieder, als ob dieses nur nothwendig wäre, insofern von ihnen das Maaß ausgehen muß, welches die wahre Mitte zwischen den entgegengesezten Fehlern bestimmen muß, also bloß um der ethischen Tugenden willen. Beide Ansichten schieben sich in den Verbindungsformeln wunderlich durch einander, und auch die Behandlung ist so schielend, daß nicht recht klar wird, welche Ansicht die herrschende sei. Sollten die geistigen Tugenden den sittlichen gleich behandelt werden: so müßte freilich viel mehr geschehen sein als geschehen ist; aber doch ist von Erkenntniß Vernünftigkeit und Weisheit viel ausführlicher und selbständiger die Rede, als um jenes einzelnen Punktes willen nöthig gewesen wäre. Wenn man dagegen wieder betrachtet, daß hernach von der Mäßigung gehandelt wird, welche wie problematisch sie auch sei doch auf jeden Fall in das Gebiet der sittlichen Tugenden gehört: so wird man wieder geneigt alles, was in der Behandlung der geistigen

Tugenden über das Bedürfniß das Maaß zu bestimmen hinausgeht, nur für Abschweifung zu halten. In dieses Schwanken nun bringen die lezten Capitel des zehnten Buches, worin dargelegt wird, daß die aus dem beschaulichen Leben entstehende Glükkseligkeit die höchste und vollkommenste sei, keine größere Sicherheit.

Fragen wir uns nun, ob wir wol geneigt sein können dem Aristoteles eine so große logische Unvollkommenheit zuzuschreiben: so müssen wir dies billigerweise um desto bereitwilliger verneinen, je leichter man angeben kann, auf welchem ganz aristotelischen Wege alle Verwirrung hätte können vermieden werden. Ist einmal die Sittenlehre als eine ganz politische Wissenschaft gesezt: so ist die Glükkseligkeit des beschaulichen Lebens von derselben ausgeschlossen. Diese aber entsteht aus der vorzüglichen Thätigkeit der geistigen Tugenden. Die Glükkseligkeit des zweiten Grades, die des bürgerlichen und geschäftigen Lebens, bedarf gar nicht der freien Thätigkeit der geistigen Tugenden, aus welcher die Wissenschaft und alles was ihr anhängt hervorgeht, sondern nur desjenigen Eingreifens dieser Kräfte in das geschäftige Leben, wodurch jeder in den Stand gesezt wird, da wo er es selbst bestimmen muß die wahre Mitte zu finden. Gewöhnlich aber bedarf der einzelne gar nicht dieser Selbstbestimmung, sondern die Mitte ist ihm gegeben in der Sitte, in dem allgemeinen Urtheil, welches sich durch den Einfluß derer, die das beschauliche Leben führen, der weisen und der Dichter, allmählig gebildet hat. Aus dem Gebiet der geistigen Kräfte braucht also nichts berührt zu werden als nur die Fertigkeit nach Analogie mit der Sitte in Fällen, welche durch sie nicht hinreichend bestimmt sind, die rechte Mitte zu finden, und das ganze kann vollendet werden durch die Aufstellung einer Vollkommenheit, in welcher die freie Thätigkeit der geistigen Kräfte zur Erzeugung der Wissenschaft gar nicht enthalten sein darf. So ist die Sittenlehre ganz in den Grenzen einer politischen Disciplin geblieben, und hat nichts in sich aufgenommen was dieser fremd ist.

Nur würde es dann beſſer geweſen ſein, was ja auch dem gemeinen Sprachgebrauch, dem ſich Ariſtoteles gern recht nahe hält, angemeſſener iſt, jene geiſtigen Kräfte nicht Tugenden zu nennen, und eine Eintheilung der Tugenden in ſittliche und geiſtige ganz zu vermeiden, damit die Tugend ganz durch die Sittenlehre erſchöpft ſei.

Vergleichen wir nun hiemit die ſogenannte große Sittenlehre: ſo finden wir ſie in dieſer Beziehung ganz ſo eingerichtet, wie wir ſie nur wünſchen können. Diejenigen Eigenſchaften, welche in der nikomachiſchen Ethik ſittliche Tugenden genannt werden, heißen hier Tugenden ſchlechthin, und dieſer Name erſtrekkt ſich gar nicht weiter. Denn nachdem die Seele innerhalb des Gebiets des willkührlichen getheilt iſt in die Vernunft und das an ſich zwar unvernünftige, der Vernunft aber folgende: ſo ſagt er, in der Vernunft ſind Weisheit Einſicht Wiſſenſchaft u. ſ. w., in dem unvernünftigen aber die ſogenannten Tugenden. Von den Kräften und Eigenſchaften der Vernunft iſt nur die Rede in Bezug auf die Beſtimmung der Mitte; alles andere kommt nur vor, um dieſe Verrichtung von allen übrigen gehörig zu unterſcheiden, und wird ausdrükklich entſchuldigt; aber kein falſcher Schein findet ſich irgendwo, als ob von dieſen Gegenſtänden an und für ſich ſolle gehandelt werden, ſondern es ſchneidet ſich ganz deutlich ab, es ſolle nur davon die Rede ſein, wie durch die Bewegungen des Willens die Glükkſeligkeit, nämlich die des geſchäftigen Lebens, hervorzubringen ſei, und alles was zum beſchaulichen gehört bleibt ganz aus dem Spiel. Ja am Ende wird alles zuſammengefaßt in dem Begriff, der uns ſo ſchwer wiederzugeben iſt, dem der *καλοκἀγαθία*, in welchem die Vollkommenheit des einzelnen für das bürgerliche Leben im vollſten Sinne umfaßt, die Tüchtigkeit aber zum beſchaulichen Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt ganz ausgeſchloſſen iſt. Die Sittenlehre iſt alſo hier in derjenigen Beſchränktheit, welche ſie bei Ariſtoteles, da er ſie als politiſche Wiſſenſchaft betrachtet, nothwendig erhalten mußte, ohne Beimiſchung von etwas fremdem ganz rein

durchgeführt. Sehen wir also auf die Haltung des ganzen: so müssen uns die ἠθικὰ μεγάλα ächter erscheinen als die nikomachische, und auf dieser muß ein stärkerer Verdacht ruhen bleiben.

Die zweite große Verwirrung in der nikomachischen Ethik ist die, daß an zwei ganz verschiedenen Stellen von der Lust, und an zwei verschiedenen von der Glükkseligkeit gehandelt wird, von der leztern im ersten Buch und am Ende des zehnten, von der Lust im siebenten Buch und am Anfang des zehnten. So sind demnach zwei wichtige Gegenstände auf eine sonderbare Art zerstükkelt, und diese Zerstükkelung ist nicht etwa von der Art, daß das frühere nur Ankündigung ist und das lezte Ausführung, oder das frühere die eigentliche Ausführung und das lezte nur eine Zurükkweisung, auch nicht etwa so, daß der Gegenstand auf eine bestimmte Weise getheilt wäre. Sondern die frühere Stelle weiß theils nicht von der spätern, diese nicht von jener, theils, wo sich auch die spätere auf die frühere beruft, weiß man doch nicht, sofern in der spätern etwas beigebracht wird, was in der früheren fehlt, ob dieses nicht beinahe einem Widerspruch gleich kommt, wo nur irgend es in der früheren Stelle einen Ort gab, an welchem dasselbe hätte gesagt werden können. So steht es mit der zwiefachen Behandlung der Glükkseligkeit. In der früheren, welche die ausführlichste ist, findet sich zwar auch der sonderbare Saz, daß, wenn es mehrere Tugenden giebt, die Glükkseligkeit das Leben nach der besten sein müsse. Aber erst die zweite Stelle folgert hieraus, daß die Beschaulichkeit die höchste Glükkseligkeit sei. Hatte die erste dies schon in sich geschlossen: so mußte entweder die ganze Behandlung anders eingerichtet, oder es mußte bevorwortet sein, daß von der höchsten Glükkseligkeit nicht gehandelt würde, weil sie nur wenigen zugänglich sei. Sollte man aber nicht vielmehr aus der ersten Stelle schließen, daß, wenn die Tugend des vernünftigen Theils die beste sei, alsdann das bürgerliche Leben eigentlich gar keine Glükkseligkeit gewähren könne? Mit der zwiefachen Behandlung der Lust oder des Vergnügens hat es aber gar die Bewandniß, daß die lezte

von der ersten gar nichts weiß; sondern im zehnten Buch wird auf eine sehr flache Art freilich erst bevorwortet, daß von diesem Gegenstande überhaupt die Rede sei, völlig also, als ob er noch gar nicht berührt worden, da er doch schon im siebenten Buch auf eine gültige und bündigere Art eingeführt worden. Ja auch viele einzelne Säze oder vielmehr alle wesentlichen Behauptungen kommen wieder, aber ohne daß dem Schriftsteller auch nur eine Erinnerung daran käme, daß er sie schon vorgetragen. Dies freilich ist so arg, daß man es nicht ganz hat übersehen können, sondern so zu erklären gesucht hat, daß die im siebenten Buch vom Vergnügen handelnden Capitel aus der eudemischen Ethik herübergekommen wären. Allein dies heißt nur mit halbem Auge sehen; denn nimmt man einmal eine solche Wanderung an: so müßte viel mehr eingewandert sein als diese vier Capitel, von welcher Sache wir noch hernach Veranlassung nehmen werden zu reden. Auf jeden Fall bleibt es doch nicht nur mit der zerstükkelten Behandlung der Glükkseligkeit ganz dasselbe, sondern auch die Behandlung der Lust im zehnten Buche unmittelbar nach der ausführlichen und gründlichen Behandlung der geselligen Verbindungen, eingeleitet bloß durch solche Redensarten, die Lust sei einmal etwas unserm Geschlecht angeeignetes, es komme für die sittliche Tugend gar viel darauf an, daß man seine Freude daran habe, woran man sie haben solle und dergl., selbst ohne die früheren einzelnen Andeutungen, die schon im ersten Buch enthalten sind, bliebe dennoch eben so sehr des Aristoteles unwürdig. Sondern in dieser Hinsicht erscheinen sogar die beiden andern Werke vorzüglicher. In den ἠθικοῖς μεγάλοις giebt es nur Eine Behandlung des Begriffs der Glükkseligkeit gleich vorne in Verbindung, wie es sich ja gebührt, mit dem Begriff des guten, und weder Wiederholung hievon noch Zusaz hiezu hat der Verfasser nöthig gefunden am Ende noch beizubringen. So giebt es auch nur Eine Behandlung der Lust im zweiten Buch, nachdem die einzelnen Tugenden abgehandelt sind, nachdem auch schon von der Mäßigkeit und Unmäßigkeit, deren jene keine rechte Tu-

gend, dieſe keine rechte Untugend mehr iſt, geredet worden, an einer Stelle alſo, wo Zuſäze eingeſchoben werden, wie denn auch das nächſte vom Glükk ein ſolcher iſt, und vorher das über die Frage, ob man die Tugend ſchlecht gebrauchen könnte. Und auch eingeleitet wird der Gegenſtand beſſer, weil nämlich die Tugend ſich, wie bald anfänglich geſagt worden, auf Luſt und Unluſt beziehe. Auch die eudemiſche Ethik redet nur an Einer Stelle von der Luſt, ganz auf die Art freilich, wie die nikomachiſche im ſiebenten Buch, aber ſie wiederholt wenigſtens nicht, und auch die Glükkſeligkeit handelt ſie nur vorne im erſten und Anfang des zweiten Buches vollſtändig ab, ohne am Schluß noch einmal darauf zurükkzukommen. Vielmehr ſchließt ſie ganz rein, nur ohne irgend einen Epilog, mit der καλοκἀγαθία als der Zuſammenfaſſung aller Tugenden ab. So daß die beiden andern Werke hier einen entſchiedenen Vorzug haben vor demjenigen, an welches jeder am meiſten denkt, wenn von ariſtoteliſcher Sittenlehre die Rede iſt.

Allein indem ich die eudemiſche Ethik in dieſen Ruhm mit einſchließe: ſo kann ich nicht länger umhin, das beſondere Verhältniß, in welchem ſie zu den beiden andern ſteht, näher zu beleuchten, damit wir nicht ihr etwas beilegen, was ſich, wenn unſer Verdacht gegründet iſt, die ἠθικὰ μεγάλα allein aneignen dürfen. Nämlich wenn wir die eudemiſche Ethik genauer betrachten: ſo muß uns zuerſt der völlig unwiſſenſchaftliche Anfang mißfallen mit dem deliſchen Epigramm, die einleitenden Unterſuchungen entfernen ſich von den μεγάλοις ἠθικοῖς eben ſo ſehr als von der nikomachiſchen, und verſprechen etwas ganz eigenthümliches und abweichendes. Lieſet man aber weiter: ſo fällt die Vergleichung bald anders aus. Denn nach dem Eingang von 1, 7 an beginnt ein ſichtlicher Zuſammenhang mit den ἠθικοῖς μεγάλοις von deren Anfang an; die Unterſuchungen folgen genau in derſelben Ordnung, nur ein paarmal, indem der Verfaſſer ſich mehr ausbreitet, verliert er den Faden und muß loſe und ungeſchikkt anknüpfen. (Man ſehe II, 1: μετὰ δὲ ταῦτα

περὶ ψυχῆς θεωρητέον, und II, 6: λάβωμεν οὖν ἄλλην ἀρχὴν τῆς ἐπιούσης σκέψεως; V, 13: σκεπτέον οὖν πάλιν περὶ ἀρετῆς.) Indeſſen iſt keine Art von wörtlicher Uebereinſtimmung aufzufinden, vielmehr ſind in der Terminologie zwiſchen beiden Werken nicht unbedeutende Verſchiedenheiten, ja die ganze Behandlungsweiſe hat eine andere Phyſiognomie. (Das beſte Beiſpiel aber in kurzem, um zu ſehen, wie die Eudemien ſich in Abſicht des Ganges im einzelnen zu den ἠθικ. μεγ. verhalten, iſt der Abſchnitt von der προαίρεσις M. Mor. I, 18. Eudem. II, 10.) Das genaue Anſchließen aber an die magn. mor. muß am meiſten auffallen, wenn man die der eudemiſchen Ethik eigenthümliche Tabelle von Tugenden mit danebenſtehender zwiefacher Entgegenſezung betrachtet. Denn nicht nur folgt der Verfaſſer der Ordnung nicht, welche er dort ſelbſt aufſtellt, und ſchließt ſich an die magn. mor. Schritt vor Schritt an mit der unbedeutenden Ausnahme, daß er, was magn. mor. I, 29 – 33 ſteht, durch einander wirft; ſondern er läßt auch zwei nicht unbedeutende Glieder aus ſeiner Kette weg, καρτερία als Mitte zwiſchen τρυφερότης und κακοπάθεια, und φρόνησις als Mitte zwiſchen εὐήθεια und πανουργία, weil von dieſen und zwar ſehr mit Recht beſonders von der lezten in dieſem Zuſammenhang in den magn. mor. nicht die Rede iſt. Auf dieſe Weiſe begleitet unſer Verfaſſer jenes Werk bis zu dem Abſchnitt von der Gerechtigkeit, magn. mor. I, 34; Eudem. IV, 1. Hier beginnt zwar keine auffallendere Abweichung von den magn. mor., vielmehr wird bis gegen das Ende des ſechſten Buches die Ordnung der magn. mor. genau befolgt, allein die wunderbarſte Uebereinſtimmung mit der nikomachiſchen Ethik, indem das vierte Buch der eudemiſchen mit dem fünften der nikomachiſchen, das fünfte eudemiſche mit dem ſechſten nikomachiſchen, und das ſechſte eudemiſche mit dem ſiebenten nikomachiſchen buchſtäblich übereinſtimmt, ſo daß man in dieſen Büchern das eine Werk als einen codex des andern gebrauchen kann. Grade ſo weit nun als dieſe buchſtäbliche Uebereinſtimmung geht auch die mit der Ordnung der magn. mor.

im wesentlichen: denn auch diese handelt nach der Gerechtigkeit vom ὀρθὸς λόγος, der εὐβουλία, der ἀκρασία und der ἡδονή. Wo aber diese Uebereinstimmung aufhört, mit dem Anfang des siebenten Buches der Eudemien, da weichen diese auch von der Ordnung der ἠθ. μεγ. ab. Denn diese handelt nach der ἡδονή von der εὐτυχία, dann der καλοκἀγαθία, und fügt nur anhangsweise die φιλία bei in den lezten Capiteln. Die eudemische Ethik aber, wo die buchstäbliche Uebereinstimmung mit der nikomachischen Ethik aufhört, tritt ihr doch noch darin bei, daß sie am Anfang des lezten Buches ebenfalls die φιλία folgen läßt, jedoch so, daß sie sich im ganzen in der Ordnung der einzelnen Punkte mehr den ἠθ. μεγ. anschließt, und dann erst nachholt, was diese haben vorangehen lassen, nämlich die εὐτυχία und καλοκἀγαθία.

Hat man diese wunderlichen Verhältnisse ins Auge gefaßt: so ist die Sache erst recht räthselhaft geworden; eine Menge von Fragen drängt sich auf, und in dem Bestreben sie zu lösen wird man nach den entgegengesezten Seiten fortgerissen. Um jedoch aus dem eingeschlagenen Gange nicht ganz auszuweichen, so bemerke ich nur vorläufig, daß, alles übrige mag sich verhalten wie es wolle, man doch die eudemische Ethik nicht als eine freie Theilnehmerin an den Vorzügen ansehen kann, welche die magn. mor. über die nikomachische Ethik erheben, indem die Abhängigkeit der eudemischen Ethik von den magn. mor. nicht abgeläugnet werden kann. Denn selbst wenn die gemeinschaftlichen Bücher aus der nikomachischen Ethik abstammen: so stehn doch grade sie in der eudemischen gewiß wegen ihrer Aehnlichkeit mit den ἠθ. μεγ. Und wenn die eudemische, nachdem sie hier von der Lust gehandelt, und nachdem sie am Anfang die Glükkseligkeit abgehandelt, beides nicht wie die nikomachische Ethik am Ende noch einmal wiederholt: so ist dies offenbar lediglich das Verdienst der ἠθ. μεγ., von welchen jenes Werk sich nie losreißen konnte. Sehen wir also auf die Verworrenheiten in der nikomachischen Ethik: so müssen wir sagen, es sind zunächst nur die ἠθ. μεγ.,

welche verdienen in dieſer Hinſicht über jenes Werk geſtellt zu werden.

Dieſes vorläufig feſtgeſtellt drängt ſich uns nun die Frage auf, Wie verhalten ſich denn aber die andern beiden Werke eigentlich zu einander, und wie können ſie ſich eben wegen dieſes Verhältniſſes zum Ariſtoteles verhalten? Was das lezte betrifft, ſo glaube ich wird wol jedermann vorläufig eingeſtehen, daß nicht füglich beide Werke, welche drei gemeinſchaftliche Bücher haben, dem Ariſtoteles angehören können. Caſaubonus zwar, wiewol er nur von Nikom. VI. redet, nimmt keinen Anſtoß daran, daß dieſes Buch, ob er es von den andern beiden nicht gemerkt, weiß ich nicht, in beiden Werken daſſelbe ſei, und meint nur, die lezten Capitel von der Luſt ſeien mit Unrecht und nur durch die Abſchreiber aus den Eudemien in die Nikomachien gewandert; hier könne ſie Ariſtoteles nicht gewollt haben, weil er nicht dieſelbe Materie in demſelben Buch an zwei verſchiedenen Orten gleich behandle. Dies könnte noch damit vertheidigt werden, daß der Anfang von Nikom. VIII, 1 ſich leichter an das Ende von VII, 11 als an das Ende von VII, 15 anſchließt. Aber mit dem Frieden des großen Mannes ſei es geſagt, ſollte wol Ariſtoteles dieſelben Gegenſtände in zwei verſchiedenen Werken buchſtäblich auf dieſelbe Weiſe behandelt haben? Ich glaube wol ſchwerlich, wenigſtens müßte dann in den übrigen Büchern beider Werke ein weit beſtimmterer Gegenſaz ſein. Man müßte ſehen, um welches beſtimmten Zwekks willen oder wegen welcher beſtimmten Methode er die andern Gegenſtände alle anders behandeln mußte, dieſe aber ganz ungeändert laſſen konnte; aber ſo etwas wird zwiſchen der nikomachiſchen und eudemiſchen Ethik niemand auffinden, er mag zum Grunde legen welche von beiden er will. Aber ebenſo wenig findet der Gedanke ſtatt, daß beide Werke ſo konnten dem Ariſtoteles gehören, daß dieſe drei Bücher nur dem einen angehörten, in das andere aber erſt von ſpäterer Hand wären eingetragen worden. Denn keines von beiden kann ſich ohne dieſe Bücher behelfen, zumal die Gerechtigkeit mit darin ſtekkt. Man

müßte alſo annehmen, das eine Werk hätte eine andere Behandlung enthalten, und dieſe wäre gegen die aus dem andern umgetauſcht worden; allein hiezu läßt ſich kein Grund denken, der nicht auch weiter gewirkt haben müßte. Denn wäre z. B. dieſe Ueberarbeitung den Eudemien begegnet, warum ſollte nicht auch die ausführlichere Behandlung der Freundſchaft aus der nikomachiſchen Ethik in jene übertragen ſein? zumal in dieſem Abſchnitt auch die Eudemien ſich nicht ſo genau an die magn. mor. halten, als anderwärts. Wäre ſie der nikomachiſchen begegnet, warum ſollte nicht der Anfang etwas früher gemacht und der *νεμεσητικός* mit aufgenommen ſein und hernach die *καλοκἀγαθία* nachgeholt? Iſt alſo beides ſchwer zu denken: ſo muß man ſchon wegen dieſer Uebertragung dem Verdachte Raum geben, daß wenigſtens eines von dieſen beiden Werken ſpätern Urſprungs iſt, und daß in das ſpätere einige Bücher aus dem alten ſind hineingetragen worden.

Und nun kommen wir auf die ſchwere Frage, Welchem von unſern beiden Werken ſind dieſe Bücher angehörig, und welchem ſind ſie aufgedrungen? Die allgemeine Betrachtung will nichts entſcheiden; weder in der nikomachiſchen Ethik noch in der eudemiſchen bemerke ich wenigſtens eine bedeutende Verſchiedenheit des Styls, wo dieſe Bücher anfangen, und wo ſie aufhören. Will man hingegen auf einzelnes ſehen: ſo wird man auf entgegengeſezte Seiten gezogen und gewinnt nichts. Denn die eudemiſche Ethik beruft ſich da, wo das freiwillige abgehandelt wird, darauf, daß dies noch einmal vorkommen werde in dem Artikel von der Gerechtigkeit; ebenſo beruft ſie ſich II, 5 darauf, daß in der Folge vom *ὀρθὸς λόγος* und von der Art die Mitte zu beſtimmen werde die Rede ſein: und ſo ſollte man ſchließen, dieſes erſte gemeinſchaftliche Buch ſei in der eudemiſchen Ethik zu Hauſe. Dagegen beruft ſich auch ihrerſeits die nikomachiſche Ethik in dem Artikel von der Schaam IV, 15 auf die künftige Behandlung der Mäßigkeit: und ſo ſollte man glauben, das lezte der gemeinſchaftlichen Bücher ſei in der nikomachiſchen zu

Hauſe. Beides aber iſt offenbar nicht füglich zu vereinigen. Genauer betrachtet würde aber auch jedes eben nichts weiter beweiſen, als daß keines von dieſen Werken beſtimmt geweſen jene Gegenſtände nicht aufzunehmen; aber das iſt ſchon für ſich klar. Denn wer kann eine Ethik ſchreiben, ohne von ihnen zu reden? Wogegen die Berufung auf das folgende in beiden nur etwas zufälliges iſt. Dieſe Berufung könnte in den Eudemien fehlen, und ſie könnten doch das ächte ariſtoteliſche Werk ſein, dem dieſe Bücher angehören; wir könnten ſie in der nikomachiſchen Ethik finden, und dieſe könnte doch das unvollendete Werk eines anderen ſein, dem man hernach dieſe ariſtoteliſchen Bücher einverleibt hätte. Auch mit andern Entſcheidungsgründen geht es nicht beſſer. Man könnte z. B. ſagen, dieſe Bücher wären der nikomachiſchen Ethik deshalb fremd, weil dieſe ſich ſonſt nirgend ſo an die magn. mor. anſchließt, weder vor- noch nachher, und ſie gehörten der eudemiſchen eben deshalb an, weil dieſe daſſelbe Verfahren mit Abrechnung des Eingangs auch in den frühern Büchern beobachtet. Dagegen aber ſteht auf der andern Seite dieſes, daß, wenn unſere Bücher urſprünglich der eudemiſchen Ethik angehören, man nicht recht ſieht, warum nicht auch weiterhin wie bisher der Gang der magn. mor. befolgt iſt. Dieſes Räthſel aber löſet ſich ſehr natürlich, wenn man annimmt, der Verfaſſer habe jene drei Bücher aus der vor ihm liegenden nikomachiſchen Ethik entlehnt. Denn dort findet er an dem Schluſſe des ſiebenten Buches die Anknüpfung, daß nun ſolle von der Freundſchaft gehandelt werden, er ſei alſo dieſer Anknüpfung gefolgt, wiewol nicht der ausführlichen Behandlung in der nikomachiſchen Ethik. Und ſo ſcheint die Wage wieder völlig gleich zu ſtehen. Hier indeß läßt ſich noch ein Ausweg finden. Man kann ſagen, die magn. mor., wie ſie jezt mit einzelnen Fragen über die Freundſchaft ſchlöſſen, hätten gar keinen Schluß, und ſo haben die Eudemien nicht enden wollen; in den magn. mor. ſei doch der Begriff der καλοκἀγαθία der eigentliche Schlußſtein. Von der Freundſchaft und den glükklichen Umſtänden ſei nur die Rede zur Zugabe, weil

nämlich dieſe nicht von uns abhangen. Bei der Abfaſſung der Eudemien nun habe Ariſtoteles, oder wer ſonſt ihr Verfaſſer ſei, bemerkt, wie es doch in den magn. mor. den Effect ſchwäche, daß die καλοκἀγαθια nicht das lezte ſei, und er habe alſo bei dieſem ſpätern Werk am Ende die Ordnung geändert, und ohnerachtet auf die ἡδονή in den magn. mor. gleich die εὐτυχία folge, habe er doch die Freundſchaft vorangenommen, weil in der That von dieſer gar vieles für die εὐτυχία ſelbſt abhange. Merkt man auf den Abſchnitt VII. 13, wo die Freundſchaft endet, und die εὐτυχία angeht: ſo iſt dieſer wieder ſo voll Fehler, daß man nicht ſechs Zeilen hinter einander verſtehen kann, und daß es der Kritik unmöglich ſein wird ohne neue Handſchriften einen lesbaren Text herzuſtellen. Indeſſen ſoviel ſieht man doch durch dieſes Chaos durch, daß mit derjenigen Frage über die Freundſchaft, welche auch in den magn. mor. die lezte iſt, nämlich wie man ſeine Freunde gebrauchen müſſe, diejenige Unterſuchung verbunden iſt, welche auch in den magn. mor. vor der εὐτυχία hergeht, nämlich ob auch die Tugend könne gemißbraucht werden und den Menſchen ſchlechter machen, ſo daß ein etwas ſchroffes abſichtliches Einlenken in die wahrſcheinlich alſo auch abſichtlich verlaſſene Ordnung der magn. mor. nicht zu verkennen iſt. Hieraus entſteht alſo wol ein gewiſſes Uebergewicht von Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die doppelten Bücher den Eudemien urſprünglich angehören, und daß dieſe alſo, unausgemacht ob als ein ariſtoteliſches, von dieſer Seite wenigſtens als ein urſprüngliches nicht zuſammengeflikktes Werk können angeſehen werden. Dies beſtätigt ſich allerdings auch noch, wenn wir die Zwekkmäßigkeit jener drei Bücher für die eudemiſche Ethik mit der für die nikomachiſche vergleichen. In der nikomachiſchen, wie geſagt, verurſacht von dieſen drei Büchern das lezte eine Verwirrung. Denn wäre es nicht ſo wie es iſt: ſo wäre von der Luſt nicht doppelt die Rede. Es bleibt zwar die übrig, daß auch von der Glükſeligkeit zwiefach die Rede iſt; allein auf dieſe ſpätere Behandlung verweiſt der Verfaſſer ſchon I, 3, und ſie iſt nichts an-

ders als ein Rükkkehren zum Anfang. In dem Plan der eudemischen Ethik entsteht nicht nur gar keine Art von Verwirrung aus diesen drei Büchern, wogegen in den zwei Behandlungen der Lust weder vor- noch rükkwärts eine Beziehung statt findet: sondern wir finden eine Uebereinstimmung derselben mit dem eigenthümlichen Charakter des ganzen Werkes. Die eudemische Ethik nämlich zeichnet sich von vorn herein dadurch vor den andern beiden aus, daß sie gar keine Beziehung auf die Politik nimmt; sie hat es vielmehr mit der Glükkseligkeit an und für sich zu thun in Beziehung auf den einzelnen Menschen. Deshalb bedurfte sie eines andern Anfangs, und hebt gleich die drei Lebensweisen heraus, denen der Mensch folgen kann, wovon die magn. mor. nichts wissen. Daher stehn ihr auch Verstand und Wille gleich, und sie darf die Fertigkeiten des Verstandes völlig gleich behandeln mit denen des Willens. Darum konnte sie sich nicht begnügen mit der Art, wie in den magn. mor. von jenen die Rede ist, nur um das Maaß für die sittlichen Tugenden zu finden; sondern sie muß sie für sich behandeln. Und das thut sie im fünften Buch, wo ihre Differenz von den magn. mor. am stärksten heraustritt, mit einer größern Ausführlichkeit und ohne zu entschuldigen, wie dies in eine politische Pragmatie hineinkommt, vielmehr als habe sie eine neue Reihe von Tugenden vor sich, welche ebenso zu ihrem Zwekk gehören, wie die andern. Man sollte sie also nur weniger eine Ethik nennen im aristotelischen Sinne, wofür sie sich auch nirgend ausgiebt, sondern ein Buch über die Glükkseligkeit, so stimmt dies alles vollkommen zusammen. Nur freilich als ein aristotelisches Werk möchte ich sie demohnerachtet nicht ansehen; sondern wäre sie vom Aristoteles, so müßten beide Behandlungsweisen weit bestimmter getrennt sein. Schrieb Aristoteles ein Werk, worin er die Betrachtung des sittlichen völlig von dem politischen losreißen wollte: so würde er gewiß nicht mit solcher Genauigkeit der Ordnung eines andern Werkes gefolgt sein, in welchem die politische Beziehung bestimmt ausgesprochen ist. Er würde manches mehr politische

weggelaſſen, beſonders die ganze Gerechtigkeit anders haben behandeln müſſen. Denn wenn man das politiſche d. h. den Antheil an der Geſezgebung wegnimmt: ſo bleibt nichts übrig als der Gehorſam gegen das geſchriebene und ungeſchriebene Geſez und die Billigkeit. Dagegen hätte er müſſen das gerechte hervorziehen, welches er in den magn. mor. zurükkſtellt in dem allgemeinen Sinn, wie jeder auch für ſich allein gerecht ſein kann, das rechte Maaß der Thätigkeit in Bezug auf die Aufgabe des Menſchen überhaupt. Auf dieſes platoniſchere hätte er müſſen zurükkkommen; wo nicht, ſo mußte die Gerechtigkeit ganz ins enge zuſammenſchrumpfen, und die Billigkeit hätte müſſen deſto weiter ausgedehnt werden. Dies iſt aber nicht geſchehen, ſondern die Gerechtigkeit ganz auf dieſelbe Weiſe wie in den magn. mor., nur ausführlicher, behandelt worden. Am merkwürdigſten aber iſt, wenn man etwas weiter geht, dieſes, daß nachdem die eudemiſche Ethik gleich anfangs jene Eintheilung der Tugenden gemacht in ſittliche Tugenden und geiſtige Tugenden, ſie nun nicht gleich, nachdem ſie mit den ſittlichen zu Ende iſt, die Behandlung der geiſtigen anfängt und an die Worte IV, Ende *περὶ μὲν οὖν δικαιοσύνης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ἠθικῶν ἀρετῶν διωρίσθω τὸν τρόπον τοῦτον* anknüpft *περὶ δὲ τῶν λοιπῶν τῶν διανοητικῶν λεκτέον*, ſondern auch erſt mit den magn. mor. ſagt, es ſei nun aber nicht genug zu ſagen, die Mitte müſſe dem *ὀρθὸς λόγος* gemäß genommen werden, ſondern dies müſſe man genauer beſtimmen, und dann ſehr verworren hinzufügt, Da wir aber die Tugenden ſo eingetheilt haben, müſſen wir auch von den übrigen reden, nachdem wir erſt von der Seele geredet. In dieſer ganzen Stelle V, 1 iſt eine des Ariſtoteles vollkommen unwürdige Verwirrung, die nothwendig jeder fühlen muß. Die Beſtimmung der Mitte durch den *ὀρθὸς λόγος* konnte hier entweder völlig bei Seite geſezt, ſodann gradezu die Geiſtestugenden abgehandelt und hernach geſagt werden, in ihm nun lägen die Beſtimmungen der Mitte, denen das Gemüth folgen müſſe. Oder es konnte geſagt werden, Da nun aber die Mitte unbe-

ſtimmt iſt: ſo ſind auch die Gemüthstugenden für ſich nicht hinreichend, ſondern es müſſen die andern hinzukommen, in denen die Beſtimmung liegt. Dann war der Uebergang geſund. Jezt wird zwar die Nothwendigkeit eines ὀρθὸς λόγος ausgeführt, aber weder hier geſagt, daß derſelbe aus den Tugenden des Geiſtes entſtehen müſſe, noch am Ende der Buches eigentlich auf die vorher aufgeworfene Schwierigkeit mit Bezug auf jene Stellen zurükkgegangen. Dieſe Verwirrung nun erklärt ſich allein durch das Kleben des Verfaſſers an den magn. mor., aus welchem nur ſehr zur Unzeit die Erinnerung an ſeine vorher aufgeſtellte Eintheilung ihn herausreißt. Denn die magn. mor. befanden ſich in einem ganz andern Falle; ſie hatten dieſe Eintheilung nicht gemacht und konnten auch unmittelbar auf ihrem politiſchen Standpunkt die φρόνησις und σοφία nicht als Tugenden ſezen. Nachdem nun die Tugenden als Mitte beſchrieben waren: ſo entſtand die Frage, woher doch, da jedes πάθος an ſich ein unendliches iſt, die Mitte zu finden, und nun alſo die Nothwendigkeit zu dem vernünftigen Theil der Seele zurükkzugehen, um in dieſem den ὀρθὸς λόγος aufzufinden, und dann erſt war der Begriff der Tugend als zuſammengeſezt aus der ὁρμή und dem λόγος vollendet. Welches der Verfaſſer der Eudemien ſo wenig verſtanden, und den Zuſammenhang ſo wenig eingeſehen hat, ohnerachtet er cap. 2 geſagt, ſowol der λόγος müſſe alſo ἀληθής ſein, als auch die ὄρεξις eine ὀρθή, daß wo er an dieſe Stelle kommt er, wie auch ſonſt wenn er wo den Faden verloren, eine ἄλλη ἀρχή bei der Hand hat, und V, 13 ſagt σκεπτέον δὴ καὶ πάλιν περὶ ἀρετῆς, wo man den ganzen Gedankengang gar nicht verſtehen kann, wenn man nicht die magn. mor. bei der Hand hat. Solcher Verwirrungen in einer ganz klaren Sache wäre Ariſtoteles nicht fähig geweſen, ja unmöglich kann überhaupt einer ſich ſelbſt ſo wenig verſtehen, ſo daß ſchon um deswillen die magn. mor. und die Eudemien nicht einem und demſelben Verfaſſer können zugeſchrieben werden. Sehr leicht aber erklärt ſich die Entſtehung eines ſolchen Buches,

wie die Eudemien, in einer etwas spätern Zeit, wo die politische Richtung des Philosophirens ganz aufhörte, und also auch die Sittenlehre selbständiger mußte hingestellt werden. In diesem neuen Sinn hat einer gearbeitet, aber ein ziemlich unfähiger, der es möglich hielt, ohnerachtet des veränderten Standpunktes das Schema eines frühern Werkes beizubehalten; und mehr oder weniger diesem folgend mußte er an gewissen kritischen Stellen besonders in Zwiespalt und Verwirrung gerathen. Wiewol auch dieser Standpunkt nicht festgehalten ist; denn wo die Lust und wo die Freundschaft abgehandelt werden sollen, wird doch wieder auf den bürgerlichen Einfluß beider Rükksicht genommen. Allein die Verschiedenheit beider Verfasser offenbart sich auch sonst in Differenzen, welche mit jenem veränderten Standpunkt gar nicht zusammenhangen, und welche man nur als Spuren einer verschiedenen Schule ansehen kann. Dahin gehören gleich von vorn herein die Erklärungen und Eintheilungen, welche von den in den magn. mor. mannigfaltig abweichen. Diese nämlich theilen die Güter in geistige leibliche und äußere, die Eudemien nur in geistige und äußere. Was in der Seele wahrgenommen werden kann, fassen die magn. mor. gleichsam von unten aufsteigend zusammen in *πάθη*, *δυνάμεις* und *ἕξεις*, die Eudemien hingegen stellen ganz anders zusammen *ἕξεις καὶ δυνάμεις* und *ἐνέργειαι καὶ κινήσεις*, wo *κινήσεις* allerdings von *ἐνέργειαι* unterschieden die *πάθη* sind, offenbar aber *ἐνέργειαι* sich zu *ἕξεις* verhalten sollen, wie *κινήσεις* zu *δυνάμεις*, welches eine ganz andere Betrachtungsweise zum Grunde legt. Dann fehlt, wo die Tugend genetisch behandelt wird, der Begriff der *ὁρμή* ganz, der überall in den magn. mor. zum Grunde liegt. Ferner theilen die Eudemien das *πολιτικὸν δίκαιον* in ein *νομικόν* und *φυσικόν*, wogegen die magn. mor. sagen, es sei nur *νόμῳ* und gar nicht *φύσει*. So ist auch in den Eudemien das *εἰς ἕτερον* und *καθ' αὑτόν* gerecht sein zu dem Unterschiede der allgemeinen Gerechtigkeit und der besondern ganz anders gestellt als in den magn. mor. Weiter hinten, nachdem schon der vernünftige

Theil der Seele in Uebereinſtimmung mit den magn. mor. eingetheilt war in das ἐπιστημονικόν und βουλευτικόν, ſind die V, 2 eingeſchobenen Gedanken über das Verhältniß von αἴσθησις, νοῦς, ὄρεξις, und die Eintheilung in eine θεωρητικὴ διάνοια und eine πρακτικὴ διάνοια etwas ganz fremdartiges, das zwar weiter ausgeführt zur Sache dienen und ſie erläutern konnte, aber aus einem ganz andern Geſichtspunkt genommen iſt und in dieſen Zuſammenhang gar nicht gehört. Daher ſich auch das folgende wieder mit den magn. mor. übereinſtimmende nur ſehr loſe anknüpft. Hernach wird σύνεσις von φρόνησις in den magn. mor. vorzüglich durch die Größe des Gegenſtandes unterſchieden, in den Eudemien hingegen iſt ausdrükklich die φρόνησις eine ἕξις ἐπιταχτική, die σύνεσις aber nur eine ἕξις χριτική, welches, weil es auf den Begriff φρόνησις Einfluß hat, kein unbedeutender Unterſchied iſt. Wobei noch zu bemerken iſt, daß in den erſten Capiteln der Eudemien der Ausdrukk φρόνησις ganz anders und rein theoretiſch gebraucht wird, indem ſie dort den βίος φιλόσοφος, der ſich von dem πολιτικός ſcheidet, conſtituirt und durch θεωρία περὶ τὴν αλήθειαν erklärt wird. Eud. V, 12 wird gar von ihr geſagt, daß ſie nur τὰ πρὸς τὸν σχοπὸν ὀρθὰ ποιεῖ, und dann doch daſſelbe auf die δεινότης übergetragen. Auch in der Behandlung der Luſt geht der Verfaſſer der Eudemien ſo weit zu ſagen, es könne wol eine Luſt das beſte ſein, wozu in den magn. mor., ſo ſehr ſie auch der Luſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, doch keine Hinneigung zu finden iſt. Es ließe ſich dergleichen mehr im einzelnen nachweiſen, was aber zu genaueren Erörterungen führen würde, die nur in einem vergleichenden Commentar ihren Ort finden können. Sind nun die Eudemien höchſt wahrſcheinlich von einem andern Verfaſſer als die magn. mor.: ſo ſind ſie auf keinen Fall vom Ariſtoteles, nicht wenn er die magn. mor. geſchrieben hat, nicht wenn er ſie nicht geſchrieben hat. Denn es giebt keinen andern, dem Ariſtoteles ſo könnte gefolgt ſein, wie die Eudemien den magn. mor. folgen.

Auch kommt abgeſehn von der Compoſition gar manches einzelne vor, was man ſchwerlich für recht ariſtoteliſch halten kann. So z. B. I, 8 die Zuſammenſtellung von *πολιτική*, *οἰκονομική* und *φρόνησις*, als ſeien ſie die drei höchſten *ἕξεις*. Man ſieht wol, daß ſich dies auf die drei Lebensweiſen beziehen ſoll, *φρόνησις* nach dem hier noch herrſchenden Sprachgebrauch auf die beſchauliche und *οἰκονομική* auf die genießende. Allein Ariſtoteles kann ſich ſo ſchwerlich ausgedrükkt haben. So wird mit einer Affectation, die in keiner ariſtoteliſchen Anſicht gegründet iſt, III, 2 geſagt, die *σωφροσύνη* beziehe ſich *δόξῃ* zwar auf *γευστά* und *ἁπτά*, aber *ἀληθείᾳ* nur auf die *ἁπτά*. Auch das erſcheint mir nicht ariſtoteliſch, daß der *φαῦλος* ſich zum *ἐπιεικής* verhalten ſoll wie ein Kind zum erwachſenen. Eben ſo wenig konnte ſich auch Ariſtoteles des Ausdrukks *φύσει σπουδαῖος* bedient haben, wenn gleich auch in den magn. mor. die *ὁρμή* zum guten *φυσικὴ ἀρετή* heißt. Dann kommt auch ein Ethymologiſiren vor, welches mir nicht ariſtoteliſch ſcheint, wie *σωφροσύνη* von *σώζειν φρόνησιν*, *δίκαιος* von *δίχα*, *μακάριος* von *χαίρειν*. Andere Manieren, wie Anſpielungen auf Anekdoten, welche nicht angeführt werden, die Anführungen von Verſen mit den bloßen Anfangsworten kommen in erwieſen ariſtoteliſchen Schriften nicht vor, und ſcheinen einen ſpätern Charakter zu verrathen. Auch glaube ich kaum, daß Ariſtoteles eine Erklärung, die offenbar nur aus den ſokratiſchen Schulen ſein kann, VII, 14 *εὐτυχεῖς καλοῦνται* u. ſ. w., durch den Ausdrukk bezeichnen würde *οἱ πάλαι ἔλεγον*, oder daß er vom Sokrates geſagt haben könnte, *Σωκράτης ὁ πρεσβύτης* oder *ὁ γέρων*, welches beides in den Eudemien I, 5 und VII, 1 vorkommt.

Gegen alle dieſe Verdachtszeichen, die ein Commentar, der ſich auf das dialektiſche einlaſſen könnte, noch ſehr vermehren müßte, könnte man nun argumentiren aus den Anführungen ariſtoteliſcher Schriften, die auch in den Eudemien vorkommen, und ich darf freilich dieſen nicht vorbeigehen, ſondern hätte nothwendig einzelne anzuführen. I, 6 *δῆλον δὲ ἐκ τῶν ἀναλυτι-*

κῶν nämlich ἔστι δὲ διὰ ψεύδους ἀληθὲς δεῖξαι. Offenbar konnte ſo auch ein anderer die ariſtoteliſche Schrift anführen. I, 8 ἐπέσκεπται δὲ πολλοῖς τρόποις καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις καὶ ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν. Die Rede iſt von den Ideen. Der Ausdrukk εἶναι ἰδέας λέγεται λογικῶς καὶ κενῶς iſt ſehr dunkel. Auf jeden Fall aber konnte nicht nur ein anderer auch ſo anführen, ſondern es fragt ſich überhaupt, ob hier Schriften eines einzigen gemeint ſind, und nicht vielmehr allgemeiner ſowol in populären als in wiſſenſchaftlichen Schriften ſei dies ſchon häufig abgehandelt. Mir wird das leztere durch den Ausdrukk πολλοῖς τρόποις wahrſcheinlicher. Caſaubonus am Rande in metaphysicorum multis locis. Allein ſchwerlich könnte man doch die Eudemien für ſpäter geſchrieben halten als die Metaphyſik, da, weder in ihnen noch den andern Ethiken, ſogar die Bücher de anima nicht angeführt werden, ohnerachtet der häufigen Gelegenheit dazu. II, 1 καθάπερ διαιρούμεθα καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις. Die Rede iſt von der Eintheilung der Güter in ἐκτός und ἐν ψυχῇ. Auch dieſes kann ich für keine beſtimmte Anführung halten, da der Ausdrukk ἐξωτερικοὶ λόγοι doch offenbar nur eine Claſſe bezeichnete, und offenbar auch ſpätere Peripatetiker in beiden Claſſen gearbeitet haben. V, 3 ὥσπερ καὶ ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς ἐλέγομεν, und noch einmal καὶ ὅσα ἄλλα προσδιοριζόμεθα ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς. Die Rede iſt davon, daß alle διδασκαλία ἐκ προγιγνωσκομένων komme, und von der Erklärung der ἐπιστήμη. Hier ſchreibt der Verfaſſer freilich ſich die ἀναλυτικά zu. Allein da dieſes die einzige beſtimmte Anführung iſt: ſo entſteht doch eher die Aufgabe, wie ſie wol unter der Vorausſezung, daß die Eudemien unächt ſind, erklärt werden müſſe, als daß ſie ſelbſt alle andern Zeichen überwiegen und vernichten ſollte. Denn außer dieſen kommt nur noch vor V, 4 πιστεύομεν δὲ περὶ αὐτῶν καὶ τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις, wo offenbar der Verfaſſer dieſe ἐξωτερικοὶ λόγοι von ſich abſchiebt und alſo die vorigen aufhebt; und endlich eine Stelle IV, 2, ob es einen Unterſchied gebe zwiſchen ἀνὴρ ἀγα-

θός und πολίτης, das sei ὕστερον σκεπτέον, welche Casaubonus auf Polit. III, 4 bezieht. Aber offenbar könnte der Verfasser nur so verwiesen haben, wenn er die Politik für eine Fortsezung der Ethik hielt, was er offenbar nicht thut, denn nur von demselben Werk kann ὕστερον gesagt werden. Vielmehr könnte man gegentheils glauben, die Art wie VII, 9 die reinen Verfassungen und die παρεκβάσεις derselben anführt seze die Stelle Polit. III, 6 voraus, wo er diese Begriffe und Ausdrükke erst begründet und erklärt. Jene Worte aber gehen vermuthlich auf das VII, 15 sehr verworren gesagte, daß man ein ἀνὴρ ἀγαθός sein könne ohne ein καλοκἀγαθός zu sein.

Um nun dieses zu erklären, λάβωμεν πάλιν ἄλλην ἀρχὴν τῆς παρούσης σκέψεως, möchte ich mit dem Verfasser sagen, nämlich es gebe genauer betrachtet auch Anzeigen, daß die Eudemien auch nicht ursprünglich eines sind, sondern ein zusammengesezetes Werk. Zuerst fiel mir dieses auf III, 1, wo die Tapferkeit behandelt wird. Da wird bei den Worten περὶ δὲ τῶν φοβερῶν ein neuer Ansaz genommen, um diesen Begriff zu erklären; aber in diesem Stükke, welches sich von dem vorigen auch dadurch unterscheidet, daß es allein poetische Anführung enthält, wird das meiste von dem vorher über die fünf falschen Arten der Tapferkeit gesagten wiederholt ohne alle Berufung auf das vorige, als ob es noch gar nicht da gewesen wäre, so daß man sich hier kaum einen ursprünglichen Zusammenhang denken kann, sondern annehmen muß, das lezte sei anderwärtsher. Eben so V, 1, nachdem die drei Begriffe αἴσθησις, νοῦς und ὄρεξις als κύρια aufgeführt sind, findet sich eine Behandlung des Begriffes προαίρεσις, welche im wesentlichen ganz — *)

*) Das Uebrige fehlt. I.

3.

Ueber eine Gloſſe des Timäus. *)

Rep. II. Bekk. p. 72, 3 sqq.

Οὐκοῦν ἐπειδὴ τὸ δοκεῖν, ὡς δηλοῦσί μοι οἱ σοφοί, καὶ τὰν ἀλάθειαν βιᾶται καὶ κύριον εὐδαιμονίας, ἐπὶ τοῦτο δὴ τρεπτέον ὅλως· πρόθυρα μὲν καὶ σχῆμα κύκλῳ περὶ ἐμαυτὸν σκιαγραφίαν ἀρετῆς περιγραπτέον, τὴν δὲ τοῦ σοφωτάτου Ἀρχιλόχου ἀλώπεκα ἑλκτέον ἐξόπισθεν κερδαλέαν καὶ ποικίλην.

In Timaeus Lex. plat. findet ſich eine Gloſſe *τὴν ἀλωπεκῆν· τὴν πανουργίαν.* Mit vollem Recht gewiß bezieht Ruhnk. ſie auf die obige Stelle. Keine bis jezt bekannte Handſchrift aber lieſt *ἀλωπεκῆν*, ſondern ohne Ausnahme *ἀλώπεκα.* Deswegen nun ſagt der gelehrte Mann ſolle man nicht leichtſinnig ändern, wiewol Timäus Schreibart richtiger zu ſein ſcheinen könnte; denn der Sinn bleibe derſelbe; *ἀλώπηξ* könne geſagt werden pro pelle vulpina, wie in vielen andern ähnlichen Fällen vorkomme. Herr Aſt nimmt das ſogleich auf, und ſchreibt *ἀλώπεκα* i. q. *ἀλωπεκῆν* int. *δοράν.* Die beiden deutſchen Ueberſezer Wolff und

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 8. Auguſt 1826. J.

Fähse wissen von dieser Weisheit noch nichts sondern übersezen ganz ehrlich den schlauen und gewandten Fuchs des Archilochos; und anders würde mir es auch nicht eingefallen sein, weil mir keine Fabel des Archilochos vom Fuchspelz bekannt ist, noch auch wie man eigentlich den Fuchspelz kann *κερδαλέα καὶ ποικίλη* nennen. Viele andere Gedanken kamen mir noch gegen diese Erklärung; aber ich wurde doch stuzig, und nahm mir vor die Ruhnkenische Behauptung so weit ich konnte zu untersuchen, in welcher Allgemeinheit sie wol haltbar sei, und ob eine Anwendung derselben auf unsere Stelle demgemäß wahrscheinlich oder auch nur möglich sei.

Ruhnken beruft sich zunächst auf Toup, der an zwei Stellen hierüber handelt. In der ersten *) emendirt er eine Emendation von Valkenaer, welcher *πάρδαλιν εἰλῆφθαι* verbessert hatte in *παρδαλῆν ἐνῆφθαι*, indem er nämlich meint, das *πάρδαλιν* könne füglich stehn bleiben, denn man könne eben so gut sagen *πάρδαλιν ἐνῆφθαι* für *παρδαλῆν*, wie *λέοντα περιβεβλῆσθαι* für *λεοντῆν*. Auch führt er eine Stelle aus dem Phurnutus an *νεβρίδα δὲ ἣ πάρδαλιν αὐτὸν ἐνῆφθαι*, wo das *νεβρίδα* auch für die Aechtheit des *πάρδαλιν* Bürgschaft leistet. Hiegegen nun ist nichts einzuwenden. Wer wollte auch nicht in unserer Sprache sagen, Ich will doch meinen Fuchs umthun. Aber sie sagt auch nicht, daß schlechthin *ἀλώπηξ* könne für *ἀλωπεκῆ* stehen, sondern nur in Verbindung mit einem Zeitwort wie *ἐνῆφθαι* und *περιβεβλῆσθαι*. Doch freilich, auch wenn ich einen frage, Was ist doch dies für ein Muff? und er antwortet mir, Es ist ein Fuchs, werde ich mich gar nicht wundern, daß er sich den Pelz oder das Fell erspart; aber doch nur weil mein Verständniß schon durch Muff gebunden ist, und darin schon der Begriff Pelz liegt. Darum kam es mir fast lächerlich vor, daß Toup in der andern früheren Stelle **) bei einer An-

*) Animadv. in Scholia Theocritea. Heindorf. II. p. 486.

**) Ep. crit. p. m. 97.

führung aus Lucian *) ausruft, Notandum vero illud τὸν λέοντα αὐτοῦ περιβεβλημένην, als wäre das etwa ein beſonderer Hellenismus, was man ja auch bei uns täglich auf der Straße hört, und was bei Lucian nur eine in dieſer Schreibart zuläſſige nicht nur ſondern auch anmuthige Uebertragung einer in der Sprache des gemeinen Lebens üblichen Nachläſſigkeit iſt. Hier aber ſpricht Toup weit entſchiedener und allgemeiner, λέων ſtände für pellis leonina, wie βοῦς für tergum bovinum, und ἔλεφας für dens elephantis. Das alles iſt aber nur in einem eben ſolchen unbeſtrittenen Zuſammenhange geltend, und dann wird βοῦς eben ſo gut von einer Rindskeule ſtehen können als vom Rükken, und auch ἀλώπηξ würde eben ſo gut vom Fuchsſchwanz ſtehen können als unter andern Umſtänden vom ganzen Pelz. Möchten doch ſolche Obſervationen auch großer Philologen nicht ſo oft ſchief ſein und zu weit auf der einen zugleich aber zu eng auf der andern Seite, wodurch dann geringere Lichter verführt nur gar zu leicht ganz zu Irrlichtern werden! — Aber nicht wenig verwundert war ich zu ſehen, daß Toup unmittelbar darauf fortfährt, eben ſo ſtehe auch ταῦρος für gluten taurinum. Denn dies hat gewiß nie jemand geſagt. In einem Fragment des Eurip. aber kommt vor ταυρόδετος κυπάρισσος. Dies nun erklärt Toup wahrſcheinlich ganz richtig durch lignum cypressinum taurino glutine compactum, glaubt aber jenes ταῦρος für gluten als Mittelglied hiezu annehmen zu müſſen. Wie iſt es nur möglich, daß man eine ſo kühne dichteriſche Wortbildung kann in Eine Reihe ſtellen wollen mit jenen aus dem gemeinen Leben genommenen Sprachweiſen? Wie kann ein Sprachkenner glauben, daß im gemeinen Leben, wie man Rind ſtatt Rindfleiſch ſagt, man eben ſo viel Veranlaſſung habe Kälberfüße — und dann auch gar Kalb zu ſagen ſtatt Tiſchlerleim! Oder auf der andern Seite der Dichter könne nur ταυρόδετος wagen, wenn man auch vorher ſchon ταῦρος immer in dieſem Sinne geſagt

*) de conscrib. hist.

hat! Ich möchte vielmehr kühn behaupten, ein Dichter könne ἐλεφαντόδετοι δόμοι gesagt haben, wenn es auch noch gar nicht üblich gewesen wäre ἔλεφας schlechthin für Elfenbein zu brauchen, keinesweges aber gälte das von dem prosaischen ἐλεφαντοκόλλητοι κλῖναι des Clemens *).

Wenn nun die ganze Sache mit dem Fuchs für Fuchspelz so anzusehen ist: so fragt sich, ob in unserer Stelle auch nur die geringste Veranlassung ist an den Fuchspelz zu denken. Die Lage der Sache ist offenbar die. Der Mann will sich möglichst vollständig mit einem Scheine von Rechtschaffenheit umgeben, weil hievon der Schein nüzlich ist; hinter diesem Schein aber will er nicht etwa gewaltthätig wie ein Löwe, denn das müßte auch offenbar geschehen, sondern mit Hülfe der Schlauheit ungerecht sein. Ist nun also der Fuchs einmal das Sinnbild der schlauen Ungerechtigkeit oder ungerechten Schlauheit: so kann man den Fuchs wol hineinbringen, sagend, er wolle zwar gerecht scheinen, eigentlich aber ein Fuchs sein, oder auch sich einen Fuchs halten, der ihm gleichsam Rath gebe und ihn inspirire. Und wäre nun z. B. der Elephant eben so das Sinnbild der schlichten Gerechtigkeit: so könnte man wol sagen, der Mann wäre ein Fuchs in einer Elephantenhaut, wenn doch die Haut nur das äußere Ansehn des Thieres ist; wie aber der Fuchspelz hineinkommen sollte, da er ja grade das Ansehn der Schlauheit und Ungerechtigkeit nicht haben sondern vermeiden will, das sehe ich nicht ein. Daß aber die Haut grade so für den äußern Schein wirklich gebraucht wird, dafür zeugt nicht nur die bekannte Fabel vom Esel in der Löwenhaut; sondern auch Lucian, der auch vielleicht bei der Omphale daran gedacht haben wollte, daß sie sich durch ihre Herrschaft über den Herakles das Ansehn der Stärke gegeben, da es doch keine gewesen, hat noch eine ganz ähnliche Stelle im Philopseudes, ἄρτι δὲ ὡς γόης ὢν ἄρα τοσοῦτον χρόνον ἐλελήθει με ὑπὸ τῇ λεοντῇ γελοῖόν τινα

*) Clem. I. p. 188, 28.

πίθηκον περιστέλλων II. p. 34; und warum ſollte ich nicht auch die *λύκους ἐν ἐνδύμασι προβάτων* *) anführen, wofür auch ſtehen könnte *λύκοι ἐν μηλωταῖς*. Auch ganz allgemein liegt dieſe Vorſtellung zum Grunde in dem bekannten horaziſchen Vers

Sed videt hunc omnis domus et vicinia tota
Introrsus turpem, speciosum pelle decora **).

Wenn alſo, denke ich, Thraſymachos redete, und Platon könnte ihm mit einigem Fug angedichtet haben hier vom Fuchspelz zu reden ſtatt vom Fuchs: ſo würde es ihm vielleicht ein Fund geweſen ſein, um ihn hernach ſcherzhaft durchzunehmen darüber; daß er aber der brüderlichen Seele des Adeimantos dieſen Bull ſollte untergelegt haben, kann ich nicht glauben.

Doch hier erhebt ſich eine Wolke faſt von Zeugen gegen die Strenge der Logik, und fordert die Vergünſtigung, unter Umſtänden, wo keine Mißdeutung möglich iſt, auch das Gegentheil von dem ſagen zu dürfen, was man eigentlich ſagen will. Denn zuerſt hat derſelbe Horaz, den ich für den logiſch richtigen Gebrauch angeführt, dagegen auch das bekannte

Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi sub vulpe latentes,

wo er gewiß nicht einfältige meint, die ſich das Anſehn der Schlauheit zu geben wiſſen; aber auch ſchwerlich die ſich eben ſo wie der Fuchs zur rechten Zeit einfältig anzuſtellen wiſſen, worauf das alte Scholion deutet vulpes in Aesopi fabula ostendebat se corvo simplicem, ſondern vulpes iſt hier wol der Fuchspelz, und sub vulpe latere heißt ſich hinter dem Fuchspelz verbergen, ſoll aber bedeuten fuchsartig ſein. Eben ſo führt auch Ruhnken an ein rhetoriſches Fragment aus der Sammlung des Allatius *μέτεισι τὴν μητέρα τὴν ἀλωπεκῆν ἐνδυσάμενος*, welches gewiß nicht heißen ſoll, was es eigentlich müßte, er wollte bei ihr für liſtig gelten ohne es doch zu ſein, ſondern er ging zu ihr mit

*) Matth. 7, 15.
**) Epist. I. 16, 44. 45.

dem Vorſaz ſie zu berükken, alſo fuchsartig zu handeln, ohne daß ſie den Fuchs merken ſollte, vielmehr alſo als ein Fuchs, der aber eine pellis decora umgenommen, nicht als einer, der ſich auf den Fuchs will ſehen laſſen. Die Thatſache iſt alſo ſchon aus dieſen Beiſpielen außer Streit, und das leztere von der Art, daß die Redensart als in dieſem Sinne ſchon verſtändlich muß vorausgeſezt werden. Schwer aber iſt es ſich mit der Aufzeigung ſolcher Thatſachen zu begnügen, man muß ſich immer aufgeben eine Erklärung zu verſuchen. Vielleicht findet ſich dieſe in dem bekannten von Plutarch an zwei verſchiedenen Stellen angeführten Wizwort des Lyſandros, als ihm einer ſeine Kriegsliſten vorwarf mit dem Bemerk, es ſei des Herakles nicht würdig nicht alles ἀντικρύ zu thun. Er nämlich antwortete, wo die Löwenhaut nicht hinreiche, müſſe man noch einen Fuchsbalg daran nähen *). Da ihm der Ahnherr Herakles vorgeworfen wurde: ſo iſt auch hier an deſſen Löwenhaut, nicht etwa an die des Eſels zu denken, da denn der Sinn abermal ſein müßte, wo man mit dem Schein der Stärke nicht ausreiche, da müſſe man auch den Schein der Liſt hinzunehmen. Herakles aber trug die Löwenhaut nicht wie der Eſel, ſondern wie ſie eine Beute über den Löwen war, ſo war ſie auch nun das Symbol ſeiner ſelbſt Löwen überwindenden Stärke. Lyſandros, der zunächſt ſagen wollte, man reiche nicht überall aus mit der gradeaus gehenden Stärke, hält ſich alſo ſtatt der Sache ſelbſt an das Symbol, die Löwenhaut, und ſo war es ein feiner Wiz, indem er die Verbindung der Liſt mit der Stärke bezeichnen wollte, zu ſagen, ſein Symbol ſei die Löwenhaut, aber mit daran genähtem Fuchsbalg. Und in der That, wenn einer eben ſo zum Fuchsbalg gekommen wäre wie Herakles zur Löwenhaut: ſo wäre auch der Fuchsbalg ein ſchönes Symbol der ſelbſt den Fuchs als den alten Meiſter in der Liſt überliſtenden Liſt. Und wie Herakles die Löwenhaut nicht

*) ὅπου μὴ ἀφικνεῖται ἡ λεοντῆ προσραπτέον εἶναι τὴν ἀλωπεκῆν. p. m. II. 190 u. 229.

trug, um Verſteckt damit zu ſpielen: ſo bekennt ſich auch Lyſandros frank und offen zur Liſt. So könnte man denn ſagen, der Fuchsbalg ſei überall ein Anhängſel der Löwenhaut, einmal ſich anſchließend an die des Eſels, das andere Mal an die des Herakles. Und iſt einmal der doppelte Gebrauch nachgewieſen: ſo darf man ſich auch nicht über das Schillern zwiſchen beiden verwundern. Vielmehr wird man wol häufig bei Sprichwörtern auf ähnliche Beiſpiele ſtoßen, und ſo wollen wir ſowol den Horaz als jenen Rhetor entſchuldigen, wenn gleich ihre Meinung nicht war, daß die den Fuchspelz anzogen ſich zur Liſt bekennen wollten; und ohnerachtet ſowol das latentes des Horaz als das ἐνδυσάμενος des Redners allerdings mehr an den Eſel erinnert.

Wenn alſo ein ſolcher ſtreng genommen nicht richtiger Gebrauch doch vorkommt von ἀλωπεκῆ, und es doch Fälle giebt, wo ἀλώπηξ für ἀλωπεκῆ ſteht: könnte nicht in Beziehung auf unſere Stelle doch am Ende noch ſelbſt Ruhnkenius, und wenn auch der nicht, wenigſtens Timäus Recht bekommen? Alles obige eingeſtanden bin ich doch feſt überzeugt, daß hier weder der Fuchspelz gemeint ſein kann, noch auch wenn er gemeint wäre für ἀλωπεκῆ hätte ἀλώπηξ geſagt werden können. Das leztere zuerſt ſchon wegen des Archilochos nicht. Es giebt bekanntlich zwei Fabelanfänge deſſelben, worin der Fuchs eine Rolle ſpielt. Das eine Mal dem Adler zugeſellt heißt er ἀλώπηξ κερδαλῆ, das andere Mal mit dem Affen heißt er ἀλώπηξ κερδαλῆ πυκνὸν ἔχουσα νόον, was freilich ſehr mit ποικίλη zuſammentrifft. Doch möchte ich deswegen nicht mit Huſchke*) behaupten, daß überall wo von des Archilochos gewandtem und auf ſeinen Vortheil bedachtem Fuchs die Rede ſei, alſo auch in dieſer platoniſchen Stelle, da werde auf dieſe Fabel vom Fuchs und Affen angeſpielt. Gewiß wenigſtens nicht wenn die archilochiſche Fabel daſſelbe Argument hatte, wie die dort aus ſpäteren

*) Matth. Misc. philol. Vol. I. P. I. p. 28.

Quellen angeführte. Denn dann verdient wegen deſſen was in der Fabel geſchieht der Fuchs dieſe beiden Prädicate nicht, und alſo konnte auch niemand eigentlich eine ſolche Fabel beſonders ins Gedächtniß rufen wollen, in welcher dieſe Prädicate dem Fuchs nur als anderwärtsher bekannt beigelegt werden. Indeß iſt auch die Fabel vom Fuchs und Adler, wenn ſie dieſelbe war wie die des Phädrus *), nicht eben ſehr charakteriſtiſch. Kam aber nicht im Archilochos etwas in dieſer Hinſicht ganz vorzügliches vor: ſo ſieht man nicht, warum nicht Platon ſeinen Fuchs lieber den äſopiſchen nennt als den des Archilochos, da er beim Aeſop ſo ſehr in Maſſe, vorkomnt und ſeine Eigenſchaften nach allen Seiten entwikkelt. Ich möchte daher faſt vermuthen, daß die beiden Fabeln des Archilochos andern Inhalts geweſen ſind. Wenn aber nicht außerdem Archilochos auch noch eine Fabel vom Fuchspelz gedichtet hat, und das wird wol niemand glaublich finden: ſo ſcheint mir faſt unmöglich, daß Platon ſollte des Archilochos Fuchs geſagt haben, wenn er den Fuchspelz meinte. Denn niemand hätte darauf fallen können etwas anderes als den Fuchs ſelbſt zu verſtehen. Ja nicht einmal ἀλωπεκῇ hätte er meines Erachtens ſagen können, wenn Archilochos von keinem Fuchsbalg weiß, ſondern er hätte ſagen müſſen τὴν δὲ τῆς τοῦ σοφωτ. Ἀρχιλ. ἀλώπεκος δορὰν etc. Geben wir aber nun auch zu, Platon würde beſſer gethan haben des Archilochos hier gar nicht zu erwähnen, wenn er doch vom Fuchspelz reden wollte, und Archilochos ſei ihm hier zur unglükklichen Stunde in die Feder gekommen, weil wenn des Archilochos Fuchs ſprichwörtlich geworden niemand dabei an den Fuchspelz gedacht hat **):

*) I, 28.

**) Sonderbarer kann nichts ſein als in einem Athem ſchreiben ἡ τοῦ Ἀρχιλόχου ἀλώπηξ in proverbium venit, hiebei den Dio Chrys. anzuführen, bei dem von den handelnden Perſonen in Gedichten die Rede iſt, ſo daß die Redensart gar nicht ſprichwörtlich iſt, ſondern Archilochos als Fabeldichter getadelt wird, daß er den Fuchs zum Haupthelden genommen; nach dieſer Anführung aber dann gleich zu ſagen ἀλώπεκα ſtehe ſtatt ἀλωπεκῇ.

so bleibt also noch die lezte Frage, Hat Platon überhaupt hier den Fuchspelz meinen können? Theils wäre es höchst sonderbar und geziert den Fuchspelz κερδαλέα und ποικίλη zu nennen, da so leicht durch ἀλώπεκος δορά das richtige, diese Prädicate auf den Fuchs selbst zu beziehn, hätte erreicht werden können. Theils aber weiß ich auch nicht, was ich mit ἑλκτέον ἐξόπισθεν machen soll, wenn ich es nicht vom Fuchse selbst verstehen darf. Denn in dem eigentlichen Sinne, wenn von dem Scheine der List die Rede wäre, würde es ganz unzwekkmäßig sein den Fuchspelz so anzubringen, daß ihn keiner sieht. Aber auch in dem andern Sinne geht die sinnliche Anschaulichkeit ganz verloren, wenn der Fuchspelz soll hinten geschleppt werden. Denn da bleibt eine Aehnlichkeit mit der Bekleidung nur übrig, wenn die zu kurze Löwenhaut nun durch Annähung des Fuchspelzes zu lang geworden wäre, und lezterer hintennach schleppte. Das hätte Platon haben können, wenn er statt den Schein der Tugend als einen Vorbau und als eine Decoration zu beschreiben auch hier das Bild der Kleidung gewählt, und dem Adeimantos das Umthun einer pellis decora in den Mund gelegt hätte. So aber steht nun der Fuchsbalg, der doch immer als Bekleidung vorkommen müßte, ganz allein, und da wäre das ἐξόπισθεν ἕλκειν nur lächerlich. Denke ich aber an den Fuchs: so wird die sinnliche Anschauung dadurch grade vollendet. Adeimantos will nämlich gedacht werden in seinem Hause, wo er überall das σχῆμα ἀρετῆς um sich herum hat; die List aber hat er in der Gestalt eines Fuchses bei sich, sie soll ihm immer zur Hand sein, aber sie soll nicht bemerkt werden. Wie der Mann sich also zu einem wendet, der mit ihm verhandelt: so muß er den Fuchs hinter sich haben und ihn dekken. Wer nun auch den gezähmtesten Fuchs an dem Bande oder an der Kette beobachtet hat, der hat auch bemerkt, wie widerstrebend er ist, und wie man ihn nur durch Ziehen und Schleppen von der Stelle bringen kann. Richtiger also anschaulicher und kürzer konnte sich Platon nicht ausdrükken, wenn er an den Fuchs dachte; wenn

aber an den Fuchspelz: so hätte er einen Fehltritt nach dem andern gemacht, und nichts klares herausgebracht. Auch Themistius, der unsere Stelle, ohne daß der Zusammenhang bei ihm derselbe wäre, etwas knechtisch nachgeahmt hat*), dachte offenbar an den Fuchs; denn vom Schlangenbalg ist wol nie in diesem Sinne die Rede gewesen. Eben so auch Basilius**), der wol ebenfalls unsere Stelle im Sinne hatte, legt das *κερδαλέον* und *ποίκιλον* dem Fuchs bei, und denkt nicht an die *ἀλωπεκῆ*. Diesem also wollen wir glauben, dem Horatius sein ungenaues sub vulpe latere, was recht das Gegenstükk bildet zu unserer richtig verstandenen Stelle, mit vielem anderen hingehen lassen, dem Toup aber, weil er um viel zusammenzubringen auch manchmal zu viel aufstellen mußte; dann verzeihen wir dem Ruhnken um des Toup willen, und Herrn Ast um des Ruhnken willen.

---

*) Orat. XXII. *φύονται δέ τινες καὶ ἐν ἀνθρώποις ἀλώπεκες, μᾶλλον δὲ ἀνθρώπια σμικρά τε καὶ ἀνελεύθερα, τὰς ἀλώπεκας ὄπισθεν ἑφελκόμενα. οἱ δὲ αὐτῶν οὐκ ἀλώπεκας, ἀλλὰ δράκοντας.*

**) De leg. graec. poet.

4.

Ueber den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch.

A. *)

Viele, ja vielleicht die meisten von den Thätigkeiten, aus denen das menschliche Leben besteht, vertragen eine dreifache Abstufung der Art wie sie verrichtet werden, eine fast geistlose und ganz mechanische, eine die auf einem Reichthum von Erfahrungen und Beobachtungen beruht, und endlich eine im eigentlichen Sinne des Wortes kunstmäßige. Unter diese nun scheint mir auch das Auslegen zu gehören, sofern ich nämlich unter diesem Ausdrukk alles Verstehen fremder Rede zusammenfasse. Jene erste und niedrigste finden wir täglich auf dem Markt und in den Straßen nicht nur, sondern auch in manchen Gesellschaftskreisen, wo man Redensarten über gemeine Gegenstände wechselt, so daß der jedesmal sprechende fast schon mit Gewißheit weiß was sein Mitunterredner erwidern werde, und die Rede regelmäßig wie ein Ball abgefangen und wiedergegeben wird. Die zweite ist der Punkt, auf welchem wir im allgemeinen zu stehen scheinen. So wird das Auslegen geübt auf unsern Schulen und Hochschulen, und die erklärenden Commentare der Philologen und Theologen,

*) Gelesen in der Plenarsitzung am 13. Aug. 1829.

denn dieſe beiden haben das Feld vorzüglich angebaut, enthalten einen Schaz von lehrreichen Beobachtungen und Nachweiſen, welche hinreichend beurkunden, wie viele unter ihnen wahre Künſtler ſind im Auslegen, während freilich dicht neben ihnen auf demſelben Gebiet theils die wildeſte Willkühr auftaucht bei ſchwierigen Stellen, theils pedantiſche Stumpfheit das ſchönſte entweder gleichgültig überſieht oder thöricht verdreht. Aber neben allen dieſen Schäzen verlangt doch den, der das Geſchäft ſelbſt zu treiben hat und ſich doch zu den entſchiedenen Künſtlern nicht zählen kann, und noch mehr wenn er zugleich der wißbegierigen Jugend vorangehn ſoll im Auslegen und ſie dazu anleiten, nach einer ſolchen Anleitung, die als eigentliche Kunſtlehre zugleich nicht nur die erwünſchteſte Frucht ſei von den Meiſterarbeiten der Künſtler dieſes Fachs, ſondern auch in würdiger wiſſenſchaftlicher Geſtalt den ganzen Umfang und die Gründe des Verfahrens auseinanderſeze. Eine ſolche fand auch ich mich veranlaßt zu ſuchen für mich ſelbſt ſowol als für meine Zuhörer, als ich mich zuerſt in dem Falle befand auslegende Vorleſungen zu halten. Allein vergeblich. Nicht nur die nicht unbedeutende Menge theologiſcher Compendien, wenngleich manche darunter wie das erneſtiſche Buch für Erzeugniſſe einer tüchtigen philologiſchen Schule galten, ſondern eben ſo auch die wenigen rein philologiſchen Aufſäze dieſer Gattung erſchienen doch nur als Sammlungen von einzelnen aus jenen Beobachtungen der Meiſter zuſammengetragenen Regeln, bald klarer beſtimmt bald unſichrer ſchwebend, bald unbeholfener bald bequemer geordnet. Beſſeres erwartete ich, als Fülleborns aus Wolfs Vorleſungen entſtandene philologiſche Encyclopädie erſchien, allein das wenige hermeneutiſche hatte auch nicht die Tendenz wenn auch nur mit wenigen Strichen doch ein ganzes abreißen zu wollen; und da das dargebotene auch hier wie natürlich ſpeciell auf die Werke des claſſiſchen Alterthums angewendet wurde, wie in den meiſten Handbüchern auf das eigenthümliche Gebiet der heiligen Schriften: ſo fand ich mich nicht beſſer befriedigt als zuvor.

Seitdem sind die in der Ueberschrift angegebenen Aufsäze das bedeutendste, was in dieser Sache erschienen ist. Je mehr nun Wolf unter uns den feinsten Geist die freieste Genialität der Philologie repräsentirt, je mehr Herr Ast überall als ein philosophisch combinirender Philologe zu verfahren strebt, um desto lehrreicher und förderlicher muß es sein beide zusammenzustellen. Und so schien es mir für jezt am zwekkmäßigsten, indem ich diesen Führern nachgehe, meine eignen Gedanken über die Aufgabe an ihre Säze anzuknüpfen.

Wolf vermeidet in seinem ganzen Aufsaz wol geflissentlich die systematische Form, sei es weil er überhaupt alles gern vermied was pedantisch erscheinen kann, und lieber andern anheim stellte, was er zierlich und vornehm mehr fallen ließ als ausstreute, mühsam und etwas banausisch zusammenzulesen, sei es auch nur weil er sie dem Orte desselben an der Spize einer mannigfaltiges ohne alle systematische Rükksicht aufzunehmen bestimmten Zeitschrift nicht angemessen hielt. Herr Ast im Gegentheil schreibt sich diese Form vor, und erklärt uns an der Spize, daß keine Lehre könne ohne philosophischen Geist wissenschaftlich mitgetheilt werden. Indeß da uns Wolf doch versichert, der Inhalt seiner Abhandlung sei vorlängst bestimmt gewesen einer philologischen Encyclopädie zur Einleitung zu dienen: so muß ja das einzelne schon in dieser Beziehung gedacht gewesen mithin auch so ausgesprochen worden sein, und wir sind also auch was ihn anlangt wohl berechtigt, was wir hier finden als seine eigentliche Theorie anzusehen.

Indem nun Wolf Grammatik Hermeneutik und Kritik, diese drei zusammen, als vorbereitende Studien behandelt, welche den Eintritt in den Kreis der eigentlich philologischen Disciplinen gewähren, als ein Organon der Alterthumswissenschaft, Herr Ast aber dieselben Disciplinen als Anhang zu einem nur noch nicht erschienenen Grundriß der Philologie behandeln wollte: so stehen beide Männer keinesweges weit von einander; denn auch Herrn Asts Meinung, wiewol er sich nicht genauer über die Verhält-

niſſe dieſes Anhangs erklärt, kann keine andere ſein als die, daß die Darſtellung der Philologie ihn auf die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung jener drei Diſciplinen geführt hat. Die genaue Verwandtſchaft zwiſchen Grammatik Kritik und Hermeneutik, welche beide übereinſtimmend behaupten, wird auch wol niemand zu läugnen wagen. Doch möchte ich gern der lezten, denn die beiden andern muß ich jezt bei Seite laſſen, noch eine andere Stelle ſichern. Die Werke des claſſiſchen Alterthums ſind gewiß als Meiſterſtükke menſchlicher Rede die vortrefflichſten und würdigſten unter den Gegenſtänden, mit denen es die Auslegungskunſt gewöhnlich zu thun hat. Allein unläugbar kamen doch viele, welche dieſelbe mit großem Erfolg getrieben haben, vorzüglich von den für den Philologen gar nicht eben reichhaltigen heiligen Schriften der Chriſten her. Verzeichnete man nun für dieſe Studien ebenfalls eine Encyclopädie: ſo würde unſere Kunſt ohnſtreitig auch dort mit mehreren anderen vorbereitenden Studien verbunden ein ähnliches Organon der chriſtlichen Theologie bilden. Iſt ſie alſo etwas für die chriſtliche Theologie und daſſelbe für die claſſiſche Alterthumswiſſenſchaft: ſo wird weder das eine noch das andere ihr Weſen ſein, ſondern dieſes etwas größeres, woraus jenes nur Ausflüſſe ſind. Freilich haben nur dieſe beiden die claſſiſchen Philologen und die philologiſchen Theologen unſere Diſciplin getrieben *), und Herr Aſt könnte mich faſt verleiten zu behaupten, daß ſie auch nur in dieſen beiden Gebieten ihren eigentlichen Siz habe. Denn gleich anfangs in ſeinen Grundlinien, wo er die Aufgabe des Verſtehens aufgeſtellt hat, führt er uns zu jener höchſten Höhe der Einheit des Geiſtes hinauf und endet mit der Behauptung, das Ziel unſerer geſammten Geiſtesthätigkeit ſei die hervorzubringende Einheit des griechiſchen und chriſtlichen Lebens, und ſo könnte ja auch wol die Hermeneutik nichts

*) Die juriſtiſche Hermeneutik iſt doch nicht mehr ganz daſſelbe. Sie hat es größtentheils nur mit Beſtimmung des Umfanges der Geſeze zu thun, das heißt mit dem Verhältniß allgemeiner Säze zu dem, was in denſelben nicht beſtimmt mit gedacht war.

anderes als dieſes beides zu behandeln haben. Und wenn ſie auf der einen Seite einleitete zur Alterthumswiſſenſchaft, auf der anderen zur chriſtlichen Theologie: ſo geſchähe doch beides nur in dem Geiſte der Einheit beider. Hätte ſie es nun auch noch mit dem Orientalismus zu thun, der bekanntlich die noch nicht auseinandergegangene Indifferenz beider iſt, und auf der andern Seite mit der romantiſchen Literatur, die offenbar in der Annäherung zur Einheit beider liegt: ſo käme auch das mit großer Leichtigkeit zurecht. Denn ſind der Orientalismus und die romantiſche Literatur eben ſo abgeſchloſſene Gebiete, wie die claſſiſche Philologie und die heilige Literatur: ſo hätten wir dann eine vierfache Hermeneutik jede auf ſpecielle Weiſe als Organon für einen beſtimmten Kreis gebildet, für welche es aber doch etwas höheres gemeinſames geben müßte. Doch indem ich mich in dieſe Höhen verſteigen will, fürchte ich mich vor Wolfs Schatten. Dieſer klagt in den wenigen Säzen, die er der Hermeneutik widmet, daß ſie als Theorie noch ſehr wenig vollkommen ſei, und führt als zu ihrer Begründung noch fehlend Unterſuchungen an, die aber ſämmtlich nicht auf ſo ſchwindliger Höhe liegen ſondern in ganz gemäßigten Regionen, nämlich Unterſuchungen über die Bedeutungen der Wörter, den Sinn der Säze, den Zuſammenhang der Rede; dabei ſagt er dennoch wieder tröſtend dieſe Unvollkommenheit ſchade nicht viel, indem die Reſultate doch wenig beitragen würden die Genialität des Auslegers zu wekken oder ſeine geiſtige Gewandtheit zu erhöhen. Er will auch hier warnend auf den Unterſchied hinweiſen, den er geltend macht zwiſchen Theorien wie die alten ſie hatten, welche in der That die Production erleichterten, hier alſo das Geſchäft des Auslegens, und ſolchen, zu denen wir neuern uns neigen, die ſich in abſtruſe Entwikklungen der innern Natur der Kunſt und ihrer erſten Gründe vertiefen, nach denen ſich aber nichts machen läßt. Ich fürchte, hier iſt der Unterſchied mit gemeint, mit dem ich angefangen habe; die rein wiſſenſchaftliche Theorie wird die ſein, welche nichts bewirkt, die nüzliche wird allein die ſein, welche die

Beobachtungen zwekkmäßig zuſammenſtellt. Nun ſcheint mir zwar auf der einen Seite noch immer, daß die leztere noch etwas bedarf, um den Regeln das Gebiet ihrer Anwendbarkeit zu beſtimmen, welches ja wol die erſte gewähren muß; auf der andern Seite meine ich, daß auch dieſe ſelbſt, wenn ſie nur bei der Natur und den Gründen der Kunſt, auf die ſie ſich bezieht, ſtehen bleibt, doch immer von einigem Einfluß ſein werde auf die Ausübung dieſer ſelbigen Kunſt. Allein da ich auf keine Weiſe die Anwendbarkeit der Theorie auf das Spiel ſezen will: ſo verlaſſe ich doch lieber den ſpeculativen Führer auf ſeinem Fluge und folge dem praktiſcheren.

Dieſer alſo erklärt zuvörderſt, nur daß die Erklärung freilich nicht an der Spize ſteht ſondern im Winkel in einer Parentheſe, aber er erklärt doch, Hermeneutik ſei die Kunſt die Gedanken eines Schriftſtellers aus deſſen Vortrag mit nothwendiger Einſicht aufzufinden. Nun bleibt mir ſchon vieles von dem, was ich nur bei dem andern Führer gewinnen zu können hoffte, auch bei dieſem gerettet; die Hermeneutik verſirt nicht nur in dem claſſiſchen Gebiet und iſt nicht bloß in dieſem engeren philologiſches Organon, ſondern ſie treibt ihr Werk überall wo es Schriftſteller giebt, und alſo müſſen auch ihre Principien dieſem ganzen Gebiete genügen, und nicht etwa nur auf die Natur der claſſiſchen Werke zurükkgehen. — Herr Aſt macht es mir mit einer ſo wohl abgefaßten Erklärung nicht bequem, ſondern ich muß mir die einzelnen Glieder derſelben zuſammenſuchen. Der erſte Begriff, den er aufſtellt, iſt der eines fremden, welches verſtanden werden ſoll. Nun läugnet er zwar dieſen Begriff in ſeiner ganzen Schärfe, und freilich wenn das zu verſtehende dem der verſtehen ſoll ganz fremd wäre, und es gar kein beiden gemeinſchaftliches gäbe: ſo gäbe es auch keinen Anknüpfungspunkt für das Verſtehen. Aber ich darf doch wol ſchließen, daß der Begriff als ein beziehungsweiſer ſtehn bleibt, und daraus würde dann folgen, daß ſo wie in jenem Falle, wenn alles ſchlechthin fremd wäre, die Hermeneutik ihr Werk gar nicht anzuknüpfen wüßte, eben ſo in dem

entgegengesezten, wenn nämlich gar nichts fremd wäre zwischen dem redenden und dem vernehmenden, sie es dann gar nicht erst anzuknüpfen brauchte, sondern das Verstehen wäre mit dem Lesen und Hören zugleich oder vielleicht divinatorisch schon vorher immer gegeben, und verstände sich also vollkommen von selbst.

Ich bin es vollkommen zufrieden das Geschäft der Hermeneutik zwischen diesen beiden Punkten einzuschließen, aber ich gestehe auch, ich möchte dieses Gebiet gern ganz für sie in Anspruch nehmen und sagen, überall wo es im Ausdrukk der Gedanken durch die Rede für einen vernehmenden etwas fremdes giebt, da sei eine Aufgabe, die er nur mit Hülfe unserer Theorie lösen könne; wiewol freilich immer nur so fern es zwischen ihm und dem redenden auch schon etwas gemeinsames giebt. Meine beiden Führer aber beschränken mich auf mancherlei Weise; der eine schon dadurch, daß er nur von Schriftstellern redet, welche verstanden werden sollen, als ob nicht auch im Gespräch und in der unmittelbar vernommenen Rede dasselbe vorkommen könne; der andere dadurch, daß er sehr bald das fremde beschränkt auf das in fremder Sprache verfaßte, und dann auf die so verfaßten Werke des Geistes, welches wieder noch ein engeres Gebiet ist als das der Schriftsteller überhaupt. Denn wie vieles giebt es nicht, was wir nur wissen aus schriftlichen Aufsäzen von gar nicht sehr großem geistigen Gehalt, aus Erzählungen, die sich gar sehr der Art nähern wie wir auch im gemeinen Gespräch kleine Ereignisse vorzutragen pflegen, weit entfernt von kunstreicher Geschichtschreibung, aus Briefen vom vertraulichsten und nachlässigsten Styl; und doch kommen auch in diesen hermeneutische Aufgaben vor von nicht geringer Schwierigkeit. Uebrigens besorge ich doch, daß auch Wolf es hiemit nicht viel anders gemeint hat als Hr. Ast, und daß wenn ich ihn gefragt hätte, ob auch solche Schriftsteller wie die Zeitungsschreiber und diejenigen, welche die mancherlei Inserate darin verfassen, Gegenstände für die Auslegungskunst sind, er mich nicht sehr freundlich würde angelassen haben. Vieles freilich ist hier so, daß nichts fremdes sein kann

zwiſchen dem Verfaſſer und dem Leſer; aber Ausnahmen kommen doch vor; und ich kann nicht einſehn, weshalb dieſes fremde auf eine andere Weiſe könnte oder müßte in eignes verwandelt werden als das einer kunſtmäßigeren Schrift angehörige. Wie es denn auch bei den hier handgreiflich nachzuweiſenden allmähligen Uebergängen — da es ja z. B. Epigramme giebt, die ſich gar nicht bedeutend von einem Zeitungsartikel unterſcheiden — unmöglich ſein dürfte für dieſe zwei Gebiete auch zwei verſchiedene Methoden oder Theorien gegen einander abzugrenzen. Ja ich muß noch einmal darauf zurükkkommen, daß die Hermeneutik auch nicht lediglich auf ſchriftſtelleriſche Productionen zu beſchränken iſt; denn ich ergreife mich ſehr oft mitten im vertraulichen Geſpräch auf hermeneutiſchen Operationen, wenn ich mich mit einem gewöhnlichen Grade des Verſtehens nicht begnüge ſondern zu erforſchen ſuche, wie ſich wol in dem Freunde der Uebergang von einem Gedanken zum andern gemacht habe, oder wenn ich nachſpüre, mit welchen Anſichten Urtheilen und Beſtrebungen es wol zuſammenhängt, daß er ſich über einen beſprochenen Gegenſtand grade ſo und nicht anders ausdrükkt. Dergleichen Thatſachen, die wol jeder achtſame von ſich wird einzeugen müſſen, bekunden dächte ich deutlich genug, daß die Auflöſung der Aufgabe, für welche wir eben die Theorie ſuchen, keinesweges an dem für das Auge durch die Schrift fixirten Zuſtande der Rede hängt, ſondern daß ſie überall vorkommen wird, wo wir Gedanken oder Reihen von ſolchen durch Worte zu vernehmen haben. Eben ſo wenig iſt ſie darauf beſchränkt, wenn die Sprache eine fremde iſt, ſondern auch innerhalb der eigenen Sprache, und wohl zu merken ganz abgeſehn von den verſchiedenen Dialekten, in die ſie etwa zerfallen iſt, und von den Eigenthümlichkeiten, die bei dem einen vorkommen bei den andern aber nicht, giebt es für jeden mancherlei fremdes in den Gedanken und Ausdrükken eines andern, und zwar in beiderlei Vortrag dem mündlichen und ſchriftlichen. Ja ich geſtehe, daß ich dieſe Ausübung der Hermeneutik im Gebiet der Mutterſprache und im unmittelbaren Ver-

kehr mit Menſchen für einen ſehr weſentlichen Theil des gebildeten Lebens halte, abgeſehn von allen philologiſchen oder theologiſchen Studien. Wer könnte mit ausgezeichnet geiſtreichen Menſchen umgehn, ohne daß er eben ſo bemüht wäre zwiſchen den Worten zu hören, wie wir in geiſtvollen und gedrängten Schriften zwiſchen den Zeilen leſen, wer wollte nicht ein bedeutſames Geſpräch, das leicht nach vielerlei Seiten hin auch bedeutende That werden kann, eben ſo genauer Betrachtung werth halten, die lebendigen Punkte darin herausheben, ihren innern Zuſammenhang ergreifen wollen, alle leiſen Andeutungen weiter verfolgen? und Wolf zumal, der ein ſolcher Künſtler war im Geſpräch, ſo vieles gab, aber mehr andeutend als ausſprechend, mehr winkend als andeutend, kann es gewiß nicht haben verſchmähen wollen auch kunſtmäßig aufgefaßt zu werden, damit man wo möglich wüßte, was er ſich jedesmal dachte. Sollte nun dieſe Beobachtungs- und Auslegungskunſt der lebenskundigen welterfahrenen ſtaatsklugen Männer, ſoweit ihr Gegenſtand die Rede iſt, wirklich eine ganz andere ſein als die, welche wir bei unſern Büchern anwenden? ſo anders, daß ſie auf andern Principien beruhte, und einer eben ſo ausgebildeten und regelrechten Darſtellung nicht fähig wäre? Das glaube ich nicht, ſondern nur wie zwei verſchiedene Anwendungen derſelben Kunſt, in deren einer einige Motive wirkſamer hervortreten, andere mehr zurükk, und in der andern umgekehrt. Ja ich möchte noch weiter gehen und behaupten, beide lägen gar nicht ſo weit auseinander, daß wer es vorzüglich auf die eine anlegen will der andern entrathen könne. Insbeſondere aber möchte ich, um bei dem ſtehen zu bleiben was uns am nächſten liegt, dem Ausleger ſchriftlicher Werke dringend anrathen die Auslegung des bedeutſameren Geſprächs fleißig zu üben. Denn die unmittelbare Gegenwart des redenden, der lebendige Ausdrukk, welcher die Theilnahme ſeines ganzen geiſtigen Weſens verkündigt, die Art wie ſich hier die Gedanken aus dem gemeinſamen Leben entwikkeln, dies alles reizt weit mehr als die einſame Betrachtung einer ganz iſolirten Schrift dazu eine Reihe

von Gedanken zugleich als einen hervorbrechenden Lebensmoment, als eine mit vielen anderen auch anderer Art zusammenhangende That zu verstehen, und eben diese Seite ist es, welche bei Erklärung der Schriftsteller am meisten hintangestellt ja großentheils ganz vernachläßigt wird. Wir sehen nur, wenn wir beides vergleichen, zwei verschiedene ich möchte mehr sagen Theile als Formen der Aufgabe. Wo wir durch das fremde der Sprache aufgehalten werden, da freilich forschen wir zunächst in dieser; aber diese kann uns ganz geläufig sein, und wir finden uns doch aufgehalten, indem wir den Zusammenhang in den Operationen des redenden nicht fassen können. Beut sich beides gleich wenig dar, dann kann die Aufgabe unauflöslich werden.

Doch ich gehe zu den besprochenen Erklärungen zurükk, und muß nun zunächst in der wolfischen, wenigstens für jede Hermeneutik, welche ich aufzustellen im Stande wäre, gegen den Ausdrukk Protest einlegen, daß die Gedanken des Schriftstellers mit nothwendiger Einsicht sollen aufgefunden werden. Nicht als ob mir die Forderung überhaupt zu stark vorkäme; es verhält sich vielmehr so, daß sie mir für eine große Anzahl von Fällen nicht zu groß scheint, aber ich fürchte, daß man, wird die Erklärung so gestellt, andere Fälle, auf welche der Ausdrukk gar nicht paßt, und die ich ungern übergehen möchte, aus den Augen verlieren muß. Man kann in vielen Fällen wol beweisen — wiewol auch in diesen schwerlich vollkommen ohne die von Wolf vielleicht zu wohlfeil im voraus von der Hand geschlagenen Untersuchungen über die Natur der Wortbedeutungen — daß ein Wort in einer gegebenen Verbindung keine andere als eine bestimmte Bedeutung haben könne; ja man kann durch das Ineinandergreifen solcher Elementarbeweise, wenn man nur irgendwo außerhalb dieses Kreises einen Standpunkt hat, auch wol den Sinn eines Sazes befriedigend beweisen: aber wieviel andere Fälle giebt es — und solche sind vorzüglich das Kreuz der neutestamentischen Auslegung — wo eben, weil man von dem einen Stüzpunkt aus etwas anderes wahrscheinlich machen kann als von dem anderen,

zu einer nothwendigen Einsicht kein Raum bleibt. Auch in dem Gebiete der Kritik begiebt es sich nicht selten so, daß andere dem Resultat einer gründlichen Untersuchung nichts anderes entgegenzusezen wissen, als daß noch Möglichkeiten bleiben, daß es anders gewesen sei. Dergleichen Remonstrationen richten natürlich auf die Länge wenig aus; aber so lange auch nur Eine solche Möglichkeit nicht gänzlich abgewiesen ist, kann doch von einer nothwendigen Einsicht nicht die Rede sein. Und gehn wir nun weiter und denken daran, wie es thunlich ist in größeren Theilen eines ganzen den so oft schwierigen Zusammenhang der Gedanken nachzuweisen und die verborgene Zugabe gleichsam verlorner Andeutungen auszumitteln: so kommt es dabei nicht allein wie Wolf es darstellt auf Zusammenstellung und Abwägung minutiöser geschichtlicher Momente an, sondern auf das Errathen der individuellen Combinationsweise eines Autors, welche anders geartet in der gleichen geschichtlichen Position und der gleichen Form des Vortrags doch ein anderes Resultat würde gegeben haben. In Dingen dieser Art aber kann die eigne Ueberzeugung sehr fest sein und auch gleichgestimmten und analog operirenden Genossen sehr leicht mittheilbar; aber die Form einer Demonstration würde man der Darstellung vergeblich aufzuprägen suchen. Und dies sei keineswegs zum Nachtheil solcher Entdekkungen gesagt, sondern auf diesem Gebiete gilt wol vorzüglich das sonst ziemlich paradore Wort eines ausgezeichneten Kopfes, der uns nur eben entrissen worden ist, daß Behaupten weit mehr ist als Beweisen. Es ist eine ganz andere Art der Gewißheit, auch — wie Wolf es von der kritischen rühmt — mehr divinatorisch, die daraus entsteht, daß der Ausleger sich in die ganze Verfassung des Schriftstellers möglichst hineinversezt; daher es sich denn auch hier nicht selten in der That so verhält wie der platonische Rhapsode dieser jedoch sehr naiv von sich gesteht, daß er den Homer vortrefflich zu erklären vermöge, über einen andern aber Dichter oder Prosaisten ihm oft kein rechtes Licht aufgehen wolle. Nämlich in allem, was von der Sprache nicht nur sondern auch irgend von

dem geschichtlichen Zustande des Volks und der Zeit abhängt, kann und soll sich der Ausleger, wenn ihm der gehörige Umfang von Kenntnissen zu Gebote steht, überall gleich trefflich zeigen. Was hingegen von richtiger Auffassung des inneren Herganges, als der Schriftsteller entwarf und componirte, abhängt, was das Product seiner persönlichen Eigenthümlichkeit in die Sprache und in die Gesammtheit seiner Verhältnisse ist, das wird auch dem gewandtesten Ausleger nur bei den ihm verwandtesten Schriftstellern, nur bei den Lieblingen, in die er sich am meisten hineingelebt hat, am besten gelingen, wie es uns auch im Leben nur mit den genauesten Freunden am besten von statten geht, bei andern Schriftstellern aber wird er sich auf diesem Gebiet weniger genügen, und sich auch gar nicht schämen bei andern Kunstverwandten, die diesen näher stehen, sich Raths zu erholen. Ja man könnte versucht sein zu behaupten, die ganze Praxis der Auslegung müsse sich auf diese Weise theilen, daß die eine Classe von Auslegern, mehr der Sprache und der Geschichte zugewendet als den Personen, durch alle Schriftsteller einer Sprache ziemlich gleichmäßig durchginge, wenngleich auch unter ihnen der eine mehr in dieser der andere in einer andern Region hervorragt; die andere Classe aber, mehr der Beobachtung der Personen zugewendet, die Sprache nur als das Medium, durch welches sie sich äußern, die Geschichte nur als die Modalitäten, unter denen sie existirten, betrachtend, sich nur jeder auf diejenigen Schriftsteller beschränkte, die sich ihm am willigsten aufschließen. Und es mag sich wol auch wirklich so verhalten, nur daß die lezten, weil ihre Kunst weniger durch Auseinandersezungen mitgetheilt werden kann, auch weniger öffentlich hervortreten, sondern sich der Früchte derselben im stillen Genuß erfreuen. Daß indeß auch Wolf diese Seite keinesweges ganz übersehen hat, sondern die hier beschriebene mehr divinatorische als demonstrative Gewißheit zum Theil wenigstens für unsere Disciplin auch mit in Anspruch nimmt, geht aus andern Stellen hervor, und eine davon lohnt es auch sonst etwas genauer zu betrachten.

Wenn nämlich Herr Aſt in ſeinem Compendium Grammatik Hermeneutik und Kritik, ohne ihnen etwas anderes beizugeſellen, als zuſammengehörige Kenntniſſe mit einander verbindet, und wir nun hier, weil wir lediglich einen Anhang vor uns haben, nicht genau erfahren wie ſie ſich gegen einander verhalten: ſo hat Wolf noch nicht genug an dieſem Kleeblatt für das Organon der Alterthumswiſſenſchaft, ſondern er geſellt ihnen noch bei die Fertigkeit des Styls und die Kunſt der Compoſition, wozu denn der Poeſie wegen auch noch die antike Metrik gehört. Dies iſt allerdings auf den erſten Anblikk eher überraſchend. Ich meines Theils wollte wenigſtens zufrieden ſein, wenn ich die Fertigkeit des antiken Styls — und von dem allein, von der Compoſition in den alten Sprachen iſt die Rede — auch erſt als die ſpäte Frucht einer langen Beſchäftigung mit der Alterthumswiſſenſchaft davon trüge. Denn man muß wol mindeſtens eben ſo viel und eben ſo kräftig als in der Gegenwart in der alten Welt gelebt haben, muß ſich aller damaligen Formen menſchlicher Exiſtenz und der eigenthümlichen Beſchaffenheit der umgebenden Gegenſtände lebendig bewußt ſein, um mehr zu leiſten als die meiſten, die aus zuſammengeleſenen Formeln ein zierliches Strohgeflecht machen, um wirklich was uns aus unſerer heutigen Welt bewegt in römiſche oder helleniſche Vorſtellungen zu geſtalten, und dieſe dann in möglichſt antiker Weiſe wiederzugeben. Wie kommt alſo Wolf dazu uns dieſe Kunſt abzufordern gleichſam als Eintrittspreis zu den Heiligthümern der Alterthumswiſſenſchaft? und auf welchem redlichen Wege ſollen wir ſie uns denn ſchon verſchafft haben? Ich ſehe, wenn es hiezu keine Zaubermittel giebt, doch keinen andern als den der Ueberlieferung und einer glükklichen nicht bloß nachahmenden ſondern auch divinatoriſchen Aneignung des Verfahrens ſolcher, welche dieſe Fertigkeit zulezt ſelbſt nur als Frucht ihrer Studien hatten. Und das führte uns freilich in einem artigen Kreiſe herum, da wir doch nicht gleich der ununterbrochenen apoſtoliſchen Weihe unſern lateiniſchen Styl — und nothwendig müßten wir ja zu dieſem Behuf auch einen griechi-

schen daneben haben — von solchen ableiten können, welche selbst noch keine andere Muttersprache hatten als jene beiden, und also ihre Fertigkeit nicht einem ähnlichen Studium sondern dem unmittelbaren Leben zu verdanken brauchten. Eben so hätte ich die Metrik nicht geglaubt hier vor der Thüre zu finden, sie scheint mir vielmehr zu den innersten Disciplinen der Alterthumswissenschaft als ein wesentlicher Theil der antiken Kunstlehre zu gehören, indem sie mit der Orchestik eben so genau als mit der Poetik zusammenhangend und die Theorie des prosaischen Rhythmus und der Declamation nothwenig nach sich zieheud die gesammte nationale Entwikklung der Temperamente in dem Charakter der kunstgerechten Bewegungen darstellt. Doch die Metrik lassen wir nun; was aber die eigne Fertigkeit in antiker Composition betrifft, so ist der eigentliche Schlüssel zu dieser wolfischen Forderung folgendes. Er fordert diese Fertigkeit nicht unmittelbar für die inneren Disciplinen der Alterthumswissenschaft, sondern zunächst für die Hermeneutik zum Behuf des richtigen und ganzen Verstehens im höheren Sinne des Wortes, dann, wiewol er dies nicht besonders hervorhebt, es versteht sich aber wol von selbst sowol hievon als von der Metrik, auch für die Kritik, so daß sein Eingang zum Heiligthum der Alterthumswissenschaft wieder aus zwei Stufen besteht; die untere bilden Grammatik, welche er gleich als Grundlage der Hermeneutik und Kritik aufstellt, und neben ihr die Fertigkeit des Styls; die höhere Stufe bilden Hermeneutik und Kritik. Wenn nun Wolf, wie er ja die Grammatik hier in einem sehr großen Styl anlegt, und nicht in dem spärlichen Umfang verzeichnet, wie wir sie von abgehenden Schülern fordern können, so gewiß auch unter der Fertigkeit des Styls nicht das lateinisch Schreiben versteht, wie es als geschikkte Imitation und Anwendung der grammatischen Kenntnisse auf unsern Gymnasien vorkommt; auf der andern Seite aber doch gewiß ist, daß das ächt antike Handhaben der beiden Sprachen in ganz freier eigenthümlicher Darstellung nur einem, der den ganzen Umfang der Alterthumswissenschaften durchmessen hat, wird nach-

gerühmt werden können: kann wol der große Mann hier etwas anderes meinen als die durch Uebung lebendig gewordene Kenntniß der verschiedenen Formen der Darstellung und ihrer eignen Schranken und Freiheiten? und diese ist freilich von einem großen Einfluß auf jene weniger demonstrabele mehr der innern Geistesthätigkeit des Schriftstellers zugewendete Seite der Auslegungskunst; und wenn uns grade in diese hiedurch eine neue Einsicht eröffnet wird, so muß ja Wolf auch diese wol mit in sein Bild aufgenommen haben, wenn sie auch in seiner Darstellung nicht gleich deutlich hervortritt. Die Sache ist aber wesentlich diese. Wenn wir die verschiedenen Formen der schönen Redekünste und die verschiedenen Typen des Styls auch für wissenschaftliche und geschäftliche Abfassungen, die sich in einer Sprache ausgebildet haben, abgeschlossen vor uns sehen: so zerfällt offenbar die ganze Geschichte der Literatur in dieser Hinsicht in zwei einander entgegenstehende Perioden, deren Charaktere aber hernach, nur in untergeordnetem Maaßstab, auch gleichzeitig wiederkehren. Die erste ist die, in welcher sich diese Formen allmählig bildeten, die andere ist die, in welcher sie herrschten, und wenn die Aufgabe der Hermeneutik darin besteht den ganzen innern Verlauf der componirenden Thätigkeit des Schriftstellers auf das vollkommenste nachzubilden: so ist es auch höchst nothwendig zu wissen, welcher von beiden Perioden er angehört. Denn gehört er zu der ersten: so war er in dieser ganzen Thätigkeit rein er selbst, und es ist nun auf die Intensität seiner Production und seiner Gewalt in der Sprache daraus zu schließen, daß er nicht nur einzelne Werke hervorbrachte, sondern daß ein in der Sprache feststehender Typus zum Theil mit ihm und durch ihn beginnt. Dasselbe gilt, nur untergeordnet, von allen denen, welche diese Formen wenigstens besonders modificirten, neue Elemente hineinbrachten oder einen andern Styl in ihnen gründeten. Je mehr hingegen ein Schriftsteller der zweiten Periode angehört, nicht die Form mit hervorbringt, sondern in dieser oder jener Form dichtet und arbeitet: desto genauer muß man diese kennen um ihn

in ſeiner Thätigkeit ganz zu verſtehen. Denn gleich mit dem erſten Entwurf zu einem beſtimmten Werk entwikkelte ſich auch in ihm die leitende Gewalt der ſchon feſtſtehenden Form, ſie wirkt durch ihre großen Maaße mit zur Anordnung und Vertheilung des ganzen, und durch ihre einzelnen Geſeze ſchließt ſie dem dichtenden hier ein Gebiet der Sprache und alſo auch einer beſtimmten Modification von Vorſtellungen zu, und öffnet ihm dort ein anderes, modificirt alſo im einzelnen nicht nur den Ausdrukk, ſondern auch, wie ſich denn beides nie ganz von einander trennen läßt, die Erfindung. Wer alſo in dem Geſchäft der Auslegung das nicht richtig durchſieht, wie der Strom des Denkens und Dichtens hier gleichſam an die Wände ſeines Bettes anſtieß und zurükkprallte, und dort in eine andere Richtung gelenkt ward als die er ungebunden würde genommen haben: der kann ſchon den inneren Hergang der Compoſition nicht richtig verſtehen, und noch weniger dem Schriftſteller ſelbſt hinſichtlich ſeines Verhältniſſes zu der Sprache und ihren Formen die richtige Stelle anweiſen. Er wird nicht inne werden, wie der eine die ſich in ihm ſchon regenden Bilder und Gedanken kräftiger und vollſtändiger würde zur Sprache gebracht haben, wenn er nicht wäre beſchränkt worden durch einen mit ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit in manchen Conflict tretende Form; er wird den nicht richtig zu würdigen wiſſen, der ſich an großes in dieſer oder jener Gattung nicht würde gewagt haben, wenn er nicht unter der ſchüzenden und leitenden Macht der Form geſtanden hätte, die ihn ebenſowol befruchtete als bewahrte, und von beiden wird er den nicht genug hervorheben, der ſich in der ſtehenden Form ohne irgendwo anzuſtoßen eben ſo frei bewegt, als wenn er ſie eben jezt erſt ſelbſt hervorbrächte. Dieſe Einſicht in das Verhältniß eines Schriftſtellers zu den in ſeiner Literatur ſchon ausgeprägten Formen iſt ein ſo weſentliches Moment der Auslegung, daß ohne daſſelbe weder das ganze noch das einzelne richtig verſtanden werden kann. Gewiß aber hat Wolf vollkommen Recht, daß es kaum möglich iſt hier richtig zu diviniren, wenn man

nicht eigne Erfahrung davon hat, wie sich in bestimmten Schranken und unter festen Regeln stehend mit der Sprache arbeiten und gegen sie kämpfen läßt. Zwar steht wie überall fast so auch hierbei dem divinatorischen Verfahren das comparative gegenüber, aber ganz durch dieses ersezt kann doch jenes nicht werden. Und wo sollte auch für das vergleichende Verfahren der erste gegebene Punkt herkommen, wenn er nicht in den eigenen Versuchen gegeben ist. Und hieraus erklärt sich denn auch, wie die Metrik hieher kommt, da das Sylbenmaaß für alle poetische Composition ein sehr wesentlich die Wahl der Ausdrükke ja zum Theil auch die Stellung der Gedanken bedingender Theil der Form ist, und sich in dem Einfluß, den dieses ausübt, jene verschiedenen Verhältnisse auf das deutlichste zu erkennen geben. Indeß da dieses Verhalten des Inhaltes zur Form während des Zustandes der Composition in allen Sprachen, von denen hier irgend die Rede sein kann, wesentlich und im großen dasselbige ist: so möchte ich weniger als Wolf darauf bestehn, daß die zum Behuf des Auslegens nöthige Uebung grade in den alten Sprachen selbst müsse gewonnen werden. Und wenn es dennoch so sein müßte, würde ich wieder nicht recht verstehen, warum denn die römische Sprache den Beruf und das Vermögen haben sollte die griechische zu ersezen.

Doch ich unterdrükke lieber eine Betrachtung, die sich hier aufdrängt über den Charakter, den solche Uebungen wol immer haben werden, wenn wir sie in Gedanken in die Literatur der betreffenden Sprache selbst versezen, um aus dem zulezt gesagten einige nicht unbedeutende Folgerungen zu entwikkeln. Wenn wir uns nämlich bei aller Ausübung dieser Kunst auch der beiden Methoden bewußt sind, der divinatorischen und der comparativen, und zwar, wie ich glaube, so allgemein, daß wir auf der einen Seite auch alles unmittelbare Verstehen, wobei gar keine besondern Zwischenthätigkeiten unterschieden werden, als ein absolutes aber kaum als Zeiterfüllung merkliches Ausgeübthaben und Zusammengetroffensein beider ansehen können, und daß auf

der andern Seite auch die complicirteſten Ausübungen der Kunſt uns nichts anderes darſtellen als einen beſtändigen Uebergang von der einen dieſer beiden Methoden zur andern, der ſich immer mehr einem ſolchen Zuſammentreffen beider an demſelben Ergebniß wie jenes augenblikkliche war annähern muß, ſoll anders auch nur einige Befriedigung entſtehen; wenn der vorher angegebene Unterſchied zwiſchen der mehr grammatiſchen das Verſtehen der Rede aus der Geſammtheit der Sprache bezwekkenden, und der mehr pſychologiſchen das Verſtehen derſelben als eines Actes fortlaufender Gedankenerzeugung bezwekkenden Seite der Interpretation eben ſo in der Sache gegründet iſt, ſo daß ebenfalls in jedem vollkommnen Verſtehen beides vollkommen muß gegeben ſein, jede zuſammengeſezte Operation aber, welche zu dieſem Ziele führen ſoll, den Gang nehmen muß, was auf der einen Seite geſchehen iſt durch neue Fortſchritte auf der andern zu ergänzen: ſo fragt ſich zunächſt, ob die genannten Methoden beide auch für beide genannte Seiten gelten, oder jede Methode nur Einer Seite angemeſſen iſt. Wenn alſo Wolf durch die Stellung, welche er der Metrik und der Fertigkeit in der Compoſition giebt, vorzüglich für die mehr pſychologiſche Seite der Interpretation eine Baſis ſucht, auf welche nur ein comparatives Verfahren gebaut werden kann: iſt dabei ſeine Meinung, daß die andere mehr grammatiſche Seite der Interpretation vorzüglich durch die divinatoriſche Methode müſſe gefördert werden? Unmittelbar und beſtimmt will uns ſein Aufſaz nicht darauf antworten; aber doch können die von ihm wiewol nicht ſehr ſchmerzlich noch vermißten Unterſuchungen über die Bedeutung der Wörter und den Sinn der Säze, wie ſie es offenbar ganz mit der grammatiſchen Seite der Interpretation zu thun haben, dieſe doch nur durch ein comparatives Verfahren fördern. Und eben dieſes zeigt wol auch die Sache ſelbſt, wenn wir ſie fragen; denn alle grammatiſchen Schwierigkeiten werden immer nur durch ein comparatives Verfahren überwunden, indem wir immer wieder ein ſchon verſtandenes verwandtes dem noch nicht verſtandenen

nahe bringen, und so das Nichtverstehen in immer engere Grenzen einschließen. Eben so aber auf der andern Seite, was ist wol die schönste Frucht von aller ästhetischen Kritik über Kunstwerke der Rede, wenn nicht ein erhöhtes Verständniß von dem inneren Verfahren der Dichter und anderer Künstler der Rede von dem ganzen Hergang der Composition vom ersten Entwurf an bis zur lezten Ausführung. Ja ist überhaupt etwas wahres an der Formel, die höchste Vollkommenheit der Auslegung sei die einen Autor besser zu verstehen als er selbst von sich Rechenschaft geben könne: so wird wol nur eben dieses damit gemeint sein können; und wir besizen in unserer Literatur eine nicht unbedeutende Anzahl kritischer Arbeiten, welche mit gutem Erfolg hierauf sind gerichtet gewesen. Wie ist dies aber anders möglich als durch ein comparatives Verfahren, welches uns zur richtigen Einsicht darüber verhilft, wie und wodurch derselbe Schriftsteller mehr gefördert worden ist als der eine und weiter zurükkgeblieben hinter dem andern, und inwiefern der ganze Typus seines Werkes sich den verwandten nähert oder von ihnen entfernt. Gewiß aber wird auch die grammatische Seite nicht können der divinatorischen Methode entrathen. Denn was wollen wir machen, so oft wir auf eine Stelle kommen, wo ein genialer Autor eine Wendung eine Zusammenstellung in der Sprache zuerst ans Licht bringt? Hier giebt es kein anderes Verfahren, als divinatorisch von dem Zustand der Gedankenerzeugung, in welchem der Autor begriffen war, ausgehend, und ermittelnd wie das Bedürfniß des Moments auf den dem Autor lebendig vorschwebenden Sprachschaz grade so und nicht anders einwirken konnte, jenen schöpferischen Act nachzubilden; und auch hier wieder wird es keine Sicherheit geben ohne Anwendung eines comparativen Verfahrens auf der psychologischen Seite. Wir werden daher die aufgestellte Frage nicht anders beantworten können, als daß, wenn das sichere und vollkommne Verstehen nicht unmittelbar mit dem Vernehmen zugleich erfolgt, beiderlei Methoden auf beide Seiten — natürlich in verschiedenem Maaß nach Maaßgabe der Ver-

ſchiedenheit des Gegenſtandes — müſſen angewendet werden, bis eine jenem unmittelbaren Verſtehen möglichſt gleiche Befriedigung entſteht. Nehmen wir aber hinzu was oben ſchon bemerkt worden iſt, daß der eigne Zuſtand den einen mehr zur pſychologiſchen den andern mehr zur grammatiſchen Seite hinlenkt, und wenden daſſelbe gewiß mit gleichem Recht auf jene beiden Methoden an — denn mancher gewiß iſt ein Virtuoſe in grammatiſcher Auslegung, der an den inneren Hergang im Geiſt und Gemüth des componirenden kaum denkt, und ſo auch umgekehrt giebt es wahre Künſtler in dieſem Fache, welche wenig und nur in den ſeltenen Fällen, wenn ſie etwa ein Wörterbuch zur Hand nehmen müſſen, an das beſondere Verhältniß jeder Schrift zu ihrer Sprache denken — bringen wir alſo dieſes mit in Rechnung: ſo werden wir freilich ſagen müſſen, ſo wie wir das unmittelbare und augenblikkliche Verſtehen anſehn können als auf die eine oder die andere Weiſe entſtanden, und uns ſelbſt mit unſerer Aufmerkſamkeit als auf die Productivität des Autors gerichtet oder auch auf die objective Totalität der Sprache: ſo werden wir auch das kunſtmäßige Verfahren in der Auslegung, wenn es ſein Ziel vollkommen erreicht hat, auf dieſelbe Weiſe ausdrükken können und ſagen, Jezt ſind alle comparativen Elemente ſowol auf der pſychologiſchen als auf der grammatiſchen Seite ſo vollſtändig beiſammen, daß wir die Reſultate unſeres divinatoriſchen Verfahrens nicht weiter zu berükkſichtigen brauchen, aber dann auch umgekehrt, daß die durchgeführte Genauigkeit des divinatoriſchen das comparative überflüſſig macht. Eben ſo, der innere Hergang ſei durch divinatoriſches und comparatives Verfahren ſo vollkommen durchſichtig, daß indem das ſo deutlich angeſchaute doch ein Denken geweſen ſei, gedacht aber nicht werde ohne Worte, damit zugleich auch ſchon das ganze Verhältniß dieſer Gedankenerzeugung und Ausbildung zur Sprache vollſtändig mit geweſen ſei; aber eben ſo auch umgekehrt.

Doch indem ich es hier mit der lezten Vollendung dieſer Operation zu thun habe, werde ich faſt unwillkührlich auf die

ersten Anfänge derselben zurükkgetrieben, um so mittelst beider Endpunkte das ganze zu umspannen. Diese ersten Anfänge sind doch nichts anders, als wenn die Kinder anfangen gesprochenes zu verstehen. Wie passen nun unsere Formeln auf diese Anfänge? Sie haben die Sprache noch nicht sondern suchen sie erst, aber sie kennen auch die Thätigkeit des Denkens noch nicht, weil es kein Denken giebt ohne Wort: bei welcher Seite also beginnen sie? Vergleichungspunkte haben sie noch gar nicht, sondern erwerben sie erst allmählig als Grundlage zu einem freilich unerwartet schnell sich entwikkelnden comparativen Verfahren; aber wie fixiren sie das erste? Sollte man nicht in Versuchung sein zu sagen, daß jeder beides ursprünglich producirte, und nur entweder ursprünglich vermöge einer innern Nothwendigkeit mit der Art wie die andern erzeugt haben zusammentrifft, oder allmählig wie er eines comparativen Verfahrens fähig geworden ist sich ihnen annähert. Aber auch dieses schon, die innere Beweglichkeit zur eignen Erzeugung, aber mit der ursprünglichen Richtung auf das Aufnehmen von andern, ist ja nur dasselbe, was wir durch den Ausdrukk des divinatorischen bezeichnet haben. Dieses also ist das ursprüngliche, und die Seele bewährt sich auch hier als ganz und eigentlich ein ahndendes Wesen. Aber mit welcher ungeheuren fast unendlichen Kraftäußerung beginnt sie, der keine folgende auch nur entfernt gleichgesezt werden kann, indem sie das, was sich hernach gegenseitig unterstüzt, beides gleichzeitig ergreifen muß, zuerst wahrhaft als Eines, was nur erst allmählig auseinander tritt, die Sprache sich objectiviren, indem sie die einzelnen Wörter an die erscheinenden Gegenstände heftet und an die Bilder, welche sich in ihr selbst immer heller und sichrer gestalten, zugleich aber auch die Denkthätigkeit ich weiß nicht ob ich sagen soll auffassen um sie nachbilden, oder nachbilden um sie auffassen zu können. So erstaunenswürdig erscheint mir immer diese erste Thätigkeit auf dem Gebiet des Denkens und Erkennens, daß mir vorkommt, als belächelten wir die falschen Anwendungen, welche die Kinder, und zwar

nicht selten nur aus allzugroßer Folgerichtigkeit, von den aufgenommenen Sprachelementen machen, nur, um uns über dieses Uebergewicht einer Energie, welche wir nicht mehr aufzuwenden vermögen, zu trösten oder auch dafür zu rächen.

Aber beim Lichte betrachtet befinden wir uns in jedem Augenblikk des Nichtverstehens noch in demselben Falle wie sie, nur der Maaßstab ist kleiner. Wenngleich an dem bekannten, ist es doch fremdes was uns entgegentritt in der Sprache, wenn uns eine Verbindung von Wörtern nicht deutlich werden will, fremdes in der wenngleich der unsrigen noch so analogen Gedankenerzeugung, wenn uns der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern einer Reihe oder die Erstrekkung derselben nicht fest stehen will, sondern wir unsicher schwanken; und wir können immer nur mit derselben divinatorischen Kühnheit beginnen. Wir dürfen also unsern gegenwärtigen Zustand nicht schlechthin jenen riesenhaften Anfängen der Kindheit entgegensezen; sondern dieses Geschäft des Verstehens und Auslegens ist ein stätiges sich allmählig entwikkelndes ganze, in dessen weiterem Verlauf wir uns immer mehr gegenseitig unterstüzen, indem jeder den übrigen Vergleichungspunkte und Analogien hergiebt, das aber auf jedem Punkt immer wieder auf dieselbe ahndende Weise beginnt. Es ist das allmählige Sichselbstfinden des denkenden Geistes. Nur daß, wie auch der Umlauf des Blutes und der Wechsel des Athems sich allmählig vermindert, so auch die Seele je mehr sie schon besizt auch im umgekehrten Verhältniß ihrer Empfänglichkeit träger wird in ihren Bewegungen, daß aber auch in der lebendigsten, eben weil jede in ihrem einzelnen Sein das Nichtsein der anderen ist, das Nichtverstehen sich niemals gänzlich auflösen will. Nimmt nun aber von jenen ersten Anfängen die Rapidität der Erfolge ab: so wird durch die größere Langsamkeit der Bewegungen und das längere Verweilen bei Einer Operation die Besinnung begünstiget, und so tritt zuerst ein jene Periode, wo hermeneutische Erfahrungen gesammelt werden, und zu Rathschlägen, denn so möchte ich lieber sagen als Regeln,

geſammelt werden. Eine Kunſtlehre aber kann wol, wie faſt von ſelbſt aus dem geſagten hervorzugehen ſcheint, nur dann erſt entſtehen, wenn ſowol die Sprache in ihrer Objectivität als der Prozeß der Gedankenerzeugung als Function des geiſtigen Einzellebens in ihrem Verhältniß zum Weſen des Denkens ſelbſt ſo vollkommen durchſchaut ſind, daß aus der Art, wie beim Verknüpfen und Mittheilen der Gedanken verfahren wird, auch die Art, wie beim Verſtehen verfahren werden muß, in einem vollſtändigen Zuſammenhang dargeſtellt werden kann.

Doch um dieſes zur völligen Deutlichkeit zu bringen, müſſen wir erſt, was aber ein zweites Geſchäft wäre zu dieſem erſten, einem Gedanken ſein volles Recht angethan haben, den Herr Aſt vor Wolf voraus zu haben ſcheint, der aber, ehe man durch ihn die Geſtaltung der Hermeneutik durchgreifend beſtimmt, doch mehr ein Fund zu ſein ſcheint als eine Entdekkung, der Gedanke nämlich, daß alles einzelne nur verſtanden werden kann vermittelſt des ganzen, und alſo jedes Erklären des einzelnen ſchon das Verſtehen des ganzen vorausſezt.

B. *)

Der von Herrn Aſt vorgetragene und nach manchen Seiten hin ziemlich ausgeführte hermeneutiſche Grundſaz, daß wie freilich das ganze aus dem einzelnen verſtanden wird, ſo doch auch das einzelne nur aus dem ganzen verſtanden werden könne, iſt von ſolchem Umfang für dieſe Kunſt und ſo unbeſtreitbar, daß ſchon die erſten Operationen nicht ohne Anwendung deſſelben zu Stande gebracht werden können, ja daß eine große Menge hermeneutiſcher Regeln mehr oder weniger auf ihm beruhen. Iſt ein Wort ſeinem allgemeinen Sprachwerthe nach bekannt: ſo wird doch nur durch andere Theile deſſelben Sazes und zwar zunächſt durch diejenigen, denen es am nächſten organiſch verbunden iſt,

*) Geleſen in der Plenarſitzung am 22. October 1829. A.

beſtimmt, welcher Theil dieſes Sprachwerthes in die gegebene Stelle fällt, und welche auszuſchließen ſind, das heißt alſo, es wird als Theil aus dem ganzen als einzelnes aus der Geſammtheit verſtanden. Und dies gilt nicht nur von der Wahl unter den mehreren ſogenannten Bedeutungen eines Wortes ſondern auch bei allen Wörtern, die eines verſchiedenen Grades fähig ſind, von dieſem, und überhaupt von dem größeren oder geringeren Nachdrukk, der einem Worte zukommt. Und wenn man die Regel ſtellt, ein Wort in demſelben Zuſammenhang nicht das eine Mal anders zu erklären als das andere, weil nämlich nicht wahrſcheinlich ſei, daß der Schriftſteller es das eine Mal anders werde gebraucht haben: ſo kann dieſe doch nur inſofern gelten als auch der Saz, wo es zum andern Mal vorkommt, noch als ein Theil deſſelben Zuſammenhanges mit Recht kann angeſehen werden. Denn in einem neuen Abſchnitt können unter manchen Umſtänden mit demſelben Recht wie in einem ganz andern Werk auch andere Bedeutungen ihren Plaz finden. Wird nun beim zweiten Vorkommen der Sinn des Wortes durch das erſte beſtimmt: ſo wird ebenfalls das einzelne aus dem ganzen verſtanden, denn nur von der klaren Anſicht, daß dieſer Theil einer Schrift wirklich auch in Bezug auf das vorliegende Wort ein ganzes ſei, hängt die Erklärung ab. Auch das richtige Verfahren mit Parallelſtellen beruht ebenfalls darauf, daß man nur ſolche Stellen wähle, welche in einem in Bezug auf das fragliche Wort dem zu erklärenden ähnlichen ganzen vorkommen, mithin auch Theile deſſelben ganzen ſein könnten. In dem Maaß aber als dieſes nicht feſtſteht wird auch die Anwendung unſicher ſein. So deutlich dies aber iſt und auch noch durch mehrere Beiſpiele beſtätigt werden könnte: ſo ſchwierig iſt die Frage, wie weit man mit Anwendung dieſer Regel hinauf ſteigen könne, zu beantworten. Denn wie das Wort im Saz ein einzelnes iſt und ein Theil, ſo auch der Saz im größeren Zuſammenhang der Rede. Daher es denn ſo leicht geſchieht, daß ganz falſche Vorſtellungen mit einzelnen Säzen eines Schriftſtellers verbunden werden, wenn man die Säze

aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissen nun als Belege oder Beweisstellen einem andern Zusammenhang einverleibt; und es kommt auch so häufig vor, daß nur zu verwundern ist, wie diese Treue der Citatoren noch nicht sprüchwörtlich geworden ist. Ein anderes ist es freilich mit Sätzen, die eines sprüchwörtlichen Gebrauches fähig sind; allein diese erscheinen auch für sich hingestellt immer in einem bedeutenden Grade unbestimmt, und gelten gleich dafür, daß sie ganz bestimmt erst werden, je nachdem der Zusammenhang es mit sich bringt, in welchen man sie einführt. Und eben darauf, daß sie so gewissermaßen jedem Preis gegeben sind, und wiewol sie ihrer Form wegen mehr als andere immer für sich allein bleiben, doch jedesmal durch ihre Umgebung etwas anders gewendet werden, beruht ein großer Theil ihres eigenthümlichen Reizes. Gehen wir nun einen Schritt weiter: so werden wir dasselbe sagen können auch von einem größeren Zusammenhang von Sätzen. Und woher käme es wol z. B., daß man so oft uns Deutschen den Vorwurf macht, wir verstünden nicht die Persiflage, die doch immer in einer Reihe von Sätzen besteht, als weil entweder die vorbereitenden Winke in dem größeren Zusammenhang der Rede gänzlich fehlen, und man mit der ernsthaften Erklärung völlig ausreicht, und dann ist der Schriftsteller im Unrecht, oder daß nicht gehörig darauf geachtet, d. h. diese einzelne Reihe nicht richtig aus dem ganzen verstanden wird, und dann ist die Schuld des Lesers. Aber keineswegs beschränkt sich die Sache auf solche und ähnliche Fälle; sondern überall wo es darauf ankommt zu wissen, wie genau man es mit einer Reihe von Sätzen zu nehmen, und aus welchem Gesichtspunkt man die Verknüpfung derselben zu betrachten hat, muß man zunächst das ganze kennen, dem sie angehören. Ja es läßt sich auch dieses auf den ursprünglichen Fall zurükkführen und muß mithin ganz allgemein gelten. Für jede genauer zusammenhangende Gliederung von Sätzen nämlich giebt es auf irgend eine Weise, nur daß dies nach der verschiedenen Art der Werke sehr verschieden sein wird, einen Hauptbegriff der sie dominirt, oder wie wir uns

auch wol ausdrükken, das Wort dafür ist; und diesem Worte kann nun eben so wie dem einzelnen Wort in dem einzelnen Saz sein völlig bestimmter Sinn nur richtig zugetheilt werden, wenn es im Zusammenhang mit den andern ähnlichen Worten gelesen wird, d. h. jede Gliederung von Sätzen, sei sie nun größer oder kleiner, kann nur richtig verstanden werden aus dem ganzen, welchem sie angehört. Und wie nun jedes kleinere so durch ein größeres, das selbst wieder ein kleineres ist, bedingt wird: so folgt offenbar, daß auch das einzelne nur vollkommen verstanden werden kann durch das ganze. Betrachten wir nun von hier aus das ganze Geschäft des Auslegens: so werden wir sagen müssen, daß vom Anfang eines Werkes an allmählig fortschreitend das allmählige Verstehen alles einzelnen und der sich daraus organisirenden Theile des ganzen immer nur ein provisorisches ist, etwas vollkommner, wenn wir einen größeren Theil übersehen können, aber auch wieder mit neuer Unsicherheit und wie in der Dämmerung beginnend, wenn wir zu einem andern übergehn, weil wir dann wieder einen wenngleich untergeordneten Anfang vor uns haben, nur daß je weiter wir vorrükken desto mehr auch alles vorige von dem folgenden beleuchtet wird, bis dann am Ende erst wie auf einmal alles einzelne sein volles Licht erhält und in reinen und bestimmten Umrissen sich darstellt. Aber wir können auch Herrn Ast nicht Unrecht geben, wenn er, um uns eines solchen häufigen Zurükkgehens und Zurükksehens zu überheben, den Rath giebt, wir sollten lieber gleich jedes Verstehen mit einer Ahndung des ganzen beginnen. Nur ist freilich die schwierige Frage die, woher eine solche Ahndung kommen soll. Wenn man freilich unsere ganze Aufgabe nur auf diejenigen Werke der Rede beschränkt, und so scheinen es ja Wolf sowol als Herr Ast gemeint zu haben, die wir gleichzeitig, das heißt schriftlich, vor uns haben: so ergiebt sich eine Möglichkeit. Schon Vorreden, die bei einem mündlichen Vortrag selten gemacht werden, sind mehr eine Hülfe als die bloße Ueberschrift. Dann fordern wir Büchern von gewisser Art Uebersichten und

Inhaltsanzeigen ab, gewiß nicht allein um einzelnes mit Leichtigkeit auffinden zu können, sondern vorzüglich wegen der Anschauung, die sie uns von der Gliederung eines Werkes gewähren, und weil wir dann jene großen Worte, welche die größeren und kleineren Theile beherrschen, schon gleich von vorn zusammenstellen können. Je reichlicher uns nun dergleichen gewährt ist, um desto leichter ist jener Rath zu benuzen. Ja auch wenn es hieran gänzlich fehlt, hat man nur das Buch vor sich: so kann selbst die sonst eher verdammlich erscheinende Neigung, ehe man mit einem Buch ernstlich anbindet darin zu blättern, dem der Glükk hat oder Geschikk von bedeutendem Nuzen sein, um jenen Mangel zu ergänzen. Doch ich schäme mich fast dieses geschrieben zu haben, wenn ich bedenke, wie das ganze Alterthum, das doch verurtheilt war nach denselbigen Regeln wie wir zu verstehen, von solchen Hülfsmitteln nichts wußte, ja wie auch von den ausgezeichnetsten prosaischen Werken nicht wenige so beschaffen sind, daß dergleichen auch gar nicht anzubringen wären ja vielmehr so verschmäht werden, daß selbst die unentbehrlichen äußeren Abtheilungen nichts mit der inneren Gliederung, aus der die Ahndung des ganzen entstehen kann, gemein haben, bei den poetischen aber alles ähnliche fast ins lächerliche fällt, endlich daß es auch unter uns doch nicht wenig solche giebt, die vornehm genug sind nicht selbst zu lesen sondern sich vorlesen zu lassen, denen mithin weder das Blättern hilft noch die Inhaltsanzeigen. Wir müssen also die Frage, woher denn die Ahndung des ganzen kommen soll, ohne welche das vollkommne Verständniß des einzelnen nicht möglich ist, versuchen auf die allgemeinste Weise zu beantworten. Hiebei ist nun zuerst zu bemerken, daß nicht jede zusammenhangende Rede in gleichem Sinn ein ganzes ist, sondern oft nur eine freie Aneinanderreihung von Einzelheiten, und dann ist ein Verstehen des einzelnen aus dem ganzen gar nicht aufgegeben; oft ist sie nur eine freie Aneinanderreihung von kleineren ganzen, und dann ist uns aufgegeben, jedes einzelne aus seinem kleineren ganzen zu verstehen.

Ob aber das eine oder das andere der Fall sein werde, das liegt immer schon in dem Begriff der Gattung, welcher eine Rede oder Schrift angehört. Aber auch innerhalb einer jeden solchen finden freilich mancherlei Abstufungen auch in dieser Hinsicht statt, daß der eine ein Werk derselben Gattung so streng als möglich hält, und der andere so gelöst als möglich; hievon aber bekommen wir eben die erste Ahndung aus einer allgemeinen Bekanntschaft mit dem Urheber und seiner Art und Weise. Bei Reden nun, welche nicht in schriftlicher Auffassung zu uns gelangen, also nur einmal gehört zu werden bestimmt sind, kann die vorläufige Ahndung vom ganzen, wenn nicht der redende selbst eine Uebersicht des ganzen voranschikkt, nicht weiter ausgebildet werden, als was vorläufige Kenntniß der Gattung und jene allgemeine Kunde von dem Urheber und seiner Art und Weise an die Hand giebt. Fehlt nun gar eines von beiden oder beides: so kann das fehlende nur ergänzt werden durch die Schlüsse, die wir von Anfang an machen aus dem Ton und Gestaltung des einzelnen und aus der Art und Weise der Fortschreitung. Es muß also allerdings ein Verständniß des ganzen geben auch wenn beides fehlt bloß durch das einzelne, aber dieses wird nothwendig nur ein unvollkommnes sein, wenn nicht das Gedächtniß das einzelne festgehalten hat, und wir nachdem das ganze gegeben ist zum einzelnen zurükkkehren können, um es dann aus dem ganzen genauer und vollkommner zu verstehen. Somit verschwindet hier wieder der Unterschied zwischen dem, was bloß mündlich vernommen wird, und dem, was wir schriftlich vor uns haben, gänzlich, indem wir auch für jenes durch das Gedächtniß uns aller Vortheile bemächtigen, die dem lezten ausschließlich zu eignen scheinen, so daß wie auch schon Platon gesagt hat der Nuzen der Schrift nur darin besteht dem Mangel des Gedächtnisses abzuhelfen, zweideutig, weil sie wie auf das Verderben des Gedächtnisses gegründet eben dieses Verderben auch wieder aufs neue befördert. Und für Rede und Schrift gleichmäßig folgt aus dem gesagten, daß jedes erste Auffassen nur ein

vorläufiges und unvollkommnes iſt, gleichſam ein regelmäßigeres und vollſtändigeres Blättern, nur da hinreichend und für ſich allein der Aufgabe gewachſen, wo wir gar nichts fremdes finden und das Verſtehen ſich von ſelbſt verſteht, das heißt wo überhaupt keine hermeneutiſche Operation mit beſtimmtem Bewußtſein vorkommt. Wo aber es ſich anders verhält, da müſſen wir öfter vom Ende zum Anfang zurükkkehren und das Auffaſſen ergänzend von neuem beginnen; je ſchwieriger die Gliederung des ganzen zu faſſen iſt, deſto mehr ſuchend ihr vom einzelnen aus auf die Spur zu kommen, je reichhaltiger und bedeutſamer das einzelne iſt, um ſo mehr ſuchend es vermittelſt des ganzen in allen ſeinen Beziehungen aufzufaſſen. Freilich giebt es mehr oder weniger in jedem Werk auch ſolche Einzelheiten, welche nicht durch die Gliederung des ganzen ihr volles Licht erhalten, weil ſie, daß ich ſo ſage, außerhalb derſelben liegen und nur als Nebengedanken bezeichnet werden können, die anderwärts eben ſo gut als hier einen gleichen Ort haben könnten, als Hauptgedanken aber vielleicht gar einem Werk von ganz andrer Art angehören müßten. Aber auch dieſe als der freien nur durch augenblikklichen Anlaß beſtimmbaren Gedankenerzeugung des Urhebers angehörig bilden in einem gewiſſen Sinne wenigſtens ein ganzes unter ſich, nur weniger in Beziehung auf die Gattung eines beſtimmten Werkes als in Beziehung auf die Eigenthümlichkeit des Urhebers, weniger beitragend zum Verſtändniß des ganzen, ſofern es ein in der Sprache organiſirtes und lebendes iſt, als ſofern es einen fruchtbaren Keimesmoment ſeines Urhebers fixirt hat und zur Darſtellung bringt. Wie nun ſolche Reden die geringſte Aufgabe wären für dieſes Verhältniß des ganzen und einzelnen, wobei wir das ganze leicht von jedem einzelnen aus erfaſſen, und auch das einzelne faſt errathen könnten, wenn uns nur das ganze in den leiſeſten Umriſſen gegeben wäre: ſo wiederum ſind die größte ſolche Werke des ſchöpferiſchen Geiſtes, ſei übrigens Form und Gattung welche ſie wollen, welche jedes nach ſeiner Art ins unendliche gegliedert und zugleich im einzelnen uner-

schöpflich sind. Jede Lösung der Aufgabe erscheint uns hier immer nur als eine Annäherung. Denn die Vollkommenheit würde darin bestehen, daß wir mit solchen Werken eben so verfahren könnten wie mit denen, welche wir als das minimum in dieser Hinsicht bezeichnet haben, nämlich daß wir aus der Gliederung des ganzen und des einzelnen wenigstens bis auf einen gewissen Grad der Aehnlichkeit selbst erfinden könnten. Und wenn wir uns dieses überlegen, finden wir darin wol einen mächtigen Grund, warum Wolf für den Ausleger wie für den Kritiker die Fertigkeit in der Composition als fast unerlaßliche Bedingung fordert. Denn es möchte vielleicht fast unmöglich sein bei dieser Aufgabe das divinatorische Verfahren, welches vorzüglich durch die eigne Productivität gewekkt wird, auch durch einen großen Reichthum von Analogien zu ersezen.

Doch mit dem bisher verzeichneten Umfang dieser Aufgabe noch nicht zufrieden zeigt uns Herr Ast einen nicht zu verachtenden Weg sie noch einmal zu potentiiren. Nämlich wie das Wort zum Saz und der einzelne Saz zu seiner nächsten Gliederung und diese zu dem Werke selbst wie ein einzelnes zu einer Gesammtheit oder ein Theil zum ganzen: so sei auch wiederum jede Rede und jedes schriftlich verfaßte Werk eben so ein einzelnes, das nur aus einem noch größeren ganzen vollkommen könne verstanden werden. Es ist aber leicht zu sehen, daß jedes Werk in zwiefacher Hinsicht ein solches einzelnes ist. Jedes ist ein einzelnes in dem Gebiet der Literatur, dem es angehört, und bildet mit andern gleichen Gehaltes zusammen ein ganzes, aus dem es also zu verstehen ist in der einen Beziehung, nämlich der sprachlichen. Jedes ist aber auch ein einzelnes als That seines Urhebers, und bildet mit seinen anderen Thaten zusammen das ganze seines Lebens, und ist also nur aus der Gesammtheit seiner Thaten, natürlich nach Maaßgabe ihres Einflusses auf jene und ihrer Aehnlichkeit mit ihr, in der andern nämlich der persönlichen Beziehung zu verstehen. Der Unterschied wird immer sehr groß sein, freilich größer oder kleiner nach der Beschaffenheit des Werks,

zwischen einem Leser, der auf dem bisher beschriebenen Wege sich das Verständniß des ganzen erwirbt, und einem andern, der den Verfasser in seinem ganzen Leben bis zur Erscheinung des Werkes begleitet hat, und dem viel heller und bestimmter als jenem im Gange des ganzen wie in allem einzelnen der ganze Mensch entgegentritt. Derselbe Unterschied aber auch zwischen jenem und dem, welcher mit dem ganzen Kreise verwandter Werke bekannt auf eine ganz andere Art den sprachlichen Werth der einzelnen Theile und den technischen der ganzen Zusammensezung wird zu schäzen wissen. Sonach folgt auch für jedes ganze Werk als einzelnes, was für die kleineren Theile desselben folgte. Auch nach jenem wiederholten Auffassen bleibt alles Verstehen in dieser höheren Beziehung nur ein vorläufiges, und jedes wird uns in einem ganz andern Licht erscheinen, wenn wir, nachdem wir das ganze ihm verwandte Gebiet der Composition durchlaufen haben, und eben so nach gemachter Bekanntschaft mit andern auch verschiedenartigen Werken desselben Verfassers und soviel möglich mit seinem ganzen Leben, zu dem einzelnen Werk zurükkommen. Wie nun, wo es auf das Verstehen des einzelnen in einem Werk aus der Totalität des Werkes ankommt, uns Inhaltsanzeigen und schematische Uebersichten keinesweges jene erneuerten Auffassungen, jene wiederholte Rükkkehr vom Ende wieder zum Anfang, wirklich ersezen konnten, theils weil wir uns doch dabei auf die Auffassungen eines andern verlassen müssen, und immer schon bedeutend können mißleitet sein, ehe wir das falsche darin gewahren, theils auch weil alle solche Hülfsmittel zu sehr am gänzlichen Mangel der Anschaulichkeit leiden, als daß sie das divinatorische Vermögen, worauf hier das meiste ankommt, lebendig erregen könnten: so ist auch hier, wo es auf das Verstehen des Werkes theils aus der verwandten Literatur, theils aus der Gesammtthätigkeit des Verfassers ankommt, wenig Trost und Hülfe bei allem, was um die Bekanntschaft mit beiden zu ersezen in Prolegomenen und Commentaren geleistet zu werden pflegt. Denn von den verwandten Werken wird gewöhnlich nur beige-

bracht, was der Verfaſſer ſelbſt benuzt hat, und von ihm ſelbſt ſeinem Thun und ſeinen Verhältniſſen nur das, worauf Beziehung genommen wird in dem Werke ſelbſt. So daß auch dieſes nur dem einzelnen dient und keinesweges dem ganzen; daß aber eine lebendige und zuverläſſige Charakteriſtik des Verfaſſers aus der Geſammtheit ſeiner Erſcheinung gegeben würde, oder eine Morphologie der betreffenden Gattung durch die Vergleichung ganzer Gruppen, um das vollſtändige Verſtehen dadurch denjenigen zu erleichtern, welche etwa mit einem beſtimmten Werk ihre Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer oder mit der Gattung erſt beginnen: das wäre auch dem Ort und der Abſicht nicht angemeſſen.

Doch indem wir hier, was das Verſtehen des einzelnen aus dem ganzen betrifft, auf dem Gipfel der Forderung zu ſtehen ſcheinen: ſo mögen wir uns hier wol einen Rükkblikk auf das bisherige nicht verſagen. Wenn nämlich ſchon eben nur beiläufig bemerkt worden iſt, daß es wol zwei verſchiedene Claſſen von Auslegern ſein mögen, welche ſich in das Geſchäft theilen, die eine mehr auf die Sprachverhältniſſe jeder vorliegenden Schrift gerichtet, die andere mehr auf den urſprünglichen pſychiſchen Proceß der Erzeugung und Verknüpfung von Gedanken und Bildern: ſo ſcheidet ſich auf dieſem Punkte ganz beſonders klar die Differenz der Talente. Ich gebe nämlich hier das ganze Geſchäft das einzelne Werk in dem Zuſammenhang mit den analogen derſelben Literatur aufzufaſſen dem ſprachlichen Ausleger. Denn aus der Natur der Sprache und des mit ihr zugleich entwikkelten und an ſie gebundenen gemeinſamen Lebens bilden ſich die Formen aller Compoſition; das individuelle perſönliche iſt hier in dem, was am meiſten geltend geworden iſt, auch der am meiſten zurükktretende Factor. Wogegen wer einen Schriftſteller welcher Art er auch ſei in ſeiner Compoſition belauſchen will, und zu dieſem Ende ſich möglichſt ſeine ganze Art zu ſein vergegenwärtigt, um ſelbſt die Momente der Begeiſterung und der Conception, die den alltäglichen Zuſammenhang des Lebens wie

höhere Eingebungen unterbrechen, dann aber auch alles, was irgend auf den Gang der Erfindung im einzelnen mit Einschluß sogar der für die Idee des ganzen gleichgültigen Nebengedanken sich bezieht, lebendig anschauen will um richtig zu schäzen, wie sich in ihm das ganze Geschäft der Composition zu seinem gesammten Dasein verhält oder auch sich für sich betrachtet als ein eigenthümliches eine bestimmte Persönlichkeit darstellendes entwikkelt: für den müssen sich natürlich alle jene Verhältnisse weit in den Hintergrund zurükkziehen. Allein das vollkommne Verstehen bleibt immer durch die Bemühungen beider bedingt, und es kann in keinem einzelnen Ausleger sein, der so ganz auf der einen Seite stände, daß ihm auch die Empfänglichkeit für das was auf der andern geschieht abgeht. Ein Ausleger von der lezten Art, der über das sprachliche hinpfuschen wollte, würde dennoch, auf wie verständige Art er auch in seinen Autor verliebt sein möge, und wie sehr er sich auch hüten möge ihm nicht wie es so oft von solchen geschieht Intentionen anzudichten, die ihm nicht in den Sinn gekommen sind, doch nicht nur vielfältig irren, und zwar um so mehr je mehr der Autor selbst ein Sprachbildner gewesen wäre, sondern er könnte auf unserm Gebiete doch immer nur sein, was man nicht mit Unrecht auf dem Gebiet der künstlerischen Productivität — ich fasse es allgemein, denn es trifft die Dichter und Redner, ja ich möchte auch sagen die Philosophen nicht minder als die Maler — einen Nebulisten genannt hat. Der andere aber eben so gedacht, wenn er auch in der That die Verhältnisse eines Werkes zu den übrigen seiner Gattung auf das richtigste ausmittelte, so daß er sich nicht nur mit scharfsinnigen Vergleichungen und Zusammenstellungen begnügte, sondern die Bedeutung desselben tiefsinnig auffaßte, würde dennoch, weil er in dem Werke nicht den ganzen Menschen zu sehen und mit ihm zu leben wüßte, sondern dafür die Fähigkeit ihm gänzlich fehlte, dem nicht entgehen was wir einen Pedanten nennen. Da es nun leichter ist sich von andern ergänzen zu lassen in dem, was man selbst wiewol unvollständig

beſizt, als ſich lebendig anzueignen, woran man ſelbſt gar keinen Theil hat: ſo ſcheint es, daß diejenigen, welche die Höhe, auf der wir uns jezt befinden, nur von der einen Seite erſteigen, weniger gut für ſich ſelbſt ſorgen als ſie nur andern nüzlich ſind; und jedem, der ein Ausleger werden will, möchte zu rathen ſein, daß er es lieber mit beidem verſuche, ſollte er auch deshalb nicht ſo leicht auf einer Seite ein Virtuoſe werden, weil er doch dem entgehen wird auf der andern ganz zu hinken. Wie wir nun dieſe beiden Seiten unſeres Geſchäfts ſchon von vorn herein unterſchieden haben: ſo bot ſich uns auch gleich jenes zwiefache Verfahren dar, das divinatoriſche und das comparative; und wir fragen wol billig danach, wie es ſich mit beiden auf dieſer höheren Stufe verhält. Vorher als wir noch ganz innerhalb des Werkes ſelbſt ſtanden, zeigte ſich uns, daß beide nothwendig waren für jede Seite, für die grammatiſche wie für die pſychologiſche. Nun aber wir es nicht nur einzeln der Sprache wegen zu thun haben mit Stellen aus andern Schriften, ſondern mit einem ganzen Gebiet literariſcher Production, und auf der andern Seite nicht mehr mit dem, was ſich aus dem Act der urſprünglichen Conception eines Werks in der Seele entwikkelt, ſondern die Aufgabe iſt dieſer ſelbſt mit der ganzen Art und Weiſe ſeiner wirklichen Entwikklung aus der Einheit und dem Totalzuſammenhang dieſes beſtimmten Lebens, nun iſt es vielleicht nicht mehr mit beiden daſſelbe. Betrachten wir nun zu dem Ende noch einmal jene beiden Seiten unſrer Aufgabe: ſo ſcheint doch die eine ſo ſehr zurükkſtehend an Ausbildung gegen die andere und daß ich ſo ſage zuſammengeſchrumpft, daß es ganz unrichtig ſcheint in einer dereinſtigen hermeneutiſchen Technik ſie ſo als gleiche neben einander zu ſtellen. Bleiben wir zunächſt beim claſſiſchen Alterthum ſtehn, welches doch immer der erſte Gegenſtand bleibt, an dem unſre Kunſt geübt wird, wie viele von den bedeutendſten Schriftſtellern giebt es nicht, von deren ganzem übrigen Leben und Sein wir ſo wenig wiſſen, daß überhaupt Bedenken entſteht, wie weit wir ih-

rer Perſon zu trauen haben. Und was wir von Sophokles und Euripides wiſſen außer ihren Werken, iſt es wol von der Art uns den geringſten Aufſchluß zu geben über die Differenz ihrer Compoſitionen? Oder ſo bekannte Männer wie Platon und Ariſtoteles, würde wol alles, was wir von ihrem Leben und ihren Verhältniſſen kennen, uns auch nur im mindeſten erklären, warum der eine dieſen und der andere einen ganz anderen Weg eingeſchlagen hat in der Philoſophie, und bis wie weit ſie ſich wol haben nahe kommen können in der Compoſition in den uns nicht mehr zu Gebot ſtehenden Schriften? Ja ſind wir wol mit einem einzigen alten ſo glükklich wie mit dem Römer Cicero, daß wir einen ganzen Schaz von Briefen als eigentliche Documente ſeiner Perſönlichkeit von ſeinen größern Werken abſondern können, um nun auch in dieſen vermittelſt jener ſeine ganze Perſönlichkeit zu erblikken. Gehen wir nun gar zu den Productionen des fernen und grauen Orients, wie wäre wol da an einzelne Geſtalten zu denken, die wir könnten unterſcheiden wollen, um durch die eigenthümliche Art wie ſich ihr Gemüth ausbildete auch ihre Werke zu erleuchten. Iſt doch ſelbſt auf dem vaterländiſchen Boden bei jenen früheren Erzeugniſſen, mit denen wir uns noch nicht gar lange kunſtmäßig beſchäftigen, dieſe Ernte noch ſehr ſparſam; und nur je näher wir unſerer Zeit kommen, und je mehr wir in dem weiten Umkreiſe des großen europäiſchen Marktes ſtehen bleiben, wo alles ſich kennt und alles gleichſam in denſelben Hallen luſtwandelt, ſcheint erſt der Beruf zu dieſer Behandlung des Gegenſtandes zu entſtehen, und bieten ſich die Hülfsmittel dazu in erfreulichem Maaße an. Außerdem aber wie kleinlich erſcheint doch dieſe Seite neben jener. Die eine führt uns immer mehr ins große und weite, und wenn wir freilich ſcheinen die ganze Literatur in Anſpruch zu nehmen für ein einzelnes Werk: ſo geſchieht es doch nur, damit dieſes ein deſto beſſer auszumeſſender deſto ſicherer zu behandelnder Beſtandtheil deſſelben großen ganzen ſei. Die andere hingegen hält uns immer mehr in dem engen Raume des Einzellebens feſt, und ein klares

Bild von dieſem erſcheint als das höchſte Ziel ſo angeſtrengter und mannigfaltiger Mühen. Allein auch die größte hiſtoriſche Conſtruction, der wir uns hier ja nur unterziehen um das einzelne Werk des einzelnen beſſer aufzufaſſen, findet doch mit dieſem zugleich ihre Verklärung zunächſt darin, daß ſie unſer eigenes Selbſt und andere befruchtet. Und mit der Betrachtung des einzelnen, damit daraus nicht eine nur uns ſelbſt und unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen verkleinernde Kleinlichkeit entſtehe, ſollen wir jene großartige verbinden. Die Kenntniß des einzelnen Menſchen als ſolchen iſt auch nicht das Ziel dieſer Seite unſerer Aufgabe, ſondern nur das Mittel, um uns eben der Thätigkeiten deſſelben, welche uns auch zu jener objectiven Betrachtung aufregen, deſto vollſtändiger zu bemächtigen. Und das dürfen wir uns doch nicht läugnen, daß man ſich auch in den Zeiten des claſſiſchen Alterthums ſelbſt um den Menſchen nicht minder bekümmerte, und daß wir auch um deswillen den damaligen Leſern ein Verſtehen einräumen müſſen, um das wir ſie nur beneiden können, weil uns das Material dazu fehlt. Soviel iſt aber auch eben hieraus ſchon vollkommen gewiß, daß wir bei der pſychologiſchen Aufgabe ein Uebergewicht des divinatoriſchen nicht vermeiden können, wie es ja auch allen Menſchen umgekehrt ſo natürlich iſt, die ſich aus oft nur zu zerſtreuten Notizen den ganzen Menſchen vorzubilden pflegen. Aber nicht genug Vorſicht kann auch angewendet werden was ſich hypothetiſch ſo darſtellt nach allen Seiten hin zu prüfen, und es auch dann nur noch vorläufig aufzuſtellen, wenn ſich kein Widerſpruch dagegen findet. Niemand aber wird es wol billigen können, wenn dieſe Seite bei irgend einer hermeneutiſchen Aufgabe ganz vernachläſſigt wird, da ja ſchon die offenbar hieher gehörige Frage, ob das Werk ein in den ganzen Gang der geiſtigen Thätigkeit ſeines Urhebers hingehöriges ſei oder nur durch beſondere Umſtände veranlaßt war, ob es zur Uebung auf irgend etwas größeres geſchrieben worden oder aus einem aufgeregten Verhältniß als Streitſchrift hervorgegangen iſt, von der größten Wichtigkeit für

den Ausleger ſein muß. Das Verfahren auf der andern Seite iſt ſchon ſeiner Natur nach überwiegend comparativ, indem ja nur durch Gegeneinanderhaltung deſſen, was in mehreren Werken daſſelbe iſt, und der daneben beſtehenden Differenzen das allgemeine Bild einer Gattung ſich geſtalten, und das Verhältniß des fraglichen Werkes dazu ſich feſtſtellen läßt. Aber theils iſt auch hier ſchon etwas urſprünglich divinatoriſches in der Art die Frage zu ſtellen, theils bleibt, ſo lange die Stelle eines Werkes in der geſammten Ordnung der es angehört nicht vollkommen beſtimmt iſt, auch hier noch ein nicht zu vernachläſſigender Spielraum für das divinatoriſche Verfahren übrig.

Möchte es nun aber auch, wie ich jedoch nicht glaube, ein Mißgriff ſein, daß ich auch auf dieſer Stufe noch die Aufgabe des Auslegers als doppelſeitig aufgeſtellt: ſo kommt er auf meine Rechnung allein, denn meine Führer nehmen dieſes hier ſo wenig auf als vorher. Ja ich muß geſtehen, daß ich auch die andre Seite der Aufgabe hier anders gefaßt habe als Herr Aſt. Denn wo dieſer ein Werk im ganzen aus einem höheren verſtanden wiſſen will, da iſt ihm doch das ganze der Literatur, der es ſich anſchließt, auf der einen Seite eine zu ſchwerfällige Maſſe, auf der andern Seite die Formel noch zu beſchränkt, und indem er immer nur auf das claſſiſche Gebiet ſich bezieht ſubſtituirt er die Formel, es ſolle verſtanden werden aus dem Geiſte des Alterthums. Dies könnte man anſehn als eine Abkürzung des von uns angegebenen Verfahrens. Denn dieſer Geiſt wäre doch das allen Productionen derſelben Art gemeinſchaftlich inwohnende, was ſich alſo ergäbe, wenn man von dem was dem einzelnen eigenthümlich iſt abſtrahirt. Allein Herr Aſt proteſtirt ausdrüklich hiegegen und meint, dieſer Geiſt brauche nicht erſt zuſammengeſucht und geſezt zu werden aus dem einzelnen, ſondern er ſei in jedem einzelnen ſchon gegeben, weil jedes alterthümliche Werk nur eine Individualiſation dieſes Geiſtes wäre. Gegeben ohnſtreitig in jedem einzelnen, aber ob auch aus jedem

ohne weiteres erkennbar? zumal wenn doch in einer Rede z. B. des Demosthenes auf diese Art beisammen sind der Geist des Alterthumes, statt dessen ich nur gleich den hellenischen sezen will, aber dann auch der Geist der atheniſchen Redekunst, und noch der besondere Geist des Demosthenes, neben diesem aber erst als der Leib das, was der Zeit und der besonderen Veranlassung angehört. Nehme ich nun noch dazu, daß der Geist des Alterthums doch auch anderwärts zu finden ist als in den Productionen einer gewissen Art, ja daß er außer den Werken der Rede auch derselbe sein muß in den Werken der bildenden Künste und wo nicht sonst noch: so scheint diese Formel ganz über die bestimmten Grenzen der Hermeneutik hinauszugehn, die es immer nur mit dem in der Sprache producirten zu thun haben kann, weshalb es aber auch gewiß ihrer Anwendung überall an der rechten Haltung fehlen wird. Erinnern wir uns nur einen Augenblikk an das auf eben diesen Saz gebaute vor einiger Zeit nicht seltene Verfahren, da man die Kunstsprache eines Gebietes auf einem ganz andern gebrauchte: so wird wol niemand läugnen, daß wenn dergleichen Formeln nicht ein bloßes Spiel sind, das sich auf eine tüchtige Ansicht stüzt, sie eben nur der verderblichen Nebelei und Schwebelei angehören können. Und von dieser kann ich auch Herrn Ast in dieser seiner Theorie keineswegs freisprechen. Denn wenn ich in eben diesem Zusammenhang höre, daß die Idee als die das Leben enthaltende Einheit erzeugt werden soll aus dem entfalteten Leben als der Vielheit und der Form desselben als der Einheit schlechthin, da man doch besser noch das umgekehrte sagen würde: so finde ich mich allerdings unter solchen Nebeln, welche einer Theorie, die helles Licht verlangt, nicht günstig sein können. Soviel muß freilich jeder zugeben, daß auf welchem Gebiet wir uns mit der Auslegung bis zu dem jezt beschriebenen Punkt erhoben haben, ein großes gewonnen ist, um den Geist des Volks und der Zeit in dem Gebrauch der Sprache richtig aufzufassen, und daß es einer hierüber aufgestellten Theorie zu bedeutender Bestätigung gereicht, wenn

die Betrachtung anderer Gebiete geiſtiger Productivität analoge Reſultate liefert; aber weder möchte ich wagen den umgekehrten Weg zu gehn, und erſt nach ſolchen allgemeinen Annahmen das einzelne begreifen wollen, noch möchte ich auch behaupten, daß dieſes noch in das Gebiet der Hermeneutik gehöre.

Dieſes nun führt mich auf einen andern Punkt, daß nämlich Herr Aſt ein dreifaches Verſtändniß unterſcheidet, ein hiſtoriſches ein grammatiſches und ein geiſtiges. Nun nennt er freilich das leztere, welches genau genommen wieder ein zwiefaches iſt in Beziehung auf den Geiſt des einzelnen Schriftſtellers und auf den Geiſt des geſammten Alterthums, ſo daß das ganze ein vierfaches wird, aber dieſes leztere von den dreien nennt er freilich das höhere, in welchem ſich die andern beiden durchdringen, und ſo könnte man glauben, er wolle hier eigentlich doch nur die beiden Stufen bezeichnen, die wir auf Veranlaſſung der Formel, daß das einzelne nur könne aus dem ganzen verſtanden werden, gefunden haben. Allein dies bleibt mindeſtens ſehr ungewiß. Denn wenn er ſich jenes zwiefache geiſtige als das höhere denkt, das grammatiſche und hiſtoriſche aber als das niedere, wie ſie denn auch wol auf Einer Stufe ſtehen müſſen um ſich gegenſeitig, wie er ſich ausdrükkt, in dem höheren zu durchdringen, warum hat er ſie nicht auch beide als eins zuſammengefaßt, und nur das niedere und das höhere unterſchieden? Allein es kommt noch dazu, daß er hernach auch eine dreifache Hermeneutik unterſcheidet, was doch unter dieſer Vorausſezung gar nicht möglich wäre, nämlich eine Hermeneutik des Buchſtaben des Sinnes und des Geiſtes. Dieſe Unterſcheidung eines dreifachen Verſtändniſſes von einer dreifachen Hermeneutik beruht nun zunächſt darauf, daß ihm Verſtehen nämlich auch der Rede und Auslegen nicht daſſelbe iſt, ſondern Auslegen iſt ihm Entwikklung des Verſtändniſſes. Allein dies, worin er viele ältere zu Vorgängern hat, verwirrt nur die Sache. Die Ent-

wikklung ist hier nichts anders als die Darstellung der Genesis des Verständnisses, die Mittheilung der Art und Weise wie einer zu seinem Verständniß gekommen ist. Das Auslegen unterscheidet sich von dem Verstehen durchaus nur wie das laute Reden von dem innern Reden: und käme zum Behuf der Mittheilung noch etwas anderes hinein: so könnte dies nur geschehen als Anwendung der allgemeinen Regeln der Wohlredenheit, aber ohne daß zu dem Inhalt etwas hinzukäme oder etwas sich daran änderte. Wollen wir indeß Herrn Ast seinen Unterschied gelten lassen: so könnte es dann wol nur eine dreifache Hermeneutik geben, sofern es so viele Arten gäbe das Verständniß zu entwikkeln, aber darauf weisen seine Bezeichnungen weder hin noch werden sie in diesem Sinne ausgeführt, so weit dies überhaupt geschieht. Eben so wenig aber treffen sie auch mit seinen drei Arten des Verständnisses zusammen. Denn die Hermeneutik des Buchstaben, welche die Wort- und Sacherklärungen an die Hand giebt, hat es sowol mit dem historischen als grammatischen Verständniß zu thun, mithin bleibt die Hermeneutik des Sinnes und des Geistes beide nur für das geistige Verständniß. Dieses ist nun freilich ein zwiefaches, allein so unterscheiden sich wieder jene beiden Hermeneutiken nicht, daß die eine könnte ausschließend auf den individuellen Geist des Schriftstellers, und die andere auf den Gesammtgeist des ganzen Alterthums gehn. Denn die Hermeneutik des Sinnes hat es nur mit der Bedeutung des Buchstaben in dem Zusammenhang einer einzelnen Stelle zu thun, dagegen giebt es auch und zwar in beiden Beziehungen eine geistige Erklärung der einzelnen Stelle, so daß hier nichts zusammenzustimmen scheint. Nur soviel ist klar, daß Wort- und Sacherklärung noch keine Auslegung sind, sondern nur Elemente derselben, und die Hermeneutik erst mit der Bestimmung des Sinnes allerdings vermittelst jener Elemente beginnt. Und eben so, daß die Erklärung als Bestimmung des Sinnes nie richtig sein wird, wenn sie nicht die Prüfung an dem Geist des Schriftstellers sowol als des Alterthums

aushält. Denn keiner redet oder schreibt etwas gegen seinen eignen Geist außer in einem gestörten Gemüthszustand, und so auch in der andern Beziehung müßte man doch erst nachweisen, daß der Schriftsteller dem Geiste nach ein Mischling sei, wenn man in einem alten eine Erklärung als richtig annehmen wollte, die anerkannt mit dem Geist des Alterthums in Widerspruch steht. Dies sagt auch Herr Ast selbst, wo er von der Erklärung des Sinnes redet, daß wer den Geist eines Verfassers nicht begriffen habe auch nicht im Stande sei den wahren Sinn einzelner Stellen zu enthüllen, und daß nur der der wahre sei, der mit jenem Geist zusammenstimme. Also Herr Ast, wie dreifach er auch seine Hermeneutik aufstellt, giebt uns doch nur eine, die Hermeneutik des Sinnes, indem die des Buchstaben keine ist, und die des Geistes, sofern sie nicht in der des Sinnes aufgehn kann, auch über das hermeneutische Gebiet hinausgeht. Hier müssen wir also bei Wolf bleiben aber freilich sagen, daß wir um diese Kunst an irgend einer Rede vollständig zu üben, im Besiz sein müssen nicht nur der Wort- und Sacherklärungen, sondern auch des Geistes des Schriftstellers. Und dies meint auch wol Wolf ohngefähr, wenn er unterscheidet eine grammatische eine historische und eine rhetorische Interpretation. Denn grammatisch ist die Wort- und historisch die Sacherklärung, rhetorisch aber gebraucht er gleichbedeutend mit unserm heutigen ästhetisch. Sonach wäre dieses eigentlich nur die Auslegung mit Beziehung auf die besondere Kunstgattung, und enthielte nur einen Theil von dem, was Herr Ast das geistige Verständniß nennt, insofern nämlich die verschiedenen Kunstformen allerdings mit den Geist des Alterthums constituiren, und auf jeden Fall hätte er dann wol um unser ästhetisch zu erschöpfen dem rhetorischen noch das poetische hinzufügen müssen. Nähme er nun auch noch auf das individuelle oder den besonderen Geist des Schriftstellers Rükksicht, so erschöpfte sich seine Hermeneutik in fünf verschiedenen Interpretationen. Nur würde ich wie richtig auch die Sache sein möge immer gegen diesen Ausdrukk prote-

ſtiren, der immer den Schein hervorbringt, als ſeien die grammatiſche und die hiſtoriſche Interpretation jede etwas beſonderes für ſich. Die Theologen haben ſchon dieſe beiden, um die gute Sache zu verſtärken gegen eine ſchlimme, zu einer verbunden, und bedienen ſich des Ausdrukks grammatiſch-hiſtoriſcher Interpretation: ſie thun es aber an und für ſich gewiß mit großem Recht im Gegenſaz gegen eine dogmatiſche und eine allegoriſche Interpretation, als ob dieſe ebenfalls etwas für ſich ſein könnten gleichviel ob richtiges oder unrichtiges. In einen ähnlichen Fehler verfällt auch Herr Aſt, indem er unterſcheidet einen einfachen Sinn und einen allegoriſchen Sinn, welches eben klingt, als ob der allegoriſche Sinn ein doppelter wäre. Iſt aber eine Stelle allegoriſch gemeint: ſo iſt auch der allegoriſche Sinn der einzige und einfache Sinn der Stelle, denn ſie hat gar keinen andern, und wollte ſie jemand hiſtoriſch verſtehen: ſo gäbe er den Sinn der Worte gar nicht wieder, denn er legte ihnen nicht die Bedeutung bei, welche ſie in dem Zuſammenhang der Stelle haben; ſo wie umgekehrt, wenn eine anders gemeinte Stelle allegoriſch erklärt wird. Denn geſchieht dies wiſſentlich: ſo iſt es keine Auslegung mehr ſondern eine Nuzanwendung; wenn aber unwiſſentlich: ſo iſt es eine falſche Erklärung, wie es deren auch ſonſt genug giebt, die aber auch ganz aus denſelben Fehlern entſteht. Man könnte mit demſelben Recht für freimaureriſche und ähnliche Formeln noch eine myſteriöſe Interpretation erfinden, und den myſteriöſen Sinn von dem einfachen unterſcheiden. Hat uns nun ſchon ſeit langem außer der dogmatiſchen Interpretation, mit der es dieſelbe Bewandniß hat wie mit der allegoriſchen, ein Philoſoph noch mit einer moraliſchen beſchenkt: ſo ſteht zu hoffen, daß der endlich das rechte getroffen haben wird, der uns neuerlich erſt eine panharmoniſche erſunden hat. Denn er kann ja wol nichts anders damit gemeint haben, als daß bei einer richtigen Interpretation alle verſchiedenen Motive zu einem und demſelben Reſultat zuſammenſtimmen müſſen. Alle dieſe Neuerungen, als ob es verſchiedene Arten der Auslegung gebe, gleich-

ſam als ob man zwiſchen ihnen wählen könne, wobei es denn gar nicht weiter der Mühe lohnen würde zu reden und zu ſchreiben, ſcheinen freilich urſprünglich nur im Ausdrukk zu liegen; aber es iſt doch leider deutlich genug, daß ſie nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Sache ſelbſt geweſen ſind. Wie ſie nun ihren Grund in dem immer noch chaotiſchen Zuſtand dieſer Diſciplin haben, ſo werden ſie auch nicht eher, aber dann gewiß, verſchwinden, wenn die Hermeneutik zu der ihr als Kunſtlehre gebührenden Geſtalt gelangt, und von der einfachen Thatſache des Verſtehens ausgehend aus der Natur der Sprache und aus den Grundbedingungen des Verhältniſſes zwiſchen dem redenden und vernehmenden ihre Regeln in geſchloſſenem Zuſammenhang entwikkelt werden.

5.

Ueber Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik. *)

Wenn zwischen der Wissenschaft und dem Leben wie wir uns auszudrükken pflegen der Streit zwischen Theorie und Praxis sich oft ziemlich schroff gestaltet: so finden wir ihn, wenn auch nicht in demselben Maaße, auf dieselbe Weise auch innerhalb des wissenschaftlichen Gebietes wieder in demselben Maaß, als die Leistungen auf irgend eine Weise als Kunstwerke können angesehen werden. Hievon geben sowol die naturwissenschaftlichen als die geschichtlichen Disciplinen Beweises genug. Daher ist nichts wünschenswerther, als wenn diejenigen, welche selbst zu großen Leistungen berufen sind, zugleich auch für die reine Theorie Aufgaben stellen, welche nicht nur die Keime zu neuen Leistungen entwikkeln, sondern auch, wenn sie gelöst werden, eine feste Norm darbieten und dadurch das Verfahren selbst regeln und sicherstellen.

Wir verdanken unserm F. A. Wolf sehr bedeutende Leistungen auf dem Gebiet der oben genannten Wissenschaft, theils die er von andern aufgenommen und der Vollendung näher gebracht, theils die von ihm selbst ausgegangen und bis auf einen bedeu-

*) Gelesen in der Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 20. März 1830. J.

tenden Punkt gefördert worden ſind. Aber die Aufgabe, die er für dieſe Doctrin in ſeinem encyclopädiſchen Aufſaz ſtellt, daß nämlich die Grundſäze, wornach in derſelben verfahren wird, mit philoſophiſcher Genauigkeit aufgeſtellt werden ſollten und könnten, eine Aufgabe, die vielleicht früher gar nicht gefaßt werden konnte, iſt ein befruchtender Keim, der wenn er auf guten Boden gefallen wäre ſchon hoch müßte empor gewachſen ſein, ja nach allen Seiten hin Abſenker getrieben haben. Allein Wolf hat nur die Aufgabe geſtellt und nicht ſelbſt Hand angelegt, ja die Art wie er ſie ſtellte zeigt, daß er nur im Kampf gegen herrſchende geringſchäzige Vorſtellungen ſolche Anſprüche für dieſe Diſciplin geltend machen konnte. Wo aber von philoſophiſcher Genauigkeit die Rede iſt, da muß wol auch die Philoſophie mitwirken oder einwirken wenigſtens. Dieſe aber iſt bei uns noch immer zu ſehr mit ihrem innerſten Leben, mit der Ausbildung der Formen für ihre Principien beſchäftigt, als daß ſie ſo bald ſollte zu ſolchen nach außen gerichteten Thätigkeiten ſich hergeben können. Es ſcheint mir aber, ehe man an eine ſolche Behandlung dieſer Wiſſenſchaft ernſtlich denken kann, iſt noch manches zu berichtigen, was gleichſam zum kleinen Dienſt gehört. Dahin rechne ich nun vornämlich, daß Umfang und Inhalt derſelben genau beſtimmt werde. Dies ſcheint Wolfs Erklärung noch nicht zu leiſten, und die welche Herr Aſt giebt eben ſo wenig. Ich führe dieſen wieder an, weil mir kein anderer Schriftſteller bekannt iſt, der ſeitdem von dieſen Gegenſtänden mit einer philoſophiſchen Tendenz gehandelt hat.

Wolf ſagt, die philoſophiſche Kritik erforſche vornämlich Alter Aechtheit und Authentie der ſchriftlichen Werke, und beurtheile deren originale Richtigkeit, oder ihre bald zufälligen bald vorſäzlichen Verderbniſſe. Herr Aſt faßt kürzer zuſammen, und erklärt die Kritik als Forſchung über die Aechtheit der Schriften, ihrer einzelnen Theile Stellen und Wörter, und freilich läßt ſich auf dieſen Begriff der Aechtheit alles auch in der wolfiſchen Erklärung zurükkführen. Die weitere Verhandlung aber zeigt

bei beiden, am deutlichsten jedoch die wolfische, wie sich die Aufgabe einer genaueren Begriffsbestimmung von der andern, nämlich der Eintheilung, nicht trennen läßt. Bekanntlich nämlich ist man schon immer gewohnt die philologische Kritik zu theilen in eine höhere und eine niedere. Gäbe es nun keine andere Art der Kritik als die philologische, nun so könnte man den Begriff bestimmen, und hernach die Frage aufwerfen, ob hinreichender Grund sei zu dieser Theilung, und worin er bestehe, und dem gemäß das Gebiet entweder ungetheilt lassen, oder es so oder anders theilen nach Maaßgabe der vorangegangenen Begriffsbestimmung. Nun aber sind diese beiden Ausdrükke Benennungen von verschiedenen Operationen, welche unabhängig von einander vorgenommen werden; und wenn es nun noch andere Arten der Kritik giebt: so entsteht die Frage, ob diese beiden wirklich mit einander genauer verbunden sind, oder ob nicht vielleicht eine davon einer andern Art der Kritik näher steht als der andern Hälfte der philologischen Kritik, d. h. ob der leztere Ausdrukk mehr ist als nur eine willkührliche Zusammenfassung zweier ganz verschiedenen Thätigkeiten, vielleicht bloß deswegen, weil sie es beide mit Erzeugnissen des classischen Alterthumes zu thun haben. Daß nun der leztere Grund nicht hinreicht die philologische Kritik als Eine besondere Disciplin zu sezen, deshalb brauche ich mich nur auf das in meiner Abhandlung über die Hermeneutik gesagte zu berufen, indem es hier ebenfalls anwendbar ist. Es giebt auch in den neuern und den nicht classischen Sprachen dieselbe Forschung, wenn auch nicht so häufig, über Alter Aechtheit und Richtigkeit der Schriften; ja auch bei der mündlichen Rede, theils unmittelbar, theils nachdem sie zur Ueberlieferung geworden, kommen dieselben Aufgaben vor. Wenn nun bei Wolf außer der philologischen noch von einer und zwar vielfach doctrinalen und von einer wahrscheinlich auch ihr untergeordneten rhetorischen Kritik die Rede ist, die sich auch unter anderm mit den schriftlichen Werken des classischen Alterthums beschäftigt, und wenn unter den philologischen Wissenschaften selbst Wolf auch eine

historische Kritik aufführt: so wäre es sehr leicht möglich, daß die sogenannte höhere Kritik mit einer von jenen näher verwandt wäre als mit der niedern, oder diese mit einer von beiden näher als mit der höheren. Und alsdann wäre es Unrecht die eine von dem verwandteren zu trennen und sie mit einem fremderen zu verbinden. Wir können also nicht den Begriff der philologischen Kritik bestimmen, ehe wir wissen, wie sich was man höhere und was man niedere Kritik nennt gegen einander verhalten.

Meine beiden Autoren nun stimmen hierin nicht zusammen. Wolf unterscheidet nach Verfahrungsweisen. Nämlich die niedere, die er deswegen lieber die beurkundende nennen möchte, belegt ihre Entscheidungen mit urkundlichen Zeugnissen; die höhere aber, die er deshalb lieber die divinatorische nennen möchte, findet ihre Ergebnisse mit Hülfe von innern Beweisgründen. Ast hingegen unterscheidet nicht nach der Verfahrungsweise, sondern nach dem Gegenstand. Die Kritik, welche die Aechtheit einzelner Stellen und Wörter erforscht, nennt er die niedere; die aber, welche es mit ganzen Schriften und mit Theilen derselben zu thun hat, nennt er die höhere. Beides ist offenbar nicht dasselbe, sondern beide Eintheilungen kreuzen sich; jede der wolfischen kann angewendet werden bei beiden astischen, und jede der astischen wird beide wolfischen in Anspruch nehmen. Wenn anders die astische eine wirkliche Eintheilung ist, denn sind nicht Stellen und Wörter auch Theile einer Schrift? Und wenn anders, möchte ich hinzufügen, auch die wolfische eine ist. Denn da Wolf selbst sagt, beide Gattungen arbeiteten selten allein, und das meiste so wie auch das sicherste sei eine aus beiden zusammengesezte Kritik: so scheint er mehr verschiedene Elemente desselben Verfahrens — so daß es nur zufällig geschehen kann, daß bei einer kritischen Aufgabe nur das eine und nicht auch das andere vorkomme — als wirklich zwei verschiedene Gattungen oder Arten beschrieben zu haben. Herr Ast hingegen hat für dasselbe aus beiden wolfischen Elementen zusammengesezte Verfahren mehr zwei

Felder von verschiedener Größe beschrieben, als daß er die Kunst selbst getheilt hätte. Ich bin aber weit entfernt deshalb den Unterschied zwischen niederer und höherer Kritik als zwei wirklich verschiedenen Zweigen derselben Kunst aufheben zu wollen. Denn dieser ist viel zu allgemein anerkannt, als daß ihm nicht etwas wahres zum Grunde liegen sollte. Eben so wenig kann ich glauben, daß meine beiden Schriftsteller diese Wahrheit ganz sollten verfehlt haben. Vielmehr bin ich gern damit einverstanden, wenn man sagt, daß beide gut genug zusammenstimmen, ihre Benennungen aber nur a parte potiori hergenommen hätten. Unter niederer und höherer Kritik hätten beide dasselbe gedacht, Ast habe ihr kleinere Stellen und Wörter angewiesen, weil eben Wolfs beurkundende Kritik am meisten über Auslassungen Zusäze und Veränderungen aus Verirrungen der Hand oder des Auges entscheide, und Wolf habe die Kritik, welche über die Aechtheit ganzer Werke und großer Abschnitte derselben entscheide, die divinatorische genannt, weil nur innere Gründe und die richtige oft sehr verwikkelte Gegeneinanderstellung vieler geschichtlichen Momente hier über Aechtheit und Unächtheit entscheiden. Nur daß eine Eintheilung, die so gemacht ist, wenig verspricht für die philosophische Genauigkeit der Behandlung. Denn beide Begriffe bleiben doch schwankend, da es nicht fehlen kann, daß es Fälle giebt, die der eine zur niedern Kritik rechnet, der andere aber zur höheren; und wenn sie nun so schwankend den höheren Begriff der philologischen Kritik constituiren: so kann es um diesen auch nicht am besten stehn.

Will ich nun doch lieber es noch weiter mit meinen beiden Führern versuchen, als für mich allein fast auf Gerathewohl eine neue Begriffsbestimmung von vorne anlegen: so kommt mir zum guten Glükk noch zweierlei zu Hülfe. Die philologische Kritik nämlich muß doch in einem bestimmten Verhältniß stehen zu den beiden Disciplinen, mit welchen Herr Ast sie in seinem Lehrbuch zusammenfaßt, und mit denen sie bei Wolf das Organon der Alterthumswissenschaft bildet; dann aber muß sie doch auch irgend-

wie als Kritik daſſelbe ſein mit der doctrinalen Kritik und der hiſtoriſchen Kritik, welche in dem wolfiſchen Cyclus ebenfalls vorkommen. Doch läßt mich auch Herr Aſt hier nicht ganz im Stich, denn er ſchließt die Kritik zunächſt an die Würdigung der Schriften des Alterthums im ganzen und einzelnen, und dieſe Würdigung, die er, nur weil ſie durch dieſelbe bedingt iſt etwas ſonderbarer Weiſe, mit zur Hermeneutik rechnet, iſt nichts anderes als Wolfs doctrinale Kritik. Wenn ich nun dieſe zu Hülfe nehmen will, um nur vorläufig zu beſtimmen, ob etwas und was die philologiſche Kritik mit dieſer gemein hat: ſo habe ich es freilich mit einem vielleicht noch eben ſo wenig zum Behuf eines philoſophiſch genauen Verfahrens gehörig beſtimmten Begriff zu thun; indeß glaube ich wenigſtens nicht aus Bequemlichkeit zu fehlen, wenn ich einigermaßen an Herrn Aſt mich anſchließend ſage, dieſe Kritik ſei die Würdigung eines Werkes in Bezug auf ſeinen Gattungsbegriff. Ich ſage abſichtlich einigermaßen: denn was Herr Aſt als Würdigung des Geiſtes einer Schrift aufſtellt, und zwar in einer dreifachen Abſtufung des relativen nationalen und unbedingten, ſcheint weit mehr zu umfaſſen; demohnerachtet aber glaube ich, daß bei einem richtigen Gebrauch meiner Erklärung ſie für alles ausreichen wird, was Herr Aſt meint, und daß auch Wolf nicht viel dagegen einwenden würde. Iſt der Gegenſtand dieſer Kritik ein Werk der ſchönen Redekunſt: ſo gebührt das Geſchäft der rhetoriſchen oder äſthetiſchen Kritik; ſonſt gehört es den andern Doctrinen. Aber dieſelbe Kunſt verbreitet ſich dann auch und zwar ohne Unterſchied der Sprache weiter über die ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Compoſitionen, ja auch über die Werke der bildenden und mimiſchen Künſte. Ja ich könnte ſagen noch weiter als über die Werke, auch über die Thaten, ſo daß alle politiſche und ethiſche Würdigung eines in ſich abgeſchloſſenen ganzen unter denſelben Begriff gehörte. Aber ich fürchte, die Antwort, was dieſer Kritik mit unſerer philologiſchen gemein ſei, wird nur immer ſchwieriger, je größer uns dieſes Feld erſcheint. Indeß wenn wir dabei

ſtehn bleiben, daß doch auch alle Werke des Alterthums Gegenſtände für dieſe doctrinale Kritik ſind: inwiefern ſind denn, wenn wir doch von etwas gemeinſamem ausgehn wollen, dieſelbigen auch Gegenſtände der philologiſchen Kritik? Offenbar ſind es die Werke ſelbſt gar nicht; denn ſobald wir überzeugt ſind, daß wir das Werk ſelbſt vor uns haben, hört die philologiſche Kritik auf, die höhere ſowol als die niedere. Und wenn jemand etwas verdächtig finden wollte oder gar ändern, weil er glaubte etwas dem Gattungsbegriff des Werkes angemeſſeneres an die Stelle ſezen zu können: ſo wäre dies eine Ueberſchreitung der Grenzen der philologiſchen Kritik, und ein Uebergang in die doctrinale. Die philologiſche hat es daher nur mit der Schrift im äußerlichen Sinn zu thun, und es kommt nur darauf an, ob ihr Verfahren mit dieſer ſich auch auf einen ähnlichen Begriff zurükkführen läßt. Dieſes nun ſcheint nicht ſchwierig, und die Aufgabe würde auszudrükken ſein als die Würdigung der Schrift in Bezug auf die Treue; denn das iſt der Begriff der Schrift, daß man das Wort, gleichviel ob äußerlich geſprochen, gleichviel ob einzeln oder in großem Zuſammenhange, daraus vollſtändig muß herſtellen können. Und auch für eine Urſchrift gilt dieſelbe Aufgabe und dieſelbe Art ſie zu löſen wie für die Abſchriften, denn auch jene kann durch Schreibfehler aller Art entſtellt ſein. Nur wie die Sachen jezt liegen in Bezug auf die Schriften des Alterthums werden wir wol ſagen müſſen, daß der geſammte Vorrath von Abſchriften eines Werks als Repräſentant der Urſchrift Gegenſtand der Würdigung ſei. Denken wir uns nun dieſe durch alles einzelne durchgeführt, und überall das getreue angegeben: ſo werden wir damit einen großen Theil der Aufgabe der philologiſchen Kritik beſchrieben haben. Auch ſehen wir hieraus gleich nach Maaßgabe wie der Stoff in einer Maſſe von Copien deſſelben Werkes vor uns liegt, eine ſecundäre Aufgabe ſich entwikkeln, nämlich die Copien ſelbſt in verſchiedene Abtheilungen zu bringen, je nachdem ſie ſowol was den Grad als auch die Art und Weiſe der Treue und Untreue betrifft ſich mehr oder weni-

ger von einander entfernen. So können wir auch das Verhältniß dieſer kritiſchen Thätigkeit zu der hermeneutiſchen ſowol als der grammatiſchen auf eine ziemlich einfache Formel bringen. Um nun bei der lezten anzufangen: ſo iſt offenbar, daß die Grammatik vorausgeſezt wird bei der Ausübung der Kritik. Denn jede Schrift will ſchon als öffentliche Rede dafür angeſehn ſein, daß ſie den Geſezen der Sprache folge, und wo wir alſo etwas dieſen offenbar widerſprechendes finden, werden wir die Treue der Copie in Anſpruch nehmen. Eben deshalb nun ſcheint mir nicht, daß man beurkundende Kritik und divinatoriſche in dem Sinne wie Wolf beide Ausdrükke nimmt ſo beſtimmt von einander trennen könne, da wir ja den Werth der Urkunden großentheils nur nach ihrer grammatiſchen Angemeſſenheit ſchäzen können, und dieſes doch immer innere Gründe ſind, ſo daß die beurkundende Kritik ſich ſelbſt wieder auf die divinatoriſche bezieht und dieſe vorausſezt. Gründet ſich nun aber auf der einen Seite das kritiſche Urtheil auf die ſchon erworbene Sprachkunde: ſo iſt eben ſo offenbar, daß die Sprachkunde zum großen Theil erworben worden iſt durch den Umgang mit eben den Urkunden, welche der Gegenſtand der kritiſchen Thätigkeit ſind. Kann es nun geſchehen ſein, wie der Fall denn genug zu Tage liegt, daß gewiſſe grammatiſche Säze ſich gebildet und Glauben erworben haben auf den Grund von ſchlechteren Urkunden, weil die beſſeren damals noch nicht aufgedekkt waren: ſo wird die Grammatik auch ihrerſeits wieder auf die Kritik zurükkgehn, und im einzelnen bedeutend verbeſſert werden können, wenn die Urkunden richtig gewürdigt und vollſtändig benuzt werden. Es findet alſo ein unverkennbares Wechſelverhältniß ſtatt zwiſchen philologiſcher Kritik und Grammatik, indem beide von einander abhangen und beide ſich gegenſeitig fördern. Was aber das Verhältniß unſerer Kritik zur Hermeneutik betrifft: ſo leuchtet wol ein, daß die kritiſche Thätigkeit die beſtändige Begleiterin der hermeneutiſchen iſt, ſo jedoch daß wir ſagen müſſen, im ganzen gehe die hermeneutiſche voran, und die kritiſche entſtehe erſt mit den Schwie-

rigkeiten, durch welche die hermeneutiſche ſich gehemmt fühlt. Nur dann kann ſcheinen der umgekehrte Fall einzutreten, wenn eine Schrift ſich für etwas ganz unwahrſcheinliches ausgiebt; dann iſt das kritiſche Intereſſe das erſte. Tritt ein ſolcher Fall ein, dann ordnet ſich, bis der Thatbeſtand vollkommen überſehen werden kann, das hermeneutiſche Verfahren ganz dieſem kritiſchen unter. Aber freilich iſt dies grade ein Fall, der in unſerer vorläufigen Erklärung nicht enthalten iſt, ja ſo ganz aus derſelben herausgeht, daß wir es hier gar nicht mehr mit den Abſchriften zu thun zu haben ſcheinen; ſondern überall, wo ſich eine Schrift für etwas ausgiebt was ſie nicht iſt, oder ein Complexus von Gedanken als Theil einer Schrift erſcheint, der er nicht angehört, haben wir es mit den Werken ſelbſt zu thun, nur in einer andern Hinſicht als die doctrinale Kritik. Nun liegen aber grade auf dieſem Gebiet die größten Aufgaben und die größten Triumphe der höhern Kritik, und es iſt beinahe zu befürchten, daß Herr Aſt mit ſeiner Art höhere und niedere Kritik zu ſondern Recht behalten, unſere bisherige Erklärung aber nur für die niedere Kritik gelten wird, und wir mithin auch noch nicht auf dem Wege ſind, eine befriedigende Erklärung der philologiſchen Kritik als Einheit zu finden, welche ſich dann leicht in höhere und niedere ſpalten ließe. Hiezu kommt noch, daß in unſerer Erklärung auch die eigentliche Verbeſſerungskunſt nicht mit enthalten iſt, für die es auch gewiß im Gebiet der doctrinalen Kritik keine Analogie giebt, und die wir doch von der philologiſchen Kritik nicht gänzlich als etwas anderes und eigenes abſondern können.

Kommen wir nun mit dieſer Analogie nicht weiter als das bisherige: ſo möchte es gerathen ſein, daß wir uns nach einer andern Art der Kritik umſehen, von welcher auch ſchon beiläufig die Rede geweſen iſt, nämlich der hiſtoriſchen Kritik. Dieſer Ausdrukk iſt freilich wol noch nicht vollkommen wiſſenſchaftlich zu einem genau beſtimmten Werth ausgeprägt, und wenn wir gleich eine Menge vortrefflicher Leiſtungen auf dieſem Gebiet beſizen, darum auch wol mein Autor ſich gar nicht weiter darüber

ausgelaſſen hat: ſo fehlt viel, daß es ausgemeſſen und eingetheilt ſein ſollte, und noch weniger iſt es auf Regeln gebracht. Ich glaube indeß nicht was die Sache betrifft weit zu fehlen, wenn ich darunter die Kunſt verſtehe aus Erzählungen und Nachrichten die Thatſachen auszumitteln. Es gehört dazu keinesweges nur Täuſchung und Irrthümer von der Wahrheit zu ſondern: auch das, was des Erzählers Urtheil und Zuthat iſt, von der eigentlichen Wahrnehmung, und den Reflex, der aus ſeiner Art afficirt zu ſein auf die Zeichnung fällt, von der Zeichnung ſelbſt. Unter dieſe Formel aber können wir alle Aufgaben der philologiſchen Kritik über Aechtheit von Werken und Theilen derſelben zu entſcheiden ohne weiteres ſubſumiren. Giebt ſich eine Schrift für ein Werk des Platon oder des Cicero an: ſo iſt dies eine Erzählung, die wir in ihren einzelnen Theilen zu prüfen und mit andern verwandten zu vergleichen haben, um die eigentliche Thatſache auszumitteln, ob ſie das ſei wofür ſie ſich ausgiebt oder was ſonſt, und dann wann und wo entſtanden und wo möglich wie zu dem falſchen Ruf gelangt. Daſſelbe gilt nun auch von einzelnen Theilen größerer ganzen in ſehr verſchiedenen Abſtufungen. Eine Rolle, welche mehrere Werke unter dem Namen deſſelben Schriftſtellers enthält, iſt eine Erzählung, daß dieſe Werke demſelben Verf. angehören, aus der nun die eigentliche Thatſache; ob die einzelnen Theile den Namen mit demſelben Rechte tragen u. ſ. w., erſt muß ausgemittelt werden. Eben ſo aber iſt auch die Abſchrift eines einzigen Werkes eine Erzählung der Thatſache, daß der genannte dieſen Complexus von Gedanken ſo ausgedrükkt und in ſolcher Folge niedergeſchrieben habe oder zum Niederſchreiben geſprochen, und das eigentliche Verhalten dieſer Thatſache iſt dann auszumitteln bis auf den Grad von Continuität, wenn man will und kann, der bei der Compoſition obgewaltet. Aber es ſcheint, daß wir nicht nur den einen Theil der philologiſchen Kritik aus dieſer Formel, welche der hiſtoriſchen Kritik eignet, am beſten verſtehn, den andern aber von dieſem getrennt in der zuerſt aufgeſtellten Analogie mit der

doctrinalen Kritik lassen müssen; vielmehr können wir jenen auch hier unterbringen, indem auch die Abschriften als solche Erzählungen sind von der Folge von Sprachelementen, in welche ein Autor sein Werk äußerlich gestaltet; und nun findet hier auch die Verbesserungskunst ihren Ort, denn jede Emendation will ja nichts anders sein als die aus den Aussagen mittelbar oder unmittelbar hergestellte ursprüngliche Thatsache. Diese erscheint uns nun als ein nothwendiger Theil, als die eigentliche Vollendung der zuerst aufgestellten kritischen Aufgabe; und die Frage, Ob ein kritischer Herausgeber auch emendiren soll, oder ob sein Text nur sein soll die Gesammtheit seiner Urtheile über die Treue der Handschriften, diese zu verschiedenen Zeiten so verschieden beantantwortete Frage ist keine Frage über die Grenzen der Kritik, sondern nur über die Grenze der Edition. Und die jezt wie es scheint wieder überwiegende Verneinung gründet sich theils darauf, daß da, wo Substitutionen nothwendig sind, gewöhnlich auch mehrere möglich sind, und dieses ungewisse mit dem weit gewisseren Ergebniß der Copien nicht dürfe vermischt werden: eine Maxime, von welcher aus mehrere vermittelnde Zwischenmaaßregeln sich ergeben, die auch oft sind eingeschlagen worden. Theils hat diese Enthaltsamkeit ihren Grund darin, daß die Edition doch selbst in die Classe der Copien d. h. der Erzählungen gehöre, wie denn grade dieses die meiste Noth mache, daß auch die alten Handschriften nicht selten schon Ausmittelungen sein wollten und Substitutionen aufnehmen, welchen nichts gegebenes zum Grunde lag. Darum müsse man diese Geschäfte sondern, indem das andere, die Thatsache auszumitteln, nur in Verbindung mit dem hermeneutischen Geschäft möglich sei, vor welchem und nicht in welchem der Herausgeber seine Stellung zu nehmen habe. Die bejahenden werden natürlich sagen, daß nur derjenige, welcher am meisten in der Vergleichung der Handschriften geübt sei, auch am besten substituiren werde, und daß doch auch in der bloßen Abschäzung der Richtigkeit des vorhandenen auf Sinn und Zusammenhang d. h. auf die hermeneutische Thä-

tigkeit müſſe zurükkgegangen werden, ſo daß man deutlich ſieht, wie die verſchiedenen Maximen ſich auf die verſchiedenen Momente der hier entwikkelten Verhältniſſe beziehen.

Können wir nun die ganze philologiſche Kritik unter den Geſichtspunkt der hiſtoriſchen zuſammenfaſſen und nur als ein beſonderes Gebiet derſelben anſehn: ſo würde das ganze wie es ſcheint ſo zu ſtellen ſein. Unſer ganzer claſſiſcher Apparat iſt dann die Erzählung, aus welcher wir die urſprüngliche Thatſache, nämlich die Entſtehung und Beſchaffenheit der ſchriftlichen Werke des claſſiſchen Alterthums auszumitteln haben, und dieſes allein ſcheint mir die einfache und zugleich vollſtändige Beſchreibung der philologiſchen Kritik zu ſein, aus welcher ſich auch ſo manches noch ohne Weitläuftigkeit entwikkeln läßt, was Wolf in ſeiner diffuſen und eben deshalb unzureichenden Erklärung übergangen hat. Soll jemals die Rede davon ſein die Grundſäze, von denen die Kritiker bei ihrer Ausübung geleitet werden, wenn wirklich ihre Operationen mit demſelben Recht divinatoriſch heißen, mit welchem auch behauptet werden kann, daß ſie nicht Ahndungen ſondern wirklich Grundſäzen folgen, mit philoſophiſcher Genauigkeit zu entwikkeln: ſo dürfte dies wol nur im Zuſammenhang mit den Principien der hiſtoriſchen Kritik im allgemeinen geſchehen können, und indem die literariſche Thatſache zwar in ihrer beſonderen Beſchaffenheit aber doch immer mit Beziehung auf das allgemeine Verhältniß zwiſchen Thatſache und Erzählung betrachtet wird. Ich wollte, ich könnte es hier umgehen, daß ich die urſprünglich aufgeſtellte Analogie zwiſchen der philologiſchen und der doctrinalen Kritik ganz ſcheine fahren gelaſſen zu haben, um jene ganz unter die hiſtoriſche zu ſtellen; denn ſoll ich mich darüber rechtfertigen: ſo muß ich mich noch weiter von meinem Gegenſtand entfernen, um den Ausdrukk Kritik in ſeinem weiteſten Umfang zu betrachten. Die Tripartition, doctrinale philologiſche hiſtoriſche Kritik, haben wir nicht abgeleitet ſondern nur aufgenommen, und aus dem bisherigen würde folgen, daß die philologiſche kein gleich ſelbſtändiges Glied

wäre wie die andern beiden, sondern schillernd bald dem einen sich assimilire bald unter das andere sich subsumiren lasse. Lassen wir dies einstweilen gelten, und fragen wir, wie es denn um die übrigbleibende Theilung zwischen doctrinaler und historischer Kritik stehe: so ist das Verhältniß, welches wir für jene zum Grunde legten, doch nicht so zu fassen, daß die Gattungsbegriffe etwas äußerlich gegebenes wären, vielmehr sind sie als solche nirgend, sondern sie sind nur ein innerlich gegebenes als Richtungen und Typen der Production. Aber was sind sie so betrachtet anders als die eigentlichste innerste Thatsache, und die einzelnen Werke selbst sind nichts anderes als Erzählungen von dieser Thatsache, Erscheinung oder Wiederschein derselben in einem einzelnen. Und so läßt sich die doctrinale Kritik ebenfalls in die historische auflösen. Aber dasselbe begegnet dann derjenigen historischen, die wir bis jezt betrachtet haben, auch. Denn zu den einzelnen Thatsachen im Leben einer Nation giebt es auch ein gemeinsames inneres, nämlich den eigenthümlichen Lebenstypus selbst, von welcher innern That die einzelnen Lebensmomente selbst wieder nur Erzählungen sind. In diese Formel läßt sich dann alles, was wir irgend im wissenschaftlichen Sinne des Wortes Kritik nennen, zusammenfassen, diese hat aber auch eine solche Allgemeinheit, daß wir leicht sehen, es giebt nur außer der kritischen Thätigkeit noch eine nämlich die productive in eben so mannigfaltigen Abstufungen, und beide in ihrer Beziehung auf einander constituiren das ganze geistige Leben. Die kritische aber ist nur um so mehr doctrinal oder historisch, um so mehr divinatorisch oder urkundlich, als das ursprüngliche, welches sie aus dem abgeleiteten herstellt, seiner Natur nach auch wieder als ein abgeleitetes erscheinen und als einzelnes vollkommen bestimmt gegeben werden kann oder nicht. Und so erscheint denn natürlich, daß auch die philologische Kritik, die ein eignes ganzes nur ist in einem positiven Sinne in Bezug auf einen als einzeln gegebenen geschichtlichen Zusammenhang, theils mehr das eine ist theils mehr das andere.

Es bleibt nun nur noch die Frage übrig, ob, die Sache so betrachtet, der Unterschied zwischen niederer und höherer Kritik ein wirklich theilender ist, und wie dann zu fassen. Hier nun will ich meinen alten Gang verfolgen und zu der Differenz zwischen meinen beiden Führern zurükkkehren. Wenn durch eine kritische Operation ausgemittelt wird, eine Schrift oder ein Abschnitt einer Schrift habe einen andern Urheber als den bisher dafür ausgegebenen: so nennt dies jedermann eine Operation der höheren Kritik; fast immer wird darin divinatorisches und beurkundendes in verschiedenem Verhältniß gemischt sein. Wenn aber ein kleiner Saz nachgewiesen wird als ein Glossem, ja wenn eine Leseart erkannt wird als eine auf keiner Autorität beruhende Correction: ist nicht in beiden Fällen das Verhältniß dasselbige, nämlich die Ausmittelung eines andern Urhebers? und kann es in dem einen auf einem andern Wege erlangt sein als in dem andern? Dies dürfte sich schwerlich behaupten lassen, mithin nach Theilen Stellen und Wörtern können wir nicht theilen. Fast aber könnten wir die obige Theilung geltend machen in eine Kritik, die es mit den Werken das heißt dem Gedankengehalt zu thun hat, und die es mit den Abschriften d. h. dem Bezeichnungsgehalt zu thun hat, und dies als den eigentlichen Sinn der Unterscheidung zwischen höherer und niederer Kritik ansehn. Aber doch nur fast, denn der lezte Fall schien doch den andern gleichartig, und würde doch in den meisten Fällen nur den Bezeichnungsgehalt betreffen. Das Fast will nun freilich unsern Absicht nicht genügen, es scheint aber wenn wir es nicht wollen gelten lassen, werden wir die Theilung gar nicht aufrecht halten können, denn welche Operation der philologischen Kritik ließe sich nicht darauf zurükkführen verschiedene Urheber zu unterscheiden. Ein einziger Versuch scheint mir noch übrig zu sein. Nämlich im eigentlichen Sinne des Wortes ist nur Urheber, wer etwas mit Wissen und Willen hervorbringt, eine Menge aber von Aufgaben für die philologische Kritik bezieht sich auf ohne Wissen und Willen irgend jemandes entstandenes. Aber auch diese

bleiben keineswegs bei Worten oder einzelnen Säzen stehn, welche ausgelassen oder eingeschaltet werden, sondern auch größere Abschnitte können leicht, wo sie als Fragmente vorkommen, durch einen bloßen Schreibfehler einem falschen Autor zugeschrieben werden. Nur freilich, ob das eine oder das andere der Fall sei, weiß man nicht im voraus, sondern es ergiebt sich gewöhnlich erst aus der Untersuchung. Wollen wir aber durch die Eintheilung doch verschiedene Operationen unterscheiden, die ihre eignen Regeln haben: so müssen wir nicht auf das Ende sondern auf den Anfang sehen. Sonach würden wir sagen, Ueberall wo von der Voraussezung ausgegangen wird, daß sich zwischen das urkundlich vorliegende und die ursprüngliche Thatsache eine willkührliche Handlung gestellt und die Uebereinstimmung des ersten mit der lezten alterirt habe, da befinden wir uns in dem Gebiet der höhern Kritik und haben nach den Regeln derselben zu verfahren, wobei die höchste Aufgabe ist, die dazwischen getretene Handlung selbst so genau als möglich zu bestimmen, und Grund und Absicht der Verfälschung und einen Hergang bei derselben zur Darstellung zu bringen. Denn nur, wenn wir die wirkliche Thatsache grade so, wie sie auf die ursprünglichste Weise urkundlich hätte mitgetheilt werden können, anschaulich vor uns haben, können wir sagen, daß die Aufgabe im Sinn der historischen Kritik vollkommen gelöst sei. Gehen wir hingegen von der Voraussezung aus, daß nur unwillkührliche Handlungen die Differenz hervorgebracht haben: so verfiren wir im Gebiet der niederen Kritik; aber auch hier kommt es darauf an die Handlung bestimmt anzugeben, und sie als Geschichte zur Anschauung zu bringen.

Ich würde hier abbrechen, wenn mir nicht noch die unbequeme Frage vorschwebte, ob sich denn die Theorie nicht auch noch die Krone auffezte, Regeln anzugeben, von welcher Voraussezung man ausgehen müsse in den verschiedenen Fällen, oder ob dieses das schlechthin divinatorische bleibe, wofür sich keine Grundsäze angeben ließen. Und wiederum wenn es auch hiefür

Regeln gebe, ob dieſe dann zu einer von beiden Arten der Kritik gehörten ohne Unterſchied beider, oder ob ſie ein drittes Gebiet bildeten. Das leztere Dilemma ſcheuend würde ich kein Bedenken tragen zu ſagen, dies gehöre mit zu der Anwendung der Regeln, welche ſelbſt nicht wieder unter Regeln zu bringen ſei, wie das der Fall iſt bei allem was wir in dem höheren Sinne des Wortes Kunſt nennen. Aber freilich verhält es ſich anders damit, wenn in jedem Fall die Richtung auf ein kritiſches Verfahren erſt eintreten ſoll, wenn eine hermeneutiſche Schwierigkeit ſich einſtellt, oder wenn die Verſchiedenheit der Handſchriften eine Wahl nothwendig macht, und anders, wenn von der Vorſtellung des Geſammtzuſtandes der alten Literatur die kritiſche Richtung immer von Anfang an die hermeneutiſche begleitet. Wenn lezteres vielleicht bei reizbarer Ungeduld den kritiſchen Vorwiz erzeugt: ſo iſt es das einzige Mittel ein richtiges kritiſches Gefühl auf dem Wege der Beobachtung zu entwikkeln, wogegen bei jenem es immer eine Sache des Zufalls bleibt, ob die Aufgaben geſehen werden oder nicht, und dann aus Mangel an kritiſcher Vorübung die kritiſche Willkühr in allen Beziehungen eintritt.

VI.

Zur Geſchichte der Philoſophie.

Unterſuchung über den Philoſophen Hippon. Geleſen in der Sizung der philoſophiſchen Claſſe am 14ten Februar 1820.

Ueber den Philoſophen Hippon. *)

Mehrere alte Schriftſteller erwähnen nach Ariſtoteles eines Mannes dieſes Namens theils theologiſcher theils phyſiologiſcher Behauptungen wegen. Allein dies geſchieht auf ſo verſchiedene Weiſe, und das wenige von ihm gemeldete bildet ſo wenig ein ganzes, daß deshalb ſeine ganze Stellung in der Geſchichte der Philoſophie noch ſehr unzuverläſſig iſt, und eine neue Unterſuchung, wenn ſie nur einige feſte Punkte giebt, und zeigt was wir wiſſen können und was nicht, ſchon etwas erſprießliches wäre.

Die erſte Frage iſt nun, ob alle, welche des Hippon erwähnen, denſelbigen meinen, welches, da ſowol ſein Vaterland verſchieden angegeben wird, als auch die Urtheile ſehr verſchieden ſind, noch nicht als entſchieden angeſehen werden kann. Eines will ich hier gleich abthun. Antigonus Caryſtius **) nämlich führt von Hippon ein Buch an *περὶ τῶν λεγομένων τόπων φθείρειν τὰ ἐμπίπτοντα*, welches, iſt der Name anders richtig (Voſſius will Hippys leſen), offenbar ein anderer und weit ſpäterer ſein muß.

*) Geleſen in der Sitzung der philoſophiſchen Claſſe am 14. Februar 1820. J.

**) S. Fabr. bibl. gr. II. p. 658. Harl.

Aristoteles in beiden Stellen de anim. I, 2 und Metaph. I, 3 giebt das Vaterland des Hippon gar nicht an; ebensowenig Plutarch adv. Stoic. p. 1075 und Aelian Var. Hist. II, 31. Alex. Aphrod. und Simplicius zu den angeführten Stellen; auch Nemesius de nat. hom. c. 2 nicht. Allein Sext. Emp. Pyrrh. III, 430. und Pseudo-Orig. philos. ep. XVI. nennen ihn Ῥηγῖνος. Dagegen Clemens Alex. Adh. p. 20. Μήλιος, und Censorinus einen Metapontiner, mit Anführung, daß Aristoxenus ihn einen Samier genannt. Man sollte nun meinen, Censorin müsse noch eine bessere Autorität gehabt haben für jene Behauptung. Man sieht aber aus dieser Stelle deutlich, es sei derselbe Mann von einigen für einen Großgriechen, von andern für einen Kleinasiaten gehalten worden, und dann kann man sich wol leicht denken, wie auch Rhegium oder Metapont und Melos oder Samos sind zweifelhaft geworden; zumal die Schriften des Mannes zeitig müssen verloren gegangen sein. Denn nicht nur Simplic. sagt schon von ihm: ὡς δοκεῖ καὶ ἄθεος γεγονέναι *) und: ὡς εἰκὸς οὕτως ἐνόμισεν **), sondern auch Alex. Aphrod. ad Metaph. I. sagt schon, Hippon narratur. Die Identität geht aber auch ganz einfach aus folgender Combination hervor. Seine Meinung über die Seele und seine Theorie vom thierischen Samen, welche dem Rheginer beigelegt wird, hangen offenbar zusammen unter sich und mit seiner Annahme, daß das ὕδωρ ἀρχή sei. Wo Aristoteles jene anführt, nennt er ihn φορτικός und Simplic. sucht den Grund hievon in dem Atheismus, den Clemens dem Melier beilegt. Also wird dasselbe von dem Asiaten und dem Großgriechen gesagt. Auch Nemesius, der die Grundmeinung, die Seele sei Wasser, von ihm anführt, sagt geradezu Ἵππων ὁ φιλόσοφος. Er hat also nur Einen als Philosophen gekannt.

Daß nun dieser ihn φιλόσοφος nennt, Aristoteles aber ihn als einen φορτικός nicht unter die Philosophen zu sezen wagt,

*) ad Phys. p. 6. **) in Arist. de anim. 8.

beweiſt freilich eine ſehr verſchiedene Schäzung, über deren Grund aber erſt, wenn alles vor Augen liegt, Vermuthungen aufgeſtellt werden können.

Nun aber erſcheinen freilich auch in dem, was von ihm angeführt wird, Widerſprüche. Simplic.*) nämlich ſagt, er habe wie Thales das Waſſer als ἀρχή geſezt. Dieſes modificirt Aler. Aphrod. ſo, den Nachrichten zufolge habe er das feuchte unbeſtimmt als Princip geſezt, nicht erläuternd, ob er Waſſer darunter verſtehe oder Luft. Origenes dagegen ſchreibt ihm zwei Principien zu, Waſſer als das kalte, Feuer als das warme. Und Joannes Diaconus in ſeinen allegor. zum Hesiodus ad v. 116. ſagt gar die Erde. Das leztere könnte man nun als ganz widerlegt anſehen durch Ariſtoteles, welcher behauptet, kein Philoſoph habe die Erde als ἀρχή geſezt, wenn nur Ariſtoteles den Hippon als einen Philoſophen conſtituirt hätte. Allein man ſollte doch meinen, er würde ihn, da er ihn auch nicht beſtimmt ausſchließt, als Ausnahme ähnlich angeführt haben. Alſo muß man wol glauben, daß hier nicht von der urſprünglichen, ſondern nur von einer abgeleiteten Erzeugung, wozu die γῆ das Princip iſt, die Rede iſt. Des Origenes Ausſage von zwei Principien iſt aber ohnedies nicht genau. Denn er ſezt unmittelbar darauf hinzu, das Feuer ſei aus dem Waſſer erzeugt und habe dieſes hernach beſiegt. Das erzeugte iſt aber nicht in demſelben Sinn ἀρχή, als das erzeugende. Auch Sext. Emp.**) ſagt zwar, Ἵππων πῦρ καὶ ὕδωρ. Allein da er es in Verbindung ſezt mit dem Xenophaniſchen πάντες γὰρ γαίης καὶ ὕδατος ἐγενόμεσθα: ſo ſcheint auch hier nicht die urſprünglichſte Erzeugung ſondern vielleicht nur die des einzelnen Lebens, womit auch Hippon am meiſten zu thun hatte, gemeint zu ſein. Alſo bleiben wir zwiſchen den Ausſagen des Simplic. und des Aler. Da nun die leztere die beſtimmtere iſt, und die erſtere um ſo

*) ad Phys. p. 6.

**) adv. math. IX. 361. cf. Pyrrh. hyp. III. 4. 30.

mehr nach dieſer gedeutet werden kann, als zumal bei einem Ariſtoteliker nach Ariſtot. ὕδωρ ἀρχὴ φύσεως τοῖς ὑγροῖς ſehr leicht ὕδωρ für ὑγρόν ſteht; wozu noch kommt, daß Ariſtoteles den Hippon gar nicht Urſache gehabt hätte anzuführen, wenn er ganz daſſelbe wie Thales geſagt hätte: ſo bekommt die Angabe des Alex. hiedurch die größte Wahrſcheinlichkeit. Heraklits θάλασσα.

Die zweite Hauptmeinung, welche von ihm angeführt wird, iſt die, die Seele ſei Waſſer. Dieſe legt ihm, wie es ſcheint auch anderen, Ariſtoteles *) bei, führt auch an, dies ſei aus der wäſſrigen Beſchaffenheit des thieriſchen Samens erwieſen worden. Hermias **) beſtimmt dieſes näher und ſagt, ſie ſei ὕδωρ γονοποιόν ein ſamenbildendes Waſſer, und allerdings giebt es kein Leben ohne Samenbildung. Hiebei alſo ſtehen geblieben haben wir alle Urſache ihn dem Anaximenes und Diogenes ſo nahe zu ſtellen als möglich, und ihn alſo, wenn wir ihn unter die Philoſophen ſtellen wollen, im allgemeinen den Joniern beizugeſellen. Dies iſt auch gewiß des Ariſtoteles Meinung geweſen, wie man aus ſeiner Stellung ſieht. Allein wie iſt er nun in den Katalogus der Pythagoreer gekommen? Vom Jamblichus iſt es bekannt, daß er die Pythagoreer mit Gewalt zuſammengeleſen, und die Reinigung ſeines Verzeichniſſes wäre keine unverdienſtliche Arbeit. Fabricius aber drükkt ſich aus, als ob außer dem Jamblichus noch Cenſorinus den Hippon einen Pythagoreer nenne. Allein in der Hauptſtelle Cap. 5. nennt er ihn nur den Metapontiner, und das frequenter iſt mir zweifelhaft, da er mir ſonſt nirgend aufgeſtoßen. Auch Brucker führt keine andere Stelle an, ſieht auch den Pythagoreismus des Hippon nicht als etwas ausgemachtes an, ſondern ſucht ihn zu erweiſen. Dies beſchränkt ſich aber lediglich darauf, daß er eine Analogie findet zwiſchen dem Siege des Feuers über das Waſſer und der daraus hervorgehenden Weltbildung und den pythagoreiſchen

*) de anim. I, 2. **) iris. p. 175.

Philoſophemen; allein es bedarf der größten Willkührlichkeit, um etwas ſehr wenig bedeutendes zu Stande zu bringen. Simplicius *) hat gewiß nicht gewußt, daß einige den Hippon für einen Pythagoreer hielten. Er redet kurz vorher vom Alcmaeon, und erzählt dabei, er werde von vielen für einen Pythagoreer gehalten, warum ſollte er nicht daſſelbe vom Hippon geſagt haben, wenn es irgend angenommen geweſen wäre?

Im Zuſammenhang mit jener Meinung von der Seele ſteht nun auch die vom thieriſchen Samen. Cenſorin führt darüber zweierlei an, der männliche Same entſtehe aus dem Mark, und der Fötus entſtehe lediglich aus dem männlichen Samen. Cenſorin ſagt, daß in der lezten Meinung Hippon auch mit Diogenes Apoll. ſtimme, daß aber Alcmaeon derſelben zuwider ſei; von der erſten Meinung ſagt er geradezu, daß Alcmaeon ſie widerlege, und zwar grade die Gründe, welche Hippon angeführt, woraus man auf das Alter des Hippon ſchließen muß, indem nach Ariſtoteles Alcmaeon jung geweſen, als Pythagoras alt. Was aber Pſeudo-Origines von der Seele und dem Samen anführt, iſt ſo verfälſcht, daß ohne Conjectur nicht zu helfen iſt. Aber weder Brucker, der es ſehr leichtſinnig paraphraſirt, noch die Herausgeber des Origenes haben etwas dafür gethan. Aus der Stelle des Ariſtoteles muß man ſchließen, Hippon habe den Samen πρώτη ψυχή genannt.

Es iſt nun noch übrig, von dem Atheismus des Hippon zu handeln. In dieſem wird er mit Diagoras, Euemerus, Theodorus, Diogenes und den anderen von mehreren zuſammengeſtellt. Plutarchus **) entſchuldigt dieſen Atheismus; ſie hätten nicht ſagen wollen, die Götter wären ſterblich, ſondern ſie hätten nur nicht geglaubt, daß es etwas unvergängliches gebe, welches für uns freilich die ſchlimmſte Beſchuldigung des Atheismus iſt. Auf eine andere Weiſe entſchuldigt oder vielmehr rechtfertigt

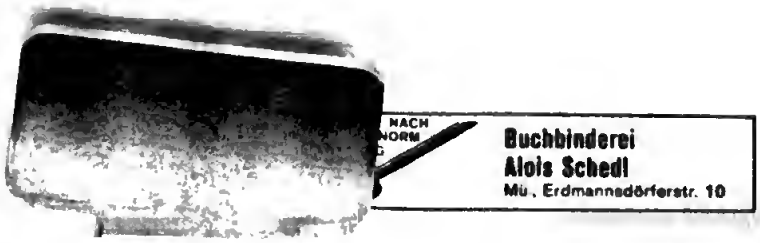
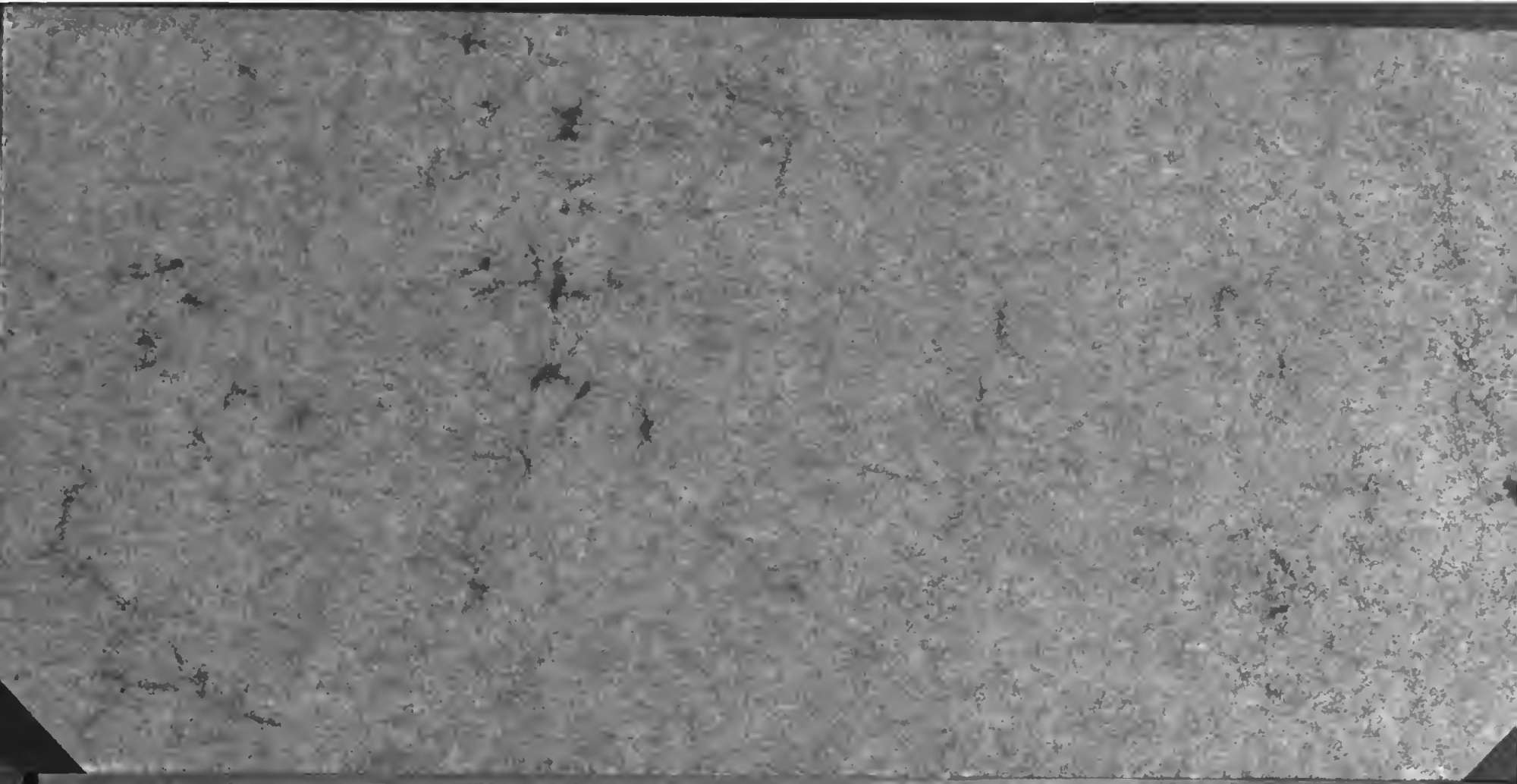
*) l. c.

**) adv. Stoic. p. 1075

ihn Clemens *), den man dahin auslegen kann, sie hätten nicht das unvergängliche bezweifelt, sondern nur, daß die mythologischen Personen unvergänglich wären. Aber wodurch Hippon Veranlassung gegeben ihn diesen Bestreitern des Polytheismus zuzugesellen, das wird uns nirgend gesagt. Clemens **) führt ein Epitaphion an, welches Hippon sich selbst gesezt habe, welches freilich ganz nach der Idee des Clemens ausgelegt werden kann, vielleicht aber ist darin bloß die Ruhmredigkeit alter Physiologen ausgedrükkt, und dann wäre es eher gegen seinen Atheismus. Daß um dieſeswillen Aristoteles ihm sollte eine εὐτελὴς διάνοια zugeschrieben haben, hat Simplic. gewiß nur in der Verlegenheit gesagt. Denn wir, denen seine Schriften fehlen, wissen gar nicht, worauf dies zu beziehen ist. In allen von ihm angeführten Meinungen hat er angesehene Genossen und Nachfolger. Es scheint mehr in der Art des Vortrags und in der Begründung zu liegen, worüber wir aber nichts vermuthen können, da wir von dem eigentlichen Inhalt und der Abzwekkung seiner Schrift, deren Ueberschrift sich nicht einmal erhalten hat, ja von der wir nicht einmal wissen, ob sie prosaisch war oder in Versen, auch gar nicht unterrichtet sind.

*) l. c. **) p. 48.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN


NACH
NORM
Buchbinderei
Alois Schedl
Mü., Erdmannsdörferstr. 10